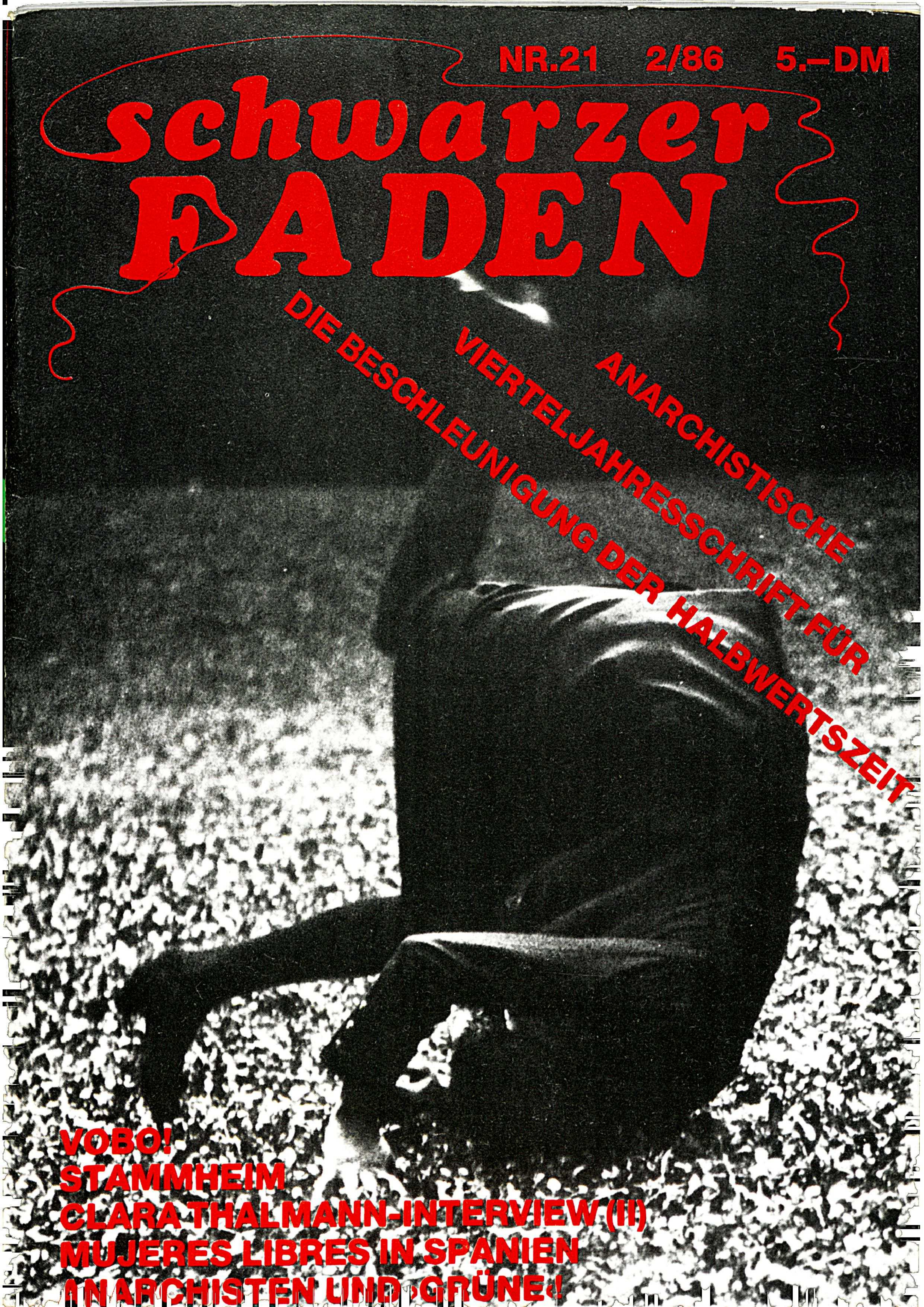
NR.21 2/86 5.– DM

schwarzer FADEN

ANARCHISTISCHE VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE BESCHLEUNIGUNG DER HALBWERTSZEIT



VOBO!

STAMMHEIM

CLARA THALMANN-INTERVIEW (II)

MUJERES LIBRES IN SPANIEN

ANARCHISTEN UND ›GRÜNE‹

EDITORIAL

Liebe Freunde, wir wissen, während wir diese Nummer des SF produzieren, daß wir hoffnungslos inaktuell sind angesichts der Katastrophe in Tschernobyl. Daß wir beim Lay-Out mit 20-facher Radioaktivität belastet, ungläubig auf die Maisonne schauen, auf die wir ja nun weiß der Teufel lang genug gewartet hatten. Daß diese Nummer in drei Wochen erscheinen wird, es also sinnlos ist, etwas zu schreiben, wo sich stündlich der Informationsgrad ändert. Wir wissen um die vermutliche Vergeblichkeit unserer utopischen Wünsche und Ansprüche an eine zukünftige Gesellschaft angesichts von dieser und weiteren drohenden Verstrahlungen, deren Folgen noch nicht abschätzbar sind. Wir erleben jedoch auch den unverschämten Herrschaftsanspruch dieses Staates, der in dem Moment für zwei Tage die Berichterstattung über die wirklichen »Werte« stoppte, als die Werte in Regensburg um das 45-fache gestiegen waren. Wir erleben, was es bedeutet, wenn Orwellsche Worthülsen mit 3/4-Nachrichtensperre vermischt werden. Wer diese aufgezwungene Ohnmacht satt hat, diese Mißachtung der »Bürger« fühlt, sollte jetzt seine »Gebundenheit« in vielen Bereichen überprüfen und sich fragen, ob er nicht doch – politisch und praktisch – sehr viel mehr tun kann. Wenigstens die WAA verhindern, allerwenigstens Zimmermann von seinen Funktionen entbinden, er trägt daran viel zu schwer. Wir produzieren – mit lauem Gefühl – auch diese Nummer des SF. Trotzdem!

INHALT

Titelphoto: Jacques-Henri Lartigue



Staatsterrorismus

Das Photo zeigt Nikos Kokalis, einen 18-jährigen griechischen Anarchisten, kurz nachdem er vor seinem Haus von einem hausdurchsuchenden Polizisten niedergeschossen worden war. Nikos überlebte, weil die Kugel glücklicherweise durch die Schulter wieder austrat. Die Durchsuchung des Hauses stand in Zusammenhang mit einer Aktion gegen Anarchisten. Nach einem Bombenanschlag auf eine Athener Bank wurden 52 Genossen vorübergehend festgenommen, da keinem etwas nachzuweisen war, mußten sie allerdings wieder freigelassen werden. Der schießwütige Polizist, gegen den *kein* Verfahren eingeleitet wurde, mußte lediglich erklären, er habe geglaubt Nikos sei rauschgiftsüchtig und habe sich zur Flucht gewandt. – Keine gute Zeit für Genossen in Athen. . .

IMPRESSUM

HERAUSGEBER: FLI – Forum für libertäre Informationen
V.i.S.d.P.: Horst Blume, Schleusenweg 10, 4700 Hamm; namentlich gezeichnete Beiträge stehen unter der Verantwortlichkeit der Verfasser und geben nicht die Meinung der Herausgeber oder des presserechtlich Verantwortlichen wieder. Eingesandte Artikel werden diskutiert; über einen Abdruck entscheidet die Redaktion der jeweiligen Nummer; ein Anspruch auf Abdruck besteht nicht; Abdrucke erfolgen honorarfrei. Nachdrucke sind gegen Quellenangabe und Belegexemplare ausdrücklich erwünscht! KNAST-FREIEXEMPLARE bleiben solange Eigentum des Verlags, solange sie nicht dem Gefangenen ausgehändigt sind. Eine Zur-Habe-Nahme ist keine Aushändigung!
Auflage: 2200 Exemplare; Redaktion: Horst, Wolfgang, Herby, Fri, Uli. Satz, Lay Out und Vertrieb: Trotzdem★Verlag, Grafenau-1; Druck: Druckcooperative Karlsruhe; Weiterverarbeitung: Libellus-Verlag, Stuttgart; Erscheinungsweise: vierteljährlich; Photos: sofern nicht anders gezeichnet Manfred Kampschulte, Leverkusen; Photos zum Thalmann-Interview von Christian Carnot, Nizza.
Abonnementsgebühren: 15.-DM für 4 Nummern *(Bezahlung im voraus; automatische Verlängerung nach Ablauf des Abo-Zeitraums, d.h. bitte gebt uns schriftlich Bescheid, wenn ihr den SF nicht mehr beziehen könnt oder wollt.)* **Anzeigenpreise**: *1 Spalte: 100.-DM + MWST; 1/2 Seite: 200.-DM; 1 Seite: 500.-DM. SF-Konto: F. Kamann - PSK Stuttgart - Ktonr. 574 63 – 703; Anarchistische und alternative Kleinverlage erhalten 20% Rabatt, Dauerkunden 50%. Redaktionsanschrift: SCHWARZER FADEN – REDAKTION, Postfach, 7031 Grafenau-1; Tel. 07033/44273; ISSN: 0722 – 8988.*

Einzelnummer: 5.-DM
4 Nummern: 15.-DM
8 Nummern: 30.-DM
Probenummer (ältere Ausgabe!) nur gegen Rückporto!
Sondernummer ARBEIT 5.-DM
Sondernummer NOSTALGIE 10.-DM
Bezahlung: Bitte vor der 1. Lieferung, bzw. bei Verlängerung des ABOS nach der letzten Nummer des alten Zeitraums.
Ihr erspart uns viel Arbeit, wenn ihr bezahlt, ohne die Rechnung abzuwarten. Merci!
Postscheckamt Stuttgart, F. Kamann, Kontonummer: 574 63 – 703

Redaktionsschluß Nr.22: 1.7.86
Anzeigenschluß Nr.22: 15.7.86

Spendenliste

Wie immer bedanken wir uns herzlich bei denjenigen, die unsere Arbeit durch Spenden unterstützen. Insbesondere dieses Mal bitten wir verstärkt um eure Hilfe!
Der Grund ist der, daß in Berlin ein für uns wichtiger Alternativbetrieb Konkurs anmelden mußte: Der REGENBOGEN-Buchvertrieb.
Im Moment sieht es deshalb so aus, daß der SF ca. 700.-DM, der Trotzdem-Verlag zwischen 1660.- und 2760.-DM »abschreiben« muß. Beides bringt uns in erhebliche Schwierigkeiten, weil wir so z.B. die regelmäßigen Drukkerraten kaum bezahlen können. Geht man von 5000.-DM Selbstkosten pro Nummer des SF aus, die durch den Verkauf gerade eben gedeckt werden, so wißt ihr, was 700.-DM für uns bedeuten. Trotzdem, wird es natürlich weitergehen, irgendwie; am besten aber mit eurer Hilfe!
Spenden: W.L., Nienburg 10.-; F.-J.M., Dortmund 20.-DM; O.V., Trittau 25.-DM; N.H., Nürnberg 75.-; M.D., Krefeld 5.-; Nato, Köln 100.-; J.S., Berlin 5.-; B.K., Wuppertal 5.-; H.S., Bremen 3.-; K.G., Essen 5.-; T.K., Tübingen 5.-; K.H., Neresheim 5.-; E.K., Eitorf 13.-; R.K., Schwanstetten, 20.-

Terror Dem Terror Dem Terror Dem . . .

Man wedelt damit herum. Kein Wort fällt öfter. Keine Schlagzeile, die es ausläßt und keine Kanzlerrede, die es nicht beschwört. Wir kennen das Wort zu Genüge – seit Jahren. Nur diesmal sind nicht wir gemeint, sondern Gadafi, Gaddafy, Ghaddafy, Khaddafy; also eben der, bei dem sich die deutsche Presse, nicht mal mehr die Mühe gibt, herauszufinden, wie er sich nun eigentlich schreibt. Es betrifft ihn, von dem sie dachten, sie hätten ihn schon, und hatten doch nur seine kleine Tochter.

Ein Angriff auf ihn ist kein Angriff – sondern nur eine »ernste Mahnung«, und wenn es die UNO anders sieht, kommt die Phalanx der Vetos. Ein Veto der Macht hat immer recht. Für den nicht in der Völkergemeinschaft angesiedelten »Hort des Bösen« gelten da die üblichen Maßstäbe.

Amerikanische Sport(sic!)-unternehmer setzen inzwischen Kopfgelder auf ihn aus; dabei wird das Preisgeld umso höher – je mehr Zuschauer die Stadien besuchen. Klar, daß viele Amerikaner dann *gerade* dort hingehen; der Mörder wird nun in ihrem Auftrag handeln. Terror dem Terror dem Terror . . .

Der »freiheitliche Westen« schottet sich mit immer noch wachsender Selbstgerechtigkeit ab. Da dürfen dann auch die deutschen Biedermänner der ›Zu-Spät-Geborenen-Generation‹ wieder dazugehören, und an ihre erfolgreiche innenpolitische Terrorismushysterie des »deutschen Herbstes« 1977/78 anknüpfen. Endlich läßt sich der Sinn unserer inländischen Sicherheit demonstrieren. Es ist wieder Gesichtskontrolle angesagt. Angst und Mißtrauen aber, stärken staatliche Macht und wenden sich letztendlich gegen die »*so* Beschützten« selbst. Nicht umsonst bringt die BRD-Regierung die laxen Südeuropäer in der EG sicherheitspolitisch erfolgreich auf Vordermann. Das Organisierte an dieser politischen (Medien-)Kampagne fällt ins Auge – denn auf Terroristen *darf* man nun schießen, selbst wenn es Unschuldige kostet; und wie schnell ist man hierzulande ›Terrorist‹ . . .

Es werden »Hintergrundsberichte« gezeigt, die mehr verschweigen als berichten – u.a. fehlte dies, daß der libysche Botschaftsangehörige, der die englische Polizistin erschossen hat, nach seiner Rückkehr nach Libyen dort zum Tode verurteilt wurde. Also muß Libyens Staatschef ihn (für deutsche Medienkonsumenten) zurückbeordert haben, um ihn zu »feiern«. Terrorismus wird so aus aller politischen Diskussion herausgelöst und entspringt eben den niederen Instinkten, der heimtückischen Mentalität der Unkultivierten, der verhetzten Fanatiker – versucht man nicht nur in Amerika zu suggerieren.

Gegen *die* helfe dann wirklich keine politische Lösung mehr, sondern nur noch kalte Gewalt. Der amerikanische CONTRA-Terror in Nicaragua sei deshalb auch kein Terror, weil er ja dem »Terror« gilt.

Der Begriff hat eine schleichende Umbestimmung durchgemacht, wobei einerseits die begriffliche Unterscheidung zwischen Terror und Attentat völlig verwischt worden ist – andererseits die spezifische Ausprägung des Terrors aus **nationalen Motiven** nicht mehr von Aktionen aus **sozialen Beweggründen** unterschieden wird. Zum »Terror« wird heute tendeziell alles erklärt, was sich herrschenden Interessen widersetzt. (So brachte es sogar die biedere deutsche Friedensbewegung bis zum »Meinungsterror«!)

Dabei war Terror ursprünglich immer Staatsterror. Denn nur der Staat hatte den Machtapparat, größere Menschengruppen zu terrorisieren. (Haben etwa die Zarenattentäter den später ermordeten Zaren »terrorisieren« können?) Und ist es nicht etwas völlig anderes, wenn der Kampf einem terrorisierenden Machtapparat gilt, als wenn aufgrund nationaler Motive ein **gesamtes anderes Volk** auf der Abschußlinie steht – wie »die Amerikaner, die Engländer . . .« Wenn dabei, wie im Libanon die Wut ausgerechnet britische Lehrer, Journalistem trifft – nur weil sie **Briten** sind und man an Margret Thatcher nicht herankommt? Wenn es **jeden** Amerikaner treffen kann, egal wie er persönlich zur Politik seiner Regierung steht, wie und wo er sich im alltäglichen Leben engagiert?

Attentate als oft verzweifeltes letztes Mittel völlig an den Rand gedrängter Gruppen, um der »zivilisierten Welt« nicht zu erlauben, dieses Leiden wegzuwischen, weil es gerade nicht ins strategische Kalkül paßt (wie im Fall der Armenier) – werden immer unterschiedsloser begangen. Nicht zuletzt aufgrund der eskalierenden Politik der imperialistischen Staaten selbst, die im Gefühl der absoluten Überlegenheit kein Interesse an anderen als ihnen günstigen Lösungen mehr zeigen. Dieser Terror kommt ihnen gelegen – läßt er sich doch in Hysterie und damit in innenpolitschen Gleichklang ummünzen. Hysterie und den Ruf nach dem starken Mann wollten aber auch faschistische Terroranschläge immer erzeugen.

Für Anarchisten wird es damit notwendig, und nicht nur im eigenen Interesse, für diese neue innenpolitische Offensive zu sensibilisieren – den Medienterror auch als solchen zu benennen.



Anarchistische Föderation Nordbayern gegründet! Vom **14.–16.2.** trafen sich auf Initiative der Anarchistischen Gruppe Bamberg, Anarchisten aus der nordbayrischen Region. Das Treffen sollte dazu dienen, die Menschen kennenzulernen, die in Nordbayern freiheitliche Politik betreiben. Weiterhin wollten die Initiatoren mit den bestehenden Gruppen klären, ob und wie sie in Zukunft ihre Kräfte koordinieren und organisieren können.

»Ein großer Nachteil der Anarchisten bestand darin, daß sie seit der Gründung der BRD nicht fähig waren, sich eine angemessene (freiheitliche) Organisation zu schaffen, auf deren Basis sie sich und damit auch die Anarchie weiterbringen konnten. Lange genug haben Anarchos isoliert in den Städten vor sich hingewurschtelt. Kontakte, die zu anderen entstanden, blieben in der Regel ohne größere Konsequenzen für eine regionale/überregionale Zusammenarbeit. Damit verurteilen wir uns zu einer Bedeutungslosigkeit, über die sich unsere Gegner nur freuen können. Wenn wir unsere Utopie realisieren wollen, können wir nicht auf diesem Niveau der Organisation stehenbleiben. Zeigen wir, daß und wie eine anarchistische Organisation, ohne Hierarchien und Funktionäre, arbeitet.

Eine Föderation soll Diskussionsprozesse zwischen den Gruppen fördern, soll dazu dasein, sich gegenseitig zu helfen und gemeinsam in die Phalanx der Herrschaftsgläubigen einzubrechen.Eine Föderation kann ein Werkzeug sein, die Ideen der Herrschaftslosigkeit zu verbreiten. Auch kann sie eine Anstekkungsgefahr für Leute bedeuten, die die Realität der BRD überwinden wollen. Wir bieten allen versprengten Einzelkämpfern und Gruppen die Möglichkeit gemeinschaftlich Antipolitik zu treiben.

Die Föderation soll nicht nur auf dem Papier stehen, wir wollen gemeinsame Aktionen durchführen, die von allen Gruppen getragen werden. Eine Weiterentwicklung der Föderation kann nicht nur verbal stattfinden, im Gegenteil wir müssen uns durch unsere Praxis bestimmen und die Föderation somit auch greifbar und angreifbar machen.

Uns ist allerdings klar, daß eine AFNB allein zu wenig ist, deshalb werden wir versuchen, die Idee der Föderation anderen schmackhaft zu machen, mit dem Ziel, die ganze BRD mit anarchistischen und sonstigen Föderationen zu verseuchen. Überregional wird die AFNB Kontakte zu anderen Föderationen (Norddeutschland, Ruhrpott) und zu anderen anarchistischen Organisationen aufnehmen. Wichtig ist uns auch der Austausch von Propagandamaterial (Videos, Referate etc.), da es meist für Gruppen zu teuer ist, sich die Sachen so zu besorgen.

Freiheit und Freibier

Die Weißbieranarchisten«

Kontakt: *Anarchistische Gruppe Bamberg, Postlagerkarte 009663B/Bbg.1, 8600 Bamberg*

Ein unregelmäßig erscheinender Flugschriften-Informationsdienst wird von der Gruppe **»Das schwarze Gespenst«** aufgebaut. Das erste Blatt hat als Schwerpunkt den § 116. Kontakt: *Bernd Königs, Rheydterstr.303, 4040 Neuss 1.*



Ebenfalls eine Informationsrundbrief für Anarchisten und basisgruppenorientierte Studenten wird von der **Pulverfass**-Redaktion herausgegeben. Die Nr.1 (April 86) enthält Neuigkeiten zur AFNB, zum FLI, zum ADZ, zur WAA; ferner Beiträge zur Frage der lokalen, regionalen und überregionalen Organisierung.

Kontakte u.a.: ASTI, c/o Ralf Landmesser, Rathenowerstr. 23, 1000 Berlin 21, Tel. 030/3947894

LUST, Asta Uni Bonn, Nassestr.11, 5300 Bonn, Tel. 0228/737042

Schwarze Witwe, Asta Uni Osnabrück, Neuer Graben/Schloß, 4500 Osnabrück, Tel. 05405/5590.

Libertäres Plenum Göttingen gegründet! Im Januar 86 nahm das seit November 85 geplante Libertäre Plenum konkrete Formen an: Treffpunkt JUZI, ein eigenes Infoblatt *Hier und Jetzt*, das auch plakatiert werden kann, und das für den Infofluß, die Außeninformation und die Erklärung des Selbstverständnisses sorgt.

Neben dem Bedürfnis in anderen politischen Gruppen nicht nur mitzuarbeiten und bei politischen Diskussionen dann doch oft wieder isoliert dazustehen, erklären die Initiatoren, die grundsätzlich jede/n begrüßen, die/der sich einbringen will, ihren Ansatzpunkt so:

Was uns mit anderen gemeinsam ist, ist die politische Arbeit in Bereichen wie Internationalismus, Antifaschismus, Antimilitarismus, Gewerkschaft und dem Kampf für eine natürliche Umwelt. Warum dann aber noch eine neue Gruppe neben den vielen bestehenden? Wir meinen, daß alle diese Teilkämpfe in den umfassenden Kampf gegen die Herrschaft des Kapitals, des Menschen über den Menschen und des Patriarchats münden müssen. Dieser Kampf muß auf den Grundlagen der Direkten Aktion und der Selbstorganisation geführt werden, denn nur so lassen sich autoritäre Strukturen verhindern und ein freiheitlicher Sozialismus verwirklichen. Wenn wir soziale Revolution sagen, meinen wir permanente Revolution in allen Lebensbereichen, die auch vor dem Privatleben nicht haltmachen darf. Das private Leben und der politische Kampf stehen in einer Wechselbeziehung: Unfreie Menschen können keine freie Gesellschaft erkämpfen . . .

(aus: Hier und Jetzt, Nullnummer).

FLI

Das »FLI« als Herausgeberkreis des SF will Anarchisten aus unterschiedlichen Bereichen mit verschiedener Herangehensweise an soziale und gesellschaftspolitische Probleme zusammenbringen. Sie sollen – ohne Prinzipienerklärungen und Statuten – durch freiheitliche Diskussion und Information die Theorie und Praxis der libertären Bewegung fördern und verbreiten. Das FLI orientiert sich an den Prinzipien der Gegenseitigen Hilfe, der Freien Vereinbarung, des Föderalismus, der Basisdemokratie, des Minderheitenschutzes und der Selbstverwaltung als gesellschaftliches Organisationsprinzip von unten. Es will zur Belebung eines libertären Gegenmilieus (Libertäre Zentren, Foren etc.) beitragen.

2000 Hamburg-50: Wolfgang Neven, Stresemannstr. 71

3400 Göttingen: Wolfgang Aschauer, Burgstr. 32

4700 Hamm: Horst Blume, Schleusenweg 10 (u.a. Kontakt für den Anti-NATO-Kongreß und die Antimilitarismus-AG des FLI)

5090 Leverkusen: Herby Sachs, Moosweg 165 (u.a Kontakt für die *SCHWARZER FADEN* Kulturnummer 1986!

5552 Morbach-Merscheid: Gerhard und Waltraud Kern, Dörrwiese 4 (u.a. Kontakt für die Antipädagogik hier bekommt man gegen 20.-DM jährlich den FLI-internen Rundbrief zur Vor-und Nachbereitung der Treffen!)

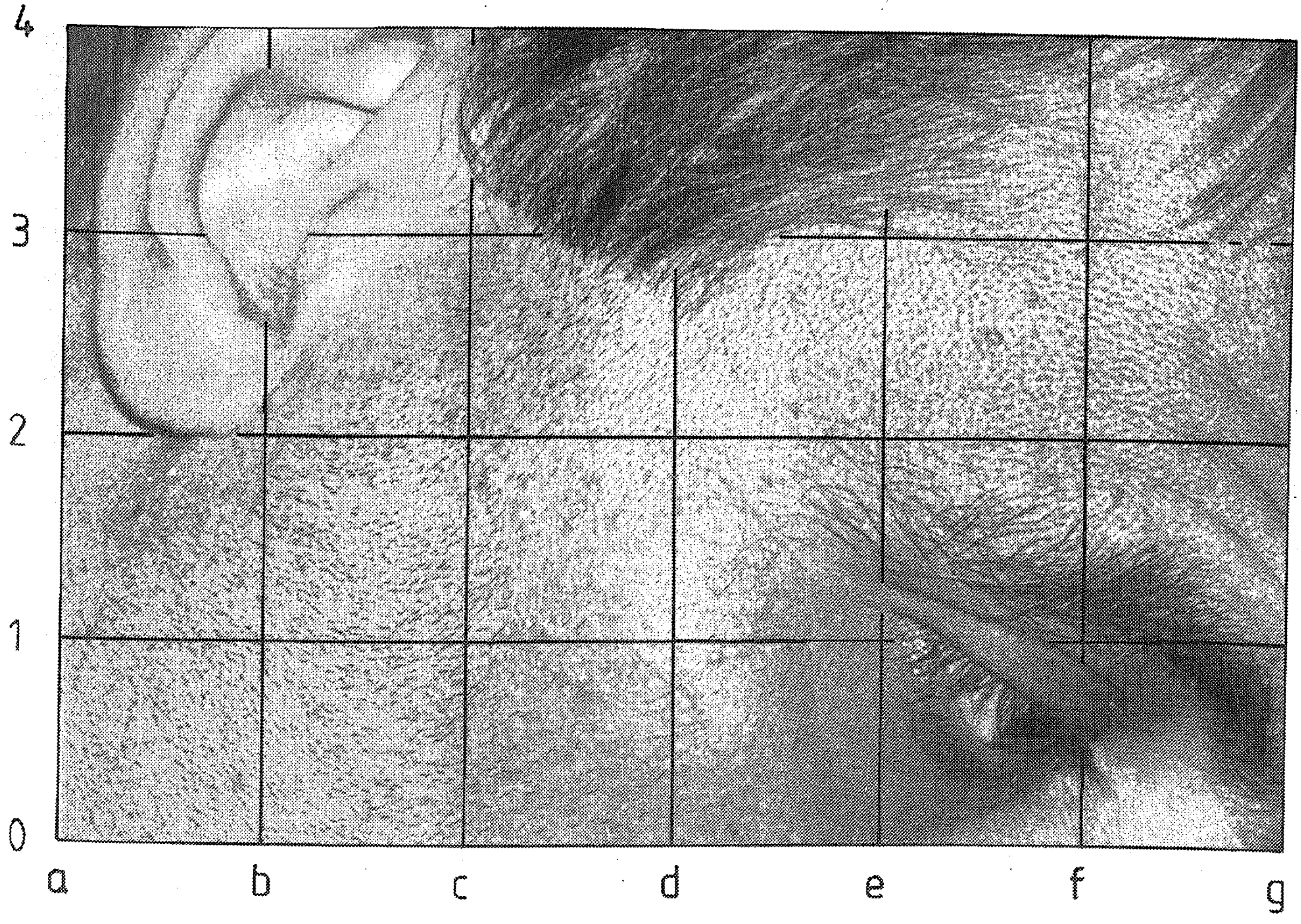
6000 Frankfurt: Uli M , c/o Pfalz, Rotlintstr. 8 (u.a. Kontakt für die Sowjetunion-AG des FLI)

7031 Grafenau-1: SF-Red., PF

7500 Karlsruhe: Veronika Mager, Gartenstr.40

8500 Nürnberg: Eddi Taubert, Adam-Kraftstr. 26

A-1160 Wien: Martin Thoma, Herbststr. 24/18 (u.a. Kontakt für die AG Sozialtechnologie des FLI)



An Anarchisten und andere Ungeduldige: Über die Grünen - und über den Mangel an politisch-sozialem Selbstverständnis bei uns!

von Michael Wilk

Während die einen schon längst nicht mehr Sand im Getriebe, sondern zu Schmieröl geworden sind und versuchen an einige Hebel der Macht-Maschinerie zu gelangen, laufen wir Gefahr, uns selbstgefällig zu betrachten . . . Doch wird das Knirschen des Sandes, als den wir uns so gerne bezeichnen, nicht eventuell zur gern geduldeten Geräuschkulisse, hinter deren scheinbarer Demokratie und Liberalität, der totale Staat sich umso besser zu verbergen vermag?

DIE GRÜNEN

Die vor allem auch von anarchistischer Seite ausgehende Kritik, die schon am Aufbau einer grünen Partei ansetzte, findet sich inzwischen voll bestätigt. In Hessen wurden in düsterster Weise jene damals gehegten Befürchtungen übertroffen. Beispielhaft personifiziert in der Figur eines Ministers Fischer, durch dessen Ernennung deutlich wurde, wie groß die Fähigkeit des Staates ist, diese Partei für eigene Zwecke dienstbar zu machen. Und für die GRÜNEN war der Tod des Günter Sare, der zu dieser Zeit vom Wasserwerfer der Polizei zerquetscht wurde, kein allzu großes Hindernis, sich nunmehr nicht nur ins Parlament, sondern auch noch ins Ministerium zu begeben. Die Fähigkeit des »Apparates« zu integrieren, ist logischerweise abhängig vom Willen, sich integrieren zu lassen.

Dieser Prozeß, in den bürgerlichen Medien im allgemeinen als die »Politikfähigkeit der GRÜNEN« bezeichnet, gehörte von Anfang an zu dieser Partei hinzu. Das Einsteigen von »Genossen«, in die Mühle des parlamentarischen Systems war zwangsläufig verbunden mit dem Bekenntnis zur Stellvertreterpolitik. Ein politisches Prinzip, dessen Sinn es schon immer war, ein direktes Austragen der sozialen Konflikte an Ort und Stelle zu vermeiden. Denn dieses ist ja bekanntlich für die Stabilität einer Gesellschaft höchst unangenehm, ja geradezu gefährlich, weil je direkter die Probleme von Betroffenen selbst angegangen werden, um so größer die Möglichkeit ist, Selbstvertrauen und eigene Stärke zu entwickeln. Nicht ohne Grund also, bemühten sich die Herrschenden schon immer, Spielregeln festzulegen, die die Entscheidungsebene möglichst weit von den eigentlichen Betroffenen entfernt. (Die Möglichkeiten hierzu sind vielfältig, bei uns regeln es Parlamente und Richter, bei anderen die allwissende Kommunistische Partei).

Gerade im Fall der GRÜNEN, deren Wurzeln untrennbar mit der Anti-AKW-Bewegung verbunden sind, mußte das Einlassen auf den parlamentarisch-gesellschaftlichen Kräfteausgleich, jahrelangen Bemühungen um Eigeninitiative und Selbstbewußtsein ins Gesicht schlagen. Auch die, zugegebenermaßen teilweise frustrierenden Erfahrungen in »Basis«-Bewegungen dürfen nicht Begründung dafür sein, das Gegenteil von dem zu tun, was die einzelnen Initiativen untereinander verband, – das gemeinsame Lernen am Erfolg (oder auch Mißerfolg) schlug Brücken zwischen AKW-Startbahn-Häuser-Volkszählungsinitiativen. Das Delegieren von Interessen an Parlamentarier steht im grundsätzlichen Widerspruch zu diesem Ziel.

Zynisch muten die Sprüche der Protagonisten des neuen Marsches in die Institutionen an, allen voran D.C. Bendit und sein »Pflasterstrand«, die jene, die auf der Straße ihre Wut herausschreien, auffordern, die Basisaktivitäten zu intensivieren, um »unseren« Parlamentariern den Rücken zu stärken. Welch absurde Darstellung und Verdrehung der Verhältnisse durch Leute, die wie kaum sonst je-

mand, die politische Prostitution der GRÜNEN in Hessen an Beton-Börner forcierten. Nun ja, immerhin wurde ihr Sinneswandel in der Medienlandschaft gefeiert, wie die Heimkehr des verlorenen (Sponti-)Sohnes zum Vater(-Staat). Der Schaden den jene anrichten, die einstmals auszogen um das parlamentarische Bein des außerparlamentarischen Widerstands zu werden, geht weit über das hinaus, was die von ihnen mitfinanzierten Wasserwerfer und Knäste für uns bedeuten. Viel subtiler wirken sich die kleinen Erfolge der GRÜNEN aus, die Hoffnungen bei Menschen wecken, und damit das Vertrauen ins System stabilisieren, anstatt es in Frage zu stellen. Die Chance, daß Menschen aufhören immer wieder und wieder ihre Interessen an andere zu delegieren und sich jedesmal neu entmündigen, vermindert sich mit jedem »Erfolg« der Stellvertreter. Glücklicherweise wächst mit zunehmendem Erkenntnisstand über Zentralisierung, politische Integration, Abweichen von ursprünglichen Prinzipien (Rotation, Technikkritik vgl. Fritz Kuhn in »Kommune«, zum Randthema degeneriert: Atomenergie etc.) und einem geradezu gigantischen Herausbilden parteiinterner Guru-Positionen, die Desillusionierung über die GRÜNEN. Auch die inzwischen in ausreichendem Maße erreichten Erfahrungen bezüglich der vormals hochgelobten Zusammenarbeit zwischen Partei und Basisinitiativen sprechen Bände. Nur allzuoft gelingt es dem großen politischen Bruder, die Marschrichtung anzugeben. Ganz natürlich eigentlich, vergleicht man die Potenz der Partei (egal ob Publicity, Geld oder Infofluß) mit den Möglichkeiten der kleineren Initiativen vor Ort.

Leider ist die wachsende negative Beurteilung der GRÜNEN bei (Ex-)Mitgliedern oder vor allem bei jenen, die – erst mal abwarten wollten – nicht gleichbedeutend mit einem Mehr an Perspektive, den außer- bzw. antiparlamentarischen Kampf betreffend.

Falsche Perspektiven

Der große Anspruch – Sand im Getriebe zu sein – definiert sich konsequenterweise ja nicht nur im »Nichteinlassen auf die Stellvertreterpolitik des Parlaments«, sondern muß, soll er nicht vollends zur hohlen Phrase verkommen, sich permanent in allen gesellschaftlichen Bereichen auswirken.

Und düster zeichnet sich das Bild, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, vergleicht man an diesem Punkt Anspruch und Realität. Und nochmal an die eigene Adresse: Das *Falsche* zu lassen, heißt noch nicht, damit auch *das Richtige* zu tun!

Ich beziehe mich mit meiner Kritik nicht auf jenes schier endlose Heer von »am Tresen Stehenden, alles schon mal selbst erlebt Habenden, den Über- Durch- und sonstigen Blick Besitzenden, die für jede neue Idee oder Initiative nur den – »macht mal Kinder«-Kommentar vom Stapel lassen. Sie sind für die Macht, den Staat und die Ungerechtigkeit nicht gefährlicher als ein Edamer für ein Käsemesser.

Und auch nicht jene anderen meine ich, die von sich selbst glauben, die Speerspitze eines Proletariats zu sein, das von seiner Speerhaftigkeit leider gar nicht mehr soviel weiß, – und das deshalb mit Unverständnis (im besten Fall!) auf die Aktionen »seiner« Spitze blickt. Und auch der Aufbau einer »europäischen antiimperialistischen Front«, von der ich mich frage, zwischen wem sie inzwischen eigentlich verläuft, täuscht Stärke nur vor. Denn, um in ihrem militärischen Jargon zu bleiben: diese Front besitzt weitestgehend kein Hinterland mehr und ist abgeschnitten. Die Aktionen, neustes Beispiel die Tötung von GI Pimental und US Air Base Bombe, sind schon lange abgekoppelt von den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen hier und spiegeln nur noch das, in seiner Isoliertheit brutalisierte, Selbstverständnis des Fighters wieder. (Alles Counter, gell!) Sollte vielleicht zu denken geben, daß sich auch immer weniger Leute über Hungerstreikaktionen funktionalisieren lassen.

Und was ist mit uns?

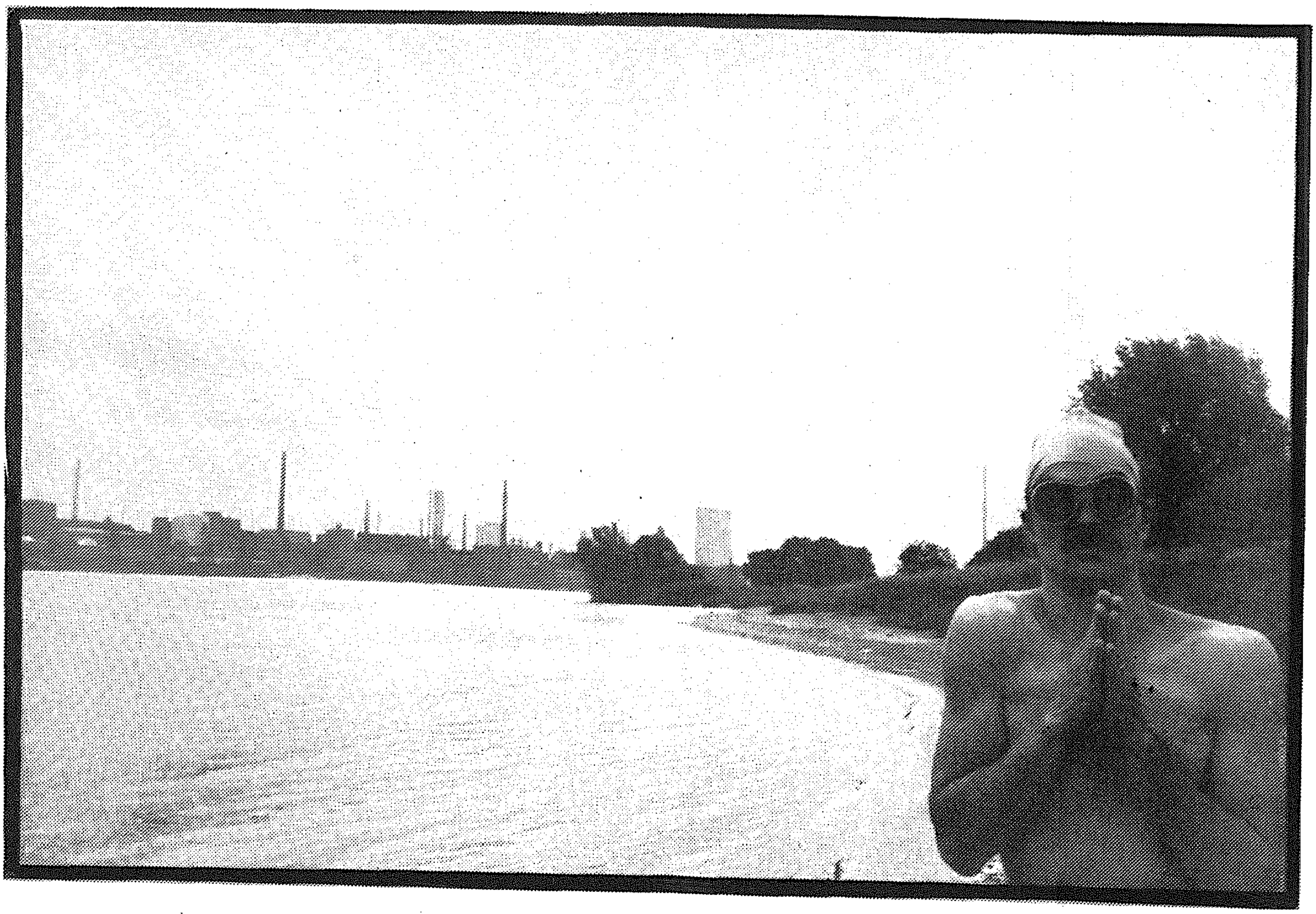
Wir, die wir ja auch oftmals in gut trainierter Selbstgefälligkeit unsere eigenen Aktivitäten und deren Reichweite beurteilen und überschätzen? Nicht gerade ein Beweis für »politischen« Weitblick, ist z.B. das ewige Springen von Einzelaktionen zu Einzelaktionen. Die zwar, was die militant-taktische Vorbereitung anbelangt, eine schon typisch »deutsche Genauigkeit« bei Leuten zu Tage treten läßt, bei denen sie kaum zu vermuten wäre, aber ansonsten relativ zusammenhanglos in zeitlicher Abfolge stehen.

Auch die »Schlagkraft« dieses diffusen Gebildes, was sich autonome Bewegung nennt, erschöpft sich leider nur allzuoft in gemeinsamem Auftreten als »schwarzer Block« auf diversen Demonstrationen.

Die innere Struktur jenes Gebildes ist jedoch das genaue Gegenteil dessen, was die oft überhebliche Art, besonders »Nichtmilitanten« gegenüber, vorzugaukeln vermag – ganz und garnicht blockartig, kompakt oder sonstwie einheitlich.

Und das ist beileibe nicht schlecht, sondern positiv. Schlimm wäre es, wenn sich die Relevanz dieser nicht abgrenzbaren »Richtung«, im gemeinsamen Überziehen der schwarzen »Militanzpräservative«, so nötig sie manchmal sind, erschöpfen würde.

Sehr wertvoll sind vor allem die Anstöße im theoretischen und praktischen Bereich, zu



Themen neuerer und neuster sozial-ökonomischer Prozesse (z.B. Jobber, 2/3-Gesellschaft, vgl. Zeitschrift Autonomie). Leider werden sie von der Masse der sich autonom schimpfenden »Kämpfer« genausowenig aufgegriffen, wie von sehr vielen Damen und Herren der Szene, die ihre Identität über das A im Kreis definieren; aber dies vorrangig auf die historischen Beispiele des Anarchismus beziehen und nicht darüber hinaus auch auf die eigene Person und aktuelle Lage.

Auch unseren Erfolgen in den sogenannten sozialen Einpunktbewegungen (Häuserkampf, AKW, Sartbahn, WAA, Volkszählungsboykott etc.) sind enge Grenzen gesetzt. Auf der einen Seite durch den sehr gut funktionierenden Mechanismus des Teile und Herrsche-Prinzips: Spalte die Bewegung – Reintegriere den einen (grünen) Teil – Kriminalisiere den anderen Teil – der »Rest« verläuft sich resigniert.

Auf der anderen Seite, durch unsere *eigene Unfähigkeit*, die Lernprozesse, die wir mit uns und anderen machen, *vor* dem Zerbrechen der jeweiligen Bewegung in einem gesamtgesellschaftlichen Anspruch zu formulieren. Die Aktivitäten in diesen sozialen Bewegungen, die, sollen sie ihrem Namen gerecht werden, natürlich **über die Szene hinausgehen** müssen, bleiben trotzdem mit Sicherheit wichtigster Bestandteil wirklicher libertärer Arbeit.

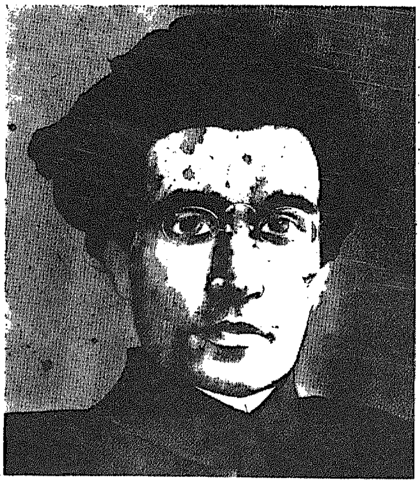
Anarchisten sollten sich verstärkt um die Verbindung der ja nur scheinbar lose nebeneinanderstehenden Brennpunkte bemühen (z.B.neue Ausweise, sozial-ökonomische Verschärfung, ökologischer Raubbau etc.).

Darüberhinaus ist auch die vermehrte Arbeit an Punkten notwendig, die gerade nicht unbedingt im Mittelpunkt allgemein politischen Interesses stehen. (Kann man sich natürlich nicht so leicht dran gewöhnen). Ich will damit sagen, die tägliche Normalität des Lebens muß wieder mehr zum Gegenstand der Analyse und der Bemühung um Veränderung werden. Wirkliche Relevanz unserer Aktivitäten in der Auseinandersetzung mit dem (all-)täglichen Horror wird nur möglich, wenn die Verknüpfung von Einzelpunktauseinandersetzungen und Alltäglichkeit in ein und derselben Radikalität erfolgt. Dazu gehören militantes Auftreten genauso, wie die Pflege sozialer Kontakte.



In der Praxis heißt dies, daß beispielsweise das Organisieren von Nachbarschaftshilfe oder das Errichten sozialer (natürlich selbstbestimmt) Treffpunkte (Zentren, Cafes etc.) Hand in Hand gehen muß, mit dem Engagement einzelner von uns in Jobber oder Arbeitsloseninitiativen; Gewerkschaftsinitiativen etc. – jeder seiner Lebenssituation entsprechend.

Wenn wir als Anarchisten sagen, daß es gilt, schon heute im gemeinsamen Kampf, jene Menschlichkeit zum Tragen kommen zu lassen, die die Gesellschaft auszeichnen soll, die wir anstreben – heißt das vor allem: Arbeit an einer gemeinsamen »politischen Kultur«, mit der wir unserer Umgebung gegenübertreten können. Das Sprengen der Ghettos, in die wir uns auch selbst in falschverstandenem Abgrenzungsbedürfnis manövriert haben, ist vordringlichste Aufgabe. Unsere Ideen und Praxis müssen vermehrt in alle für uns erreichbaren sozialen Strukturen eingebracht werden. Auch das Abbauen von Vorurteilen uns gegenüber ist nur möglich, wenn wir nicht auf der Flugblattebene stehenbleiben, sondern als Menschen erfahrbar sind. Die Einbeziehung aller gesellschaftlichen Bereiche, und das gegenseitige Akzeptieren unterschiedlicher »Arbeitsschwerpunkte« Einzelner von uns, ist eine Grundbedingung zur Entwicklung einer solchen libertären Kultur. Arrognaz und *unüberlegte* Übergewichtung einzelner Aktivitäten blockieren einen solchen Prozeß erheblich, beinhalten die Gefahr des Spezialistentums mit all seinen Konsequenzen. Je mehr die Vernetzung einzelner Initiativen, Interessen, Arbeitsbereiche unter dem Vorzeichen libertärer Ideen gelingt, umso weniger wird es unseren Gegnern gelingen, uns zu isolieren, zu kriminalisieren und zu schlagen.



Gramsci, Glotz und die Hegemonie der Linken

von Geronimo

In einer Rede, auszugsweise abgedruckt in der TAZ vom 17.9. geht Peter Glotz, Geschäftsführer der SPD, davon aus, daß in Westeuropa keine Macht, keine Partei stark genug sei, die Macht der Rechten kontinuierlich zu begrenzen oder gar zu brechen. Er fordert deshalb den Aufbau eines neuen historischen **Blocks der Linken** in der BRD. Dabei bezieht er sich auf Theorien Antonio Gramscis.

Wer war Gramsci?

Gramsci wurde 1891 in Italien geboren. Als Redaktionssekretär der sozialistischen Kulturzeitschrift Ordine Nuovo propagierte er 1920 die Bildung von Fabrikräten als Keimzellen des künftigen italienischen Arbeiterstaates. Seit Gründung der Kommunistischen Partei Italiens 1921 arbeitete er in der Komintern, erst in Moskau, dann in Wien. Er wurde Parlamentsabgeordneter der KPI. 1926 wurde er in Italien verhaftet und 1928 zu 20 Jahren Haft verurteilt. 1937, drei Tage vor seiner Haftentlassung, starb er.

Hegemonie (Führerschaft, Vorherrschaft) und Historischer Block sind Kernbegriffe seiner Philosophie, wenn auch keine Neuschöpfungen von ihm. Gramsci wurde beeinflußt von der Hegemonie-Diskussion in der Komintern nach der Niederschlagung revolutionärer Aufstände in Europa. Er entwickelte selbst verschiedene Vorstellungen, die in sich nicht geschlossen waren. Er versuchte Erfahrungen der Arbeiterbewegung aufzuarbeiten und bezog sich auf seine Gesellschaft, auf Italien. Seine Ausgangsfrage war, wie diese kapitalistische Gesellschaft überwunden werden könnte.

Subjekt der Veränderung war für ihn die Arbeiterklasse. Er sah aber verschiedene Schwierigkeiten. Innerhalb der Arbeiterklasse sind die Arbeits- und Lebensbedingungen sehr unterschiedlich, es gibt unterschiedliche Interessen, unterschiedliche politische Richtungen, gerade bei den aktiven Gewerkschaftern in den Großbetrieben – für Gramsci damals besonders wichtig – übt die Sozialdemokratie die politische Hegemonie aus. Große Teile der Lohnabhängigen sind in das System integriert. Das Alltagsbewußtsein wird nicht nur durch die Arbeitssituation bestimmt, sondern durch viele andere, für Gramsci durchaus eigenständige Faktoren u.a.: Religion, Traditionen, Kultur . . .

In den entwickelten kapitalistischen Ländern wird die Herrschaft des Bürgertums besonders durch Ideologien, durch kulturelle Hegemonie stabilisiert. Diese Gesellschaften sind viel komplizierter aufgebaut als dies beim zaristischen Rußland der Fall gewesen war. Die kapitalistische Produktionsweise bringt u.a. neue lohnabhängige Mittelklassen hervor. Andere traditionelle Klassen verlieren an Bedeutung. Es stehen sich aber nicht Klasse gegen Klasse gegenüber. (Vgl. in Italien vertrat Bordiga die Position Klasse gegen Klasse; in Deutschland eine Position der Rätekommunisten). Für Gramsci entwickelten sich neue Vermittlungen, eine zivile Gesellschaft, parlamentarische Demokratien. Aufgrund seiner Analyse kritisierte er bestimmte Revolutionsvorstellungen; u.a. die Vorstellung, daß eine Minderheit die Macht erobern könne. Das wäre in entwickelten Gesellschaften schon aufgrund der Stärke des Repres-





sionsapparates nicht mehr möglich. Auch gibt es keine objektive Entwicklung, die zu einer sozialistischen Gesellschaft führe. Die Praxis ist wichtig, der Wille (Voluntarismus!). Die Ausgebeuteten und Unterdrückten müssen Veränderungen selbst wollen und entsprechend handeln. Das setzt lange, ausdauernde Aufklärung und Arbeit in den verschiedensten Bereichen voraus. Gramsci kritisierte dieprinzipielle Ablehnung von Kompromissen und von bestimmten »Kampffeldern« (z.B. Gewerkschaften, Parlament). Wie stellte er sich nun den Aufbau eines hegemonialen linken Blocks vor?

Voraussetzungen waren für ihn u.a. die Anerkennung verschiedener Strömungen innerhalb der Arbeiterklasse, das Anknüpfen an progressive Elemente des Alltagsbewußtseins und die Kritik bürgerlicher Ideologien. Gerade die intensive kulturelle Vorbereitung der Arbeiterklasse war für ihn die Voraussetzung für die Revolution. Am Beispiel der faschistischen Bewegung Italiens versuchte Gramsci aufzuzeigen, daß kulturelle Hegemonie, sogar auf die Gesamtgesellschaft bezogen, schon vor der Machtübernahme möglich sei.

Wie allerdings die antikapitalistische Linke die politische Hegemonie innerhalb der Arbeiterklasse und ihrer möglichen Bündnispartner gewinnen kann, wie das Projekt einer anderen Gesellschaft in einem Prozeß entworfen werden kann, bleibt bei Gramsci letzten Endes ungelöst. Organisator dieses Prozesses sollte nach seinen Vorstellungen die hierarchische Partei sein. Gramsci war Leninist. Dabei zeigte die Entwicklung in der Sowjetunion, daß die Hegemonie der Partei zur Vereinheitlichung aller Lebensformen führte, zu einem totalitären System, zu einem Sonderfall gesellschaftlicher Kapitalakkumulation in einer rückständigen Gesellschaft.

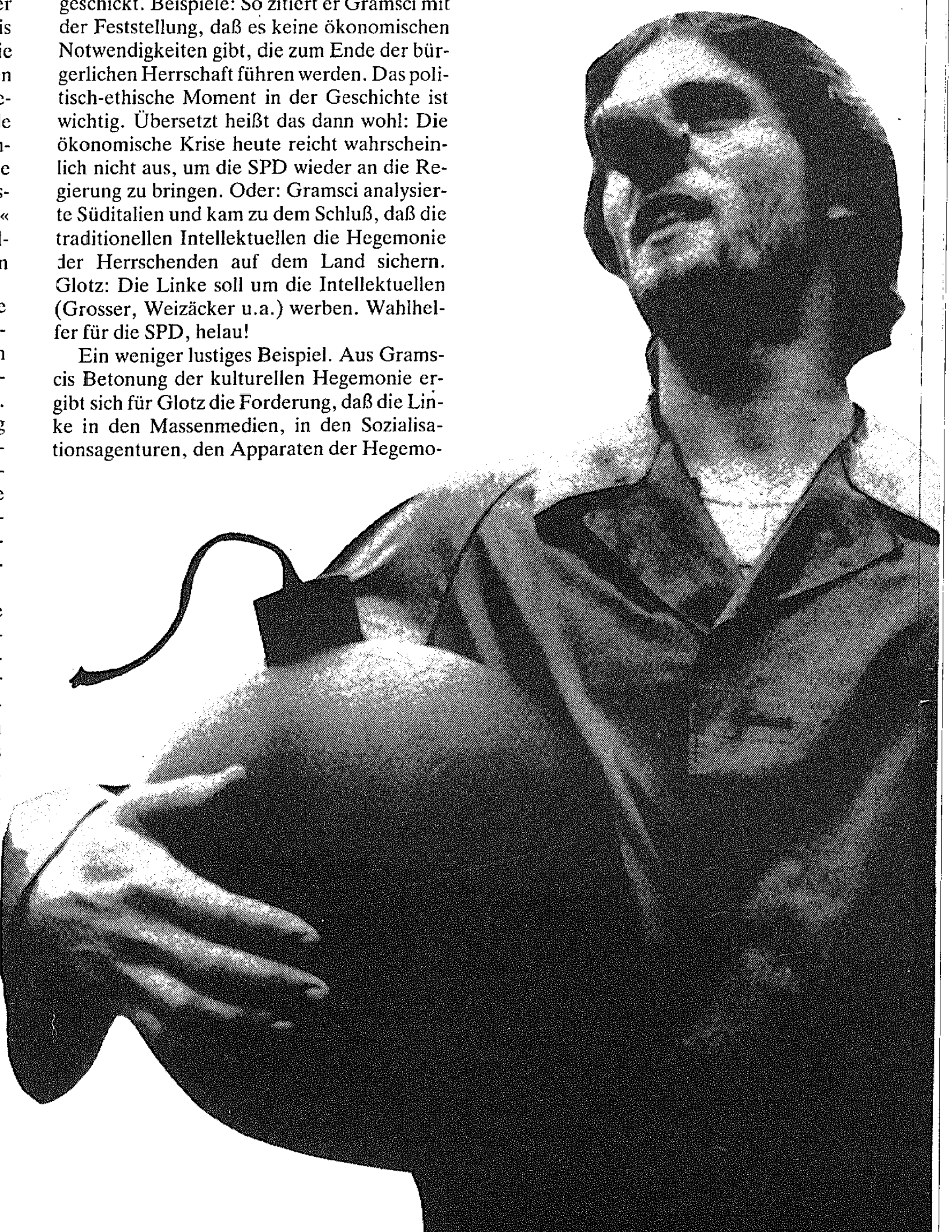
Und Glotz bezieht sich auf Gramsci?

Glotz möchte, daß die SPD wieder die Regierung in Bonn bildet (Untertitel seines Buches Die Arbeit der Zuspitzung: Über die Organisation einer regierungsfähigen Linken). Und in der parlamentarischen Demokratie müssen sich ja die politischen Eliten in bestimmten Zeitabständen vom Wähler bestätigen lassen. Es kommt auf Verpackungen an. Und da bietet sich eben auch Gramsci an. Glotz sucht sich zusammen, was er brauchen kann. Und das macht er mehr oder weniger geschickt. Beispiele: So zitiert er Gramsci mit der Feststellung, daß es keine ökonomischen Notwendigkeiten gibt, die zum Ende der bürgerlichen Herrschaft führen werden. Das politisch-ethische Moment in der Geschichte ist wichtig. Übersetzt heißt das dann wohl: Die ökonomische Krise heute reicht wahrscheinlich nicht aus, um die SPD wieder an die Regierung zu bringen. Oder: Gramsci analysierte Süditalien und kam zu dem Schluß, daß die traditionellen Intellektuellen die Hegemonie der Herrschenden auf dem Land sichern. Glotz: Die Linke soll um die Intellektuellen (Grosser, Weizäcker u.a.) werben. Wahlhelfer für die SPD, helau!

Ein weniger lustiges Beispiel. Aus Gramscis Betonung der kulturellen Hegemonie ergibt sich für Glotz die Forderung, daß die Linke in den Massenmedien, in den Sozialisationsagenturen, den Apparaten der Hegemoniebildung arbeiten soll. Er verschweigt dabei nur, daß die kulturelle Hegemonie der Herrschenden in den Jahren nach 1967 im Ausbildungsbereich (Studenten, Schüler, Lehrlinge) bereits gefährdet war. Die Antwort des Staates: Entliberalisierung, Radikalenerlaß, Militarisierungstendenzen. Die damalige Regierung? SPD/FDP. - Gedächtnisstörungen?

Was soll's. Glotz ist kein Linker, sondern Funktionär einer Staatspartei, deren oberstes Ziel die eigene Machtbeteiligung ist, einhergegehnd mit der Sicherung des sozialen Friedens in der Klassengesellschaft. Dennoch ist es nicht uninteressant Glotz zu lesen. Warum?

Glotz erkennt die gesellschaftliche Umbruchsituation, in der wirBuns befinden, – stärker als viele Linke und Libertäre. Er zeigt Bruchstellen auf, analysiert die Fraktionen des herrschenden Blocks und droht mit dem Polizeistaat, falls die Rechten an der Regierung bleiben. »Teile des herrschenden Blocks denken über die Notwendigkeit militarisierter Demokratien Modell Türkei oder Chile auch für die BRD nach«. So abwegig ist das nicht. Die Herrschenden in Deutschland verfügen ja über entsprechende historische Erfahrungen. Glotz' Alternative ist die soziale Absicherung der neuen Entwicklungsphase



des Kapitalismus. Die Wettbewerbsfähigkeit des BRD-Kapitals soll auf dem Weltmarkt erhalten und verbessert werden. Produktivfaktor Nummer 1 sind für Glotz die Arbeitsbeziehungen in der BRD. Der produktivistische Leistungskern der Gesellschaft ist wichtig. Es werden zwar etliche Menschen herausfallen, aber denen gehört unser sozialdemokratisches Mitgefühl (siehe Wahlkampf Rau in NRW). Glotz erkennt, daß es zu einer Neuzusammensetzung des Arbeitsmarktes kommt. Traditionelle Arbeiterschichten, mehrheitlich Wähler der SPD, verlieren an Bedeutung, neue Sektoren werden wichtig, es gibt **mehr Angestellte als Arbeiter** in der BRD; ebenso sind die Unterschiede zwischen Produktionsbereich und Dienstleistungsbereich nicht zu übersehen; es existieren unterschiedliche Lebensvorstellungen und, besonders wichtig, die meisten Menschen definieren sich nicht mehr nur über Arbeit. Organisierung um einen Antagonismus Lohnarbeit/Kapital ist deshalb hoffnungslos veraltet. Der Kapitalismus in den Metropolen kann auch in Zukunft der Mehrheit der Bevölkerung erträgliche materielle Lebensbedingungen bieten. Glotz schlägt deshalb eine Kombination aus materiellen Forderungen und Ideologien vor. Trennungen lassen sich durch einen komplexeren Interessenbegriff überwinden, d.h. durch das Aufgreifen von Themen wie Abrüstung, ökologische Modernisierung, Gleichberechtigung der Frau. Der neue Block kann nur durch einen bewußten politischen Akt entstehen. Es bedarf dazu der SPD als organisierendes Zentrum (Leader, Funktionäre, Fußvolk), um das sich neue soziale Bewegungen gruppieren. Konsequent aus seiner Sicht ist es, daß Glotz rot-grüne Parteibündnisse ablehnt.

Warum überhaupt ein Zentrum? – Weil es nach Glotz ohne Hierarchien keine Politik, keine Veränderungen geben wird.

Unsere schwarzen und roten Träume einer Gesellschaft, in der wir als Freie und Gleiche unsere Angelegenheiten selbst regeln werden – nur Anachronismen? Von der Entwicklung längst überholt? Technokraten und Konservative aller Parteien, Sozialisten und Kommunisten eingeschlossen, haben das immer schon behauptet. An uns läge es, sie zu widerlegen. Ob unsere Träume wirklich nur die Träume eines Wermuttrinkers sind, werden wir nur erfahren, wenn wir unsere Ghettos verlassen, uns einmischen in die sozialen Realitäten, aber mit Überlegung. So wie Gramsci für seine Zeit, seine Gesellschaft und seine Träume dies versucht hat.

Ich möchte deshalb abschließend einige Voraussetzungen für eine libertäre Politik nennen, was soviel heißen soll wie für eine libertäre Praxis.

Es klingt banal, verändern kann man nur das, was man untersucht, geprüft, auseinandergenommen hat. Und wir wollen verändern, für uns gibt es viele Gründe zu revoltieren. Auf eine Aufzählung kann ich an dieser Stelle verzichten. Die Bereitschaft sich mit Realitäten auseinanderzusetzen ist etwas ganz anderes als Anpassung an die gegebenen Verhältnisse.Erforderlich istradikale Kritik und manchmal die Demontierung liebgewonnener anarchistischer Mythen. Realitätsprüfung, d.h. u.a. materialistische Analyse der BRD-Gesellschaft und ihrer Entwicklungstendenzen, tja und weil es immer noch eine kapitalistische ist, bleiben die Marx'schen Analyseinstrumente wichtig. Aber genauso gehören dazu die kulturellen Veränderungen durch die



Warengesellschaft und die Bedeutung der parlamentarischen Demokratie.

Untersuchungen auch deshalb, um Bruchstellen besser erkennen zu können; wer bewegt sich wo in welche Richtung? Mit wem können und wollen wir zusammenarbeiten? Die richtige Einschätzung der Kräfteverhältnisse sowie unser realer Handlungsspielraum ist wichtig, sonst folgt nach einer Zeit euphorischer Vorstellungen die Demoralisierung, die Resignation. Uns ist doch klar, nur eine Mehrheit wird Herrschaft abschaffen; Stellvertreter schaffen nur Formen der Herrschaft ab. Wie die Menschen hier und heute sind, wie sie auf Krisensituationen reagieren, hat auch etwas mit historischen Erfahrungen zu tun. Die deutsche Nachkriegsgeschichte ist gekennzeichnet durch den Ausschluß der arbeitenden und abhängigen Klassen aus der politischen Diskussion und Steuerung. Folgen sind u.a. ein geringer Politisierungsgrad, Parzellierung, der Verlust der Fähigkeit Bürger des eigenen Stadtteils zu sein. Muß das nicht berücksichtigt werden bei einer Diskussion der Thesen Bookchins »Für einen libertären Kommunalismus« (SF-19)? Nach 1967 gab es auch Gegentendenzen: Die Entstehung einer neuen Linken, neue soziale Bewegungen mit libertären Tendenzen, libertär weniger im Sinn eines Gesellschaftsentwurfs als vielmehr als Methode politischen Handelns, Recht auf Widerstand, Autonomie in allen Lebensbereichen (vgl. Peter Brückner: Versuch uns und anderen die Bundesrepublik Deutschland zu erklären, Wagenbach TB).

Und heute? 1986. Nur Minderheiten wehren sich gegen die neuen Kapital-und Staatsstrategien. Undogmatische/autonome Linke sind kaum organisiert und verteilen sich über alle Klassen. Viele haben sich in den letzten Jahren zurückgezogen. Es gibt Widerstand meist von Jüngeren, aber kaum Akkumulation von Erfahrungen. Es fehlen linke Gegenmilieus. Wäre das nicht eine Aufgabe für Libertäre?

Und unsere konkrete Utopie? Unsere Vorstellungen eines anderen Lebens? Ist es nicht so, daß wir gut wissen, was wir nicht wollen. So ist vielen klar, daß die bürokratisch-staatskapitalistischen Regimes keine wünschenswerte Alternative zur bestehenden Gesellschaft darstellen. Aber sonst . . . weniger Arbeit, Entstaatlichung, selbstbestimmtes Leben, Basisdemokratie, Selbstverwaltung, Autonomie . . . etwas vage . . . kein Wunder, daß auch Rechte sich unsere Begriffe aneignen können (siehe Entstaatlichung). Es fehlt der Entwurf einer freien Gesellschaft (Ökonomie, Politik, Recht, Kultur. . .) für das ausgehende 20. Jahrhundert. Auch Vorstellungen wie sie erreichbar sein könnten im Zeitalter des Weltmarkts, der allseitigen Abhängigkeiten, der internationalen Zusammenarbeit der Staaten.Der Einwand, es gibt doch libertäre Utopien ist, wie ich denke, leicht zurückzuweisen. Die Warengesellschaft hat Sehnsüchte erzeugt, die die vergangenen Utopien veraltet erscheinen lassen. Und sonst? Die einen setzen auf die Modernisierung des Kapitalismus, die anderen auf ein Leben wie nach dem 3. Weltkrieg. Unser Entwurf müßte mehrheitsfähig werden können, qualitative Verbesserungen zur bestehenden Gesellschaft beinhalten, neueEntwicklungsmöglichkeiten schaffen. Ich denke, eine konkrete Utopie ist eine wichtige Bedingung für Veränderungen in unserem Sinne.

Wer will und kann diese Gesellschaft in Richtung auf mehr Freiheit verändern?

»Die Grenze zwischen Gegnern und Komplizen des herrschenden Systems wird schwindelerregend anders verlaufen als die Arbeiterbewegung traditionell voraussetzt« (P. Brückner)

Gerade wenn wir hierarchische Organisationen als Mittel zurecht ablehnen, bleiben eine Menge Fragen. Wie können aus Minderheiten Mehrheiten werden? Wie sind Erfahrungen verallgemeinerbar? Sind Gegenöffentlichkeit und Gegenstrukturen nicht Voraussetzungen für längerfristigen Widerstand, für das Lernen des aufrechten Ganges? Wie kann man nichthierarchische Strukturen aufbauen? Es sind neue alternative Bedürfnisse entstanden. Was bedeutet das z.B. für Zusammenschlüsse? Mit welchen Mitteln können wir Veränderungen erreichen? Welche Zeitvorstellungen haben wir? Was ist mit dem Leben hier und jetzt? Wir leben doch nur einmal. Sind wir die letzten Indianer in den Metropolen? Vielleicht, – aber »Wer kämpft kann verlieren, wer nicht kämpft hat schon verloren.«

Literatur:

Antonio Gramsci, Philosophie der Praxis; Fischer 1967

Joachim Bischoff, Einführung Gramsci, VSA 1981

Perry Anderson, Antonio Gramsci, Olle & Wolter 1979

Peter Glotz, Die Arbeit der Zustimmung, Siedler 1984

Alle Jahre wieder - Volkszählung

von Franz-Josef Marx



25.5.1987: Ein neuer Versuch, die Daten der Bürger zu erfassen, steht ins Haus. In überregionalen Zeitschriften lächelt Egon Hölder, der Leiter des Statistischen Bundesamtes die Leser/innen an und fordert sie auf, den Fragebogen der Volkszählung auszufüllen.[1] Freundlicherweise stellt er sich gleich vor: er ist der Leiter des Statistischen Bundesamtes, also eine Respekts- und Autoritätsperson, der man als gute/r Bügrer/in zu vertrauen hat. Und schon legt er los: »Was ich Ihnen hier vorstelle, ist der neue Fragebogen für die Volkszählung«. Das steht zwar auch über dem Fragebogen – aber sicher ist sicher – erst wenn eine Amtsperson das sagt, hat das seine Richtigkeit. »Es ist zwar noch eine Weile hin bis zum 25. Mai 1987, aber sicherlich wollen Sie möglichst früh wissen, worum es geht.« Das zu erfahren, wäre in der Tat interessant. Nun kommt allerdings keine Erklärung, wofür die Daten gebraucht werden. Beispielsweise wäre es interessant, zu erfahren, warum der Staat nach der Religion seiner Bürger fragt. Doch mit solchen Kleinigkeiten gibt sich Egon Hölder erst gar nicht ab. Stattdessen klopft er sich selber auf die Schulter: »Wir haben den Fragebogen so gestaltet, daß man auf Anhieb mit ihm zurechtkommmt.« Wer ist eigentlich »wir«? Wofür werden die Daten gebraucht? Auch dies verrät er leider nicht. Eine Antwort liegt möglicherweise in seinen weiteren Ausführungen: »Der Fragebogen entspricht genau dem, was das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil verlangt und für geboten hält«. Hier nun wird eine neue Autorität eingeführt: das BverfG.

Auch dieses bittet nicht etwa den Bürger, sondern es »verlangt«, es »hält für geboten«. Die Ähnlichkeit mit den 10 Geboten, wie sie hier möglicherweise vermutet werden könnte, ist sicherlich nur zufällig, oder?

Was das höchste deutsche Gericht für geboten hält oder verlangt, kann doch nichts Schlechtes sein? Die Formulierung ist in ihrer Schlichtheit unübertroffen arrogant. Was staatliche Organe für *GEBOTEN* halten oder *VERLANGEN*, muß gemacht werden. Was die Bürger/innen dazu sagen, interessiert wohl nicht.

»Nun könnte man fragen, wozu dann der ganze Aufwand?« – Interessanterweise steht der Satz im Konjunktiv – stillschweigend hierin enthalten, ist, daß das wohl überflüssig ist. »Erhebungseinheit« braucht sich nicht zu fragen, das wäre ja selber denken. Statistisches Bundesamt und BVerfG sind ja nicht dumm und liefern die Erklärung gleich mit: »Mit einem Staatshaushalt ist es im Prinzip nicht viel anders als mit einem privaten Haushalt – ohne Überblick kauft man zuviel, zu wenig oder etwas Falsches ein.« Diese Verharmlosung ist schon fast genial. Der private Haushalt kauft täglich oder hin und wieder für seinen eigenen Bedarf ein. Ähnlich kann man doch gegenteilig argumentieren: Jede einzelne Behörde muß regelmäßig einen Bedarfsplan erstellen – auf dessen Grundlage wird dann eingekauft. Wieso die Einkäufer dann etwas Falsches besorgen, sollte ihr Problem sein. Wozu die Bürger/innen hierfür einen Fragebogen ausfüllen müssen, bleibt Herrn Hölders Geheimnis.

Netterweise erläutert er die Folgen, nachdem er den Unterschied dargelegt hat: »Beim kleinen Privathaushalt macht die Differenz ein paar Mark aus – beim Staatshaushalt sind's gleich Milliarden – und die können uns alle teuer zu stehen kommen.« Dem ist nur beizupflichten: »Erhebungseinheit« denke nur an so nette Kleinigkeiten – für den Staat müssen, entsprechend im Verhältnis zum kleinen Privathaushalt, statt ein paar Mark ja Milliarden angesetzt werden – wie Bundeswehr, WAAkkersdorf, Kalkar, Verkabelung, Rhein-Main-Donaukanal, um nur einiges zu nennen.

Egon Hölder erklärt weiter: »Wir müssen jetzt in unseren Statistiken von Zahlen ausgehen, die gut 15 Jahre alt sind.« Woher kommen dann eigentlich immer die Zahlen zur Arbeitslosigkeit? Es werden doch Jahr für Jahr neue Statistiken erstellt! Das ist eine Frechheit, was er denen zumutet, die er anspricht. Für wie dumm hält er seine Leser/innen eigentlich, wenn er weiter ausführt: »Für viele Entscheidungen, die uns alle betreffen, fehlen uns deshalb zuverlässige Daten. Dies gilt für die langfristig vorausschauende Planung von Arbeitsplätzen, Renten, Schulen, Wohnungen oder Verkehrswegen.«

Arbeitsplätze
Beschränkt man sich allein auf die Rolle des Staates, so fallen doch einige Tatsachen auf: Bundesbahn, Post und andere staatliche Stellen bauen massiv Arbeitsplätze ab. Die Post plant Glasfaserverkabelung, womit Hunderttausende überflüssig und entlassen werden können. Bedeutet langfristige Planung soviel wie Wegplanung? Von den anderen Auswirkungen der Verkabelung ganz zu schweigen.

Renten
– die Rentenversicherung ist durchaus nicht wegen mangelnden Daten so marode, sondern weil der Staat seine Verpflichtungen (Zuschüsse) ihr gegenüber nicht erfüllt. Insofern ist auch hier Herrn Hölders »Argumentation« nicht zutreffend.

Schulen
– die er ebenfalls anführt, sind doch an sich Angelegenheit der Länder bzw. der Kommunen als Schulträger. Nun erhalten die Kommunen doch von den Meldeämtern die Daten betreffend Zu-, Wegzug, Geburten, Sterbefälle, Alter und Geschlecht der Einwohner. Hieraus müßte sich der Bedarf an Schulen eigentlich ableiten lassen. Weshalb dann ca. 60 Millionen Menschen einen Fragebogen ausfüllen sollen, ist unverständlich.

Wohnungen
– Von einem grundsätzlichen Mangel an Wohnungen kann eigentlich nicht gesprochen werden, wenn schon, dann von einem Mangel an billigem Wohnraum. Billig hier nicht im Sinne von »letztes Loch«, sondern von preiswert. In den letzten Jahren geben sich auch die verschiedenen Behörden Mühe, solcherlei Wohnraum aufzuspüren – zwecks Abriß oder Luxussanierung – das nennt sich dann Stadtsanierung. Dies ist allerdings eher ein politisches als ein statistisches Problem.

Verkehrswege
– Was Herr Hölder zum Zeitpunkt der Anzeige nicht wissen konnte: der Bundestag hat vor einigen Wochen den Bundesfernstrassenplan verabschiedet. Das bedeutet, daß einige Tausend Kilometer Straße zusätzlich zu den jetzt schon bestehenden gebaut werden. Insofern muß das vorhandene statistische Datenmaterial gut genug sein, um hierüber entscheiden zu können. Betrachtet man statt dieser Orgie in Beton auch noch Schienen- und Wasserwege, so fällt doch auf, daß die Bundesbahn so weit ausgedünnt wird, daß das Kursbuch nicht dicker als ein Comic-Heft wird, worin dann immer mehr und immer schnellere Intercityzüge stehen. Bei Wasserwegen wird seit Jahren am Rhein-Main-Donaukanal gebaut, der nach allen bisher bekannten Tatsachen nicht nur überflüssig ist, sondern noch ökologisch verheerend, weil er noch intakte Naturgebiete zerstört.

Wie sich aus alledem ergibt, dürfte die HölderscheB»Argumentation«: »Deshalb warten wir schon auf Ihre Angaben zu den hier vorgestellten Fragen«, kaum zutreffend sein, denn der Staat hat ja für die jeweiligen Bereiche die notwendigen Daten zur Verfügung.

Der wahre Grund
– dürfte woanders liegen: »In der Zählung werden Daten, die ansonsten meist bei den verschiedenen Stellen und in der u.U. unterschiedlichen maschinellen Darstellungsform gespeichert sind, informationstechnisch **einheitlich** dargestellt, **aktuell und zeitlich übereinstimmend** ohne die ansonsten zwangsläufigen Verfälschungen durch z.B. zeitlich bedingte Wanderungsverluste erhoben und bereits **alle Angaben** auf jeden Bürger bezogen **zusammengeführt bzw. zusammenführbar** gespeichert. – Der Vorteil liegt auf der Hand: Nicht nur die Probleme der technischen Zusammenführbarkeit sind damit überwunden, sondern es entfällt auch der Widerstand, der sich an der Frage der Berechtigung bzw. Legitimation zur Zusammenführung entsprechender, verteilt gespeicherter Einzeldaten jeweils entzünden könnte. Die Erhebung in einem einzigen Akt der Volkszählung läßt dazu keine Chance.«[2]

Fazit:
Die Anzeige ist schlicht eine Frechheit in ihrer Dummdreistigkeit gegenüber ihren Leser/innen. Der Stil ist ungefähr genauso wie ein Reklame für Waschmittel, Hundefutter etc. Zuerst wird nicht gesagt, was das statistische Bundesamt für Aufgaben hat. Stattdessen wird sein Leiter eingeführt. Dieser stellt das neueste »Objekt (s)einer Begierde« vor. Dann wendet er sich an seine zukünftige »Kundschaft«, der er ersteinmal schmeichelt: »sicherlich wollen Sie möglichst früh wissen, worum es geht«. Er erweckt hier eine Erwartung, die er aber anschließend nicht erfüllt – denn er sagt ja nicht, worum es geht. Stattdessen lockt er damit, daß der Fragebogen einfach gestaltet sei. Da ja der erste Anlauf zur Volkszählung am Mißtrauen der Bürger zu Recht gescheitert ist, versucht er, eventuell neu aufkeimendes Mißtrauen im Ansatz zu ersticken, indem er versichert, daß nur nach dem Allernotwendigsten gefragt wird.

Für diejenigen, die sich damit nicht zufrieden geben wollen, hat er die Drohung, daß der Fragebogen verfassungsgemäß sei. Dahinter steht unausgesprochen der gesetzliche Zwang zur Auskunft. Bei Verweigerung der Auskunftspflicht »müßten Zwangs- und Bußgelder erhoben werden«, wie es an anderer Stelle von ihm gesagt wird.[3]

Danach wird er wieder versöhnlich und versucht, die Lerser/innen mit den beschriebenen »Argumenten« zu überzeugen. Ansonsten steht zum Schluß noch unter dem Wort »Volkszählung – ein Kinderspielzeug«, was dann wohl darauf hindeuten soll, daß diese etwas Ähnliches wie ein Kinderspiel darstellt (und wer deshalb den Fragebogen nicht ausfüllt, dämlicher/unverständiger als ein Kleinkind sein muß?).

Nimmt man sich hiernach den Gesetzestext vor, so offenbart sich der Zwangscharakter noch viel stärker. Eindeutig wird auf die Auskunftspflicht verwiesen. *Zuwiderhandlungen* können mit Bußgeldern belegt werden. Dazu kommt eine – meines Erachtens menschenverachtende Sprache, in welcher Menschen als »Erhebungseinheiten« bezeichnet werden. Die Individualität eines jeden Menschen wird ihm hiermit aberkannt! Nur was zählt, registrierbar ist, *zählt*. Der Mensch wird auf seine Datenreduziert. Vor der verachtung, mit der die Menschenwürde hier behandelt wird, graut es mir. Überlegt man hierzu noch, wie eifrig der Staat mit der Einführung von maschinenlesbaren Ausweisen, Polizeigesetzen, Verkehrszentralregistern, Verkabelung ist, und welche Datenmengen hierbei anfallen – von denen E. Hölder in seiner Anzeige schweigt – so bleibt eigentlich nur noch ein Ausweg: **boykottiert!!!**

Literatur:
1 Anzeige zur Volkszählung, z.B.: in: ZEITmagazin, 27.12.1985
2 Humanistische Union, LV Berlin, betrifft: Volkszählung, Berlin 2/83
3 Dunkle Ängste vor dem Computer, taz, 25.3.86
4 Gesetz über eine Volks-, Berufs-, Gebäude-, Wohnungs- und Arbeitsstättenzählung (Volkszählungsgesetz 1987)



Wow! *Foto: Michael Wolf*

SF-Aktionsecke

»Keine Macht für niemand – alle Macht der Phantasie!«

In Theoriebeiträgen (auch im SF) findet sich recht häufig die Forderung, bei Aktionen Phantasie zu beweisen. Daß dies die Stärke anarchistischer Gruppen sein kann, - gerade auch im Gegensatz zum martialischen Machoverhalten anderer ›Revolutionäre‹ hierzulande – können derzeit wieder einmal die **S.B.U.-Gruppen** in Großbritannien beweisen.

Was ist das – S.B.U.?

Die ganze Idee stammt von einigen Anarchisten/Anarchafeministinnen aus San Francisco und meint nichts weniger als das partielle Lahmlegen staatlicher und wirtschaftlicher Institutionen. Mit wenigen tausend Flugblättern ausgerüstet, fuhren sie nach Europa um ihre Idee zu internationalisieren: an zwei ausgesuchten Tagen (1985 waren es der 29. und 30. April) »weltweit« Aktionen zu starten, die den gewöhnlichen Betrieb lahmlegen. *STOP BUSINESS AS USUAL (S.B.U.)!* Da die bisherigen Aktionen guten Erfolg hatten, wollen sie auch 1986 besagte Idee umsetzen. Internationale Kontaktadresse ist: c/o 121 Bookshop, 121 Railton Road, London, S.O.24 (Box S.B.U.)

Beispiel Nottingham Nr.1

Ein – gut gefälschtes – Werbeschreiben machte die Runde: es versprach allen Leuten einen Krügerrand (= 1000.-DM in Gold) wenn sie zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags mindestens 10 englische Pfund bei einer Barclays-Bank einzahlen würden. Das funktionierte. Hunderte von Leuten legten den Betrieb in Barclays Bank lahm, alle wollten das Gold aus Süd-Afrika als »Dankeschön« dafür, daß sie Barclays Investitionen in Süd-Afrika unterstützten (wie es in dem Werbeflugblatt geheißen hatte). Nebeneffekt: die Polizei hatte den Nachmittag zu tun, die Hauptfiliale von Barclays Bank zu schützen.

Beispiel Nottingham Nr.2

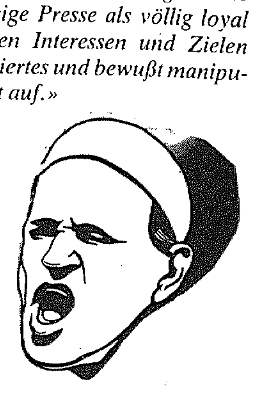
Eine andere Fälschung versprach, daß in einer Supermarktkette (Südafrika-Geschäfte) bestimmte Waren mit einem *schwarzen Stern* gekennzeichnet wären, daß diese ausgelagert werden sollten und deshalb besonders billig zu kaufen wären. Es gab den ganzen Tag Chaos: die Massen suchten die Waren mit dem schwarzen Stern! Als Polizei die Läden füllte, war nicht viel mehr Ordnung zu spüren.
Nottingham zeigte sich überhaupt gut in Form: ein Witzbold drehte im Rathaus die Sicherungen raus und verschwand unerkannt; eine Gruppe besuchte McDonalds mit einer 4-Wochen-alten stinkenden Linsensuppe . . . Die Polizei bekam laufend Anrufe, daß Punks ein Pelzlager ausräumen würden; etwas später besuchten dann militante Tierschützer ein ganz anderes Pelzlager. Auf dem Rolls Royce des Oberbürgermeisters wurde munter getanzt usw. . . – ähnliche Aktionen, neben Barclays, Lloyds, McDonalds, Polizei traf es vor allem auch Sex-Shops, Musterungsämter etc. – gab es in London, Luton, Bristol, Norwich und Newcastle. Lediglich in **Norwich** ging die Aktion schief und 24 Leute wanderten kurzfristig in den Knast und erwarten Anklagen wegen Sachbeschädigung. In Newcastle hingegen wurde ein Kommunique der S.B.U.-Gruppe sogar im lokalen Rundfunk verlesen.

Wackersdorf –
und die Berichterstattung der bürgerlichen Medien

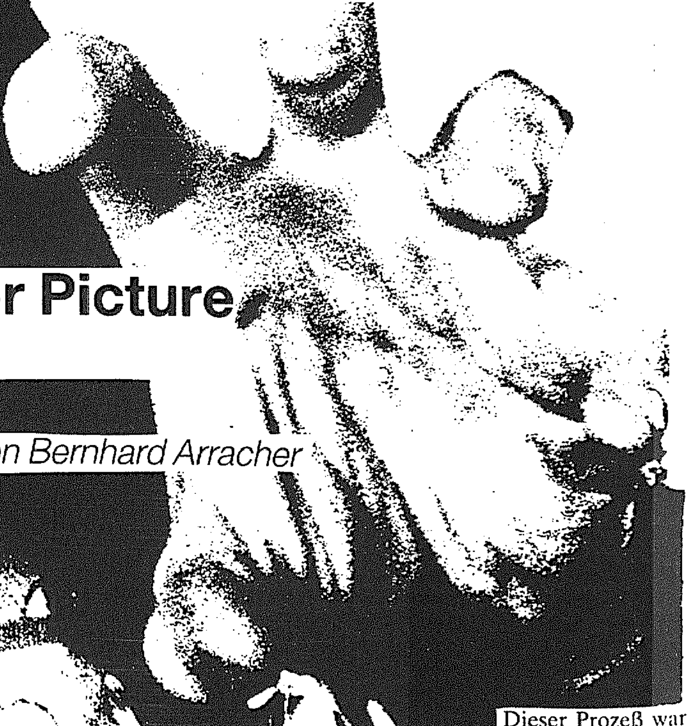
Am 2.3.86 starb in Wackersdorf die 61jährige Erna Sielka, am Ostermontag der 38jährige Alois H. – *Demonstrationsfreiheit* in diesem freiheitlichsten Staat, den es auf deutschem Boden je gab?
Viel Aufsehens wurde um den Tod beider nicht gemacht; es blieb Genossen vorbehalten, durch die Besetzung mehrerer Tageszeitungen eine Berichterstattung einzufordern. Wir zitieren aus der Presseerklärung der Besetzer des Göttinger Tageblatts: *»Die Polizei versuchte, mit Einsatz von Schlagstöcken, Tränengas und Hunden, die Spaziergänger vom Bauzaun abzudrängen. Mehrere Fahrzeuge des Bundesgrenzschutzes versuchten aus unerfindlichem Grund, sich einen Weg quer durch die Menschenmenge zu bahnen. Dabei wurde die 61jährige Erna Sielka von einem jungen Polizisten stark gerempelt und wäre gestürzt, wenn sie nicht von einem anderen Demonstranten aufgefangen worden wäre. Aufgeregt lief sie danach auf den Polizisten zu und wurde nach Aussagen von Zeugen ein zweites Mal zur Seite gestoßen, woraufhin sie mit einem Herzinfarkt zusammenbrach. Der Polizist verschwand sofort hinter der Polizeikette, die Hundertschaft des BGS wurde nach kurzer Zeit ausgetauscht.*

Zwei Sanitäter aus den Reihen der Demonstranten leisteten sofort erste Hilfe mit Herzdruckmassagen. Ein in unmittelbarer Nähe stehendes Sanitätsfahrzeug des BGS wurde nicht eingesetzt. Der über dem Platz kreisende Polizeihubschrauber wurde ebenfalls nicht zu Hilfe gerufen, wofür die Polizei mehrere fadenscheinige Begründungen lieferte: Zunächst hieß es, der Hubschrauber habe auf dem 85 Hektar umfassenden, gerodeten Gelände keinen Platz zum Landen. Dann wurde behauptet, daß es sein könnte, daß er am Starten gehindert würde und außerdem sei es nicht möglich, ihn für einen Krankentransport umzurüsten. Letzterem widerspricht aber schon mal die Tatsache, daß bereits am Faschingsdienstag ein Verletzter mit einem Polizeihubschrauber abtransportiert wurde. Als dann schließlich 20 Minuten später ein Krankenwagen erschien, war die Frau bereits tot.«

Massive Polizeikräfte, Massenverhaftungen, gezielte Hysterie-Falschmeldungen, BGS- und GSG 9-Einheiten, Maschinenpistolen, Knüppeleinsätze sagen genug über den Durchsetzungswillen des staatlichen Gewaltmonopols in Fragen, bei denen ein Minderheitenschutz eine demokratische Selbstverständlichkeit wäre. Doch das ist alles noch nicht genug, wir folgen der Einschätzung der Göttinger Besetzer, wenn sie erklären, daß bei den Unruhen nach dem Tod von Günter Sare die Offiziellen gemerkt haben, daß allein die Einschüchterung und Kriminalisierung nicht ausreicht. Als wenige Tage später in Amsterdam Hans Kok bei einer Hausdurchsuchung vorübergehend festgenommen und am nächsten Morgen in der Zelle tot aufgefunden wurde, herrschte in den bundesdeutschen Medien faktisch Nachrichtensperre, – weil abermals größere Unruhen vermutet wurden. Dasselbe nun mit den Toten von Wackersdorf. Berichtet wird stattdessen wieder einmal über den Unterschied zwischen friedlichen und gewalttätigen Demonstranten. Dadurch *»entlarvt sich die sogenannte freie und unabhängige Presse als völlig loyal gegenüber staatlichen Interessen und Zielen und tritt als manipuliertes und bewußt manipulierendes Instrument auf.»*







Die wirkliche Rocky Horror Picture Show: Der Staat

von Stephen Schecter

übersetzt von Bernhard Arracher

Der Staat ist tot, lang lebe der Staat! - Dieser Ausruf, widersprüchlich bis zum Extrem, hält in bitterer Ironie der Welt den deformierten Spiegel ihrer eigenen Doppeldeutigkeit vor. In wenigen, relativ begrenzten Gebieten ist die Mehrheit der Menschen wohlernährt, in etwas besseren Barackenstädten untergebracht und mehr Reizen ausgesetzt wie sie verkraften kann.

Man möchte meinen, daß Auschwitz einen Endpunkt darstellte, aber in weiten Teilen der Welt sind heute Praktiken, die vom mitteleuropäischen Totalitarismus entwickelt wurden, normale politische Handlungsweisen geworden. Für jene Dissidenten, die für die Sowjetunion zu schwierig in Irrenhäusern oder Arbeitslagern zu internieren sind, hat sich der kommunistische Parteistaat eine herkömmliche Behandlung einfallen lassen: Exil. Im Westen wird das Exil vielleicht als eine Art F r e i h e i t betrachtet. Es sollte aber nicht vergessen werden, daß es auch eine Art politischer Ausschluß ist; und in der modernen Welt ist politischer Ausschluß oft ein erster Schritt in Richtung körperlicher Liquidierung. Die Nazis erklärten die Juden zuerst zu Staatenlosen bevor sie sie zu Unpersonen machten. Heute haben Obdachlose und Flüchtlinge schon fast einen institutionalisierten politischen Status erreicht. Millionen von Flüchtlingen wurden als Nebenprodukt nationaler Befreiungskriege in Ostafrika vertrieben. Ihre festen Wohnsitze sind Lager in Somalia und im Sudan, ihr beständiger Wohltäter: die High Commission der UNO. Sie sind nicht allein. Israelis und Palästinensern gelang es einen schier unlösbaren Konflikt zu schaffen. Selbstbestimmung rechtfertigt Terrorismus bzw. Besetzung und verneint des anderen Anspruch auf Menschlichkeit, dessen politische Dimension die Bürgerrechte sind.



In Ländern so verschieden wie Iran und Kambodscha haben mobilisierte Eliten begonnen ganze Gesellschaften umzugestalten, was natürlich auch die Umgestaltung von Millionen von Individuen bedeutet. Die Konsequenzen sind bekannt: massiv erzwungene Binnenwanderungen, Folter und Unterdrükkung. Und die Folterungen nehmen zu, Jahr für Jahr, Land um Land, Vergangenheit und Vorstellungskraft übertreffend: Brasilien, Chile, Argentinien, Guatemala, El Salvador, Uruquay - um nur einige Länder zu nennen, wo Folter, Mord, erzwungene militärische Einberufung, Sippenhaft und Einschüchterung - sogar Völkermord zu institutionalisierten Staatseinrichtungen wurden. Hie und da spricht man über die Demokratisierung der Regime, genauso wie man über die Liberalisierung des Sowjetsystems spricht, oder die Transformation der Apartheid in Südafrika, selbst wenn solche Sprüche keine ideologischen Mäntelchen sind, gibt es immer noch Keynes wichtigsten Spruch: *Auf lange Sicht werden wir alle tot sein.*

Es ist in diesen finsteren Zeiten schon eine Leistung, die Horror Shows aufzulisten und gegen sie zu protestieren; aber was bringt dieser wachsende Etatismus zum Ausdruck? Wie ihn analysieren?

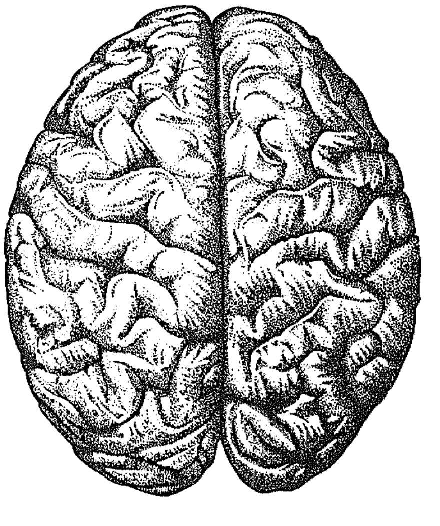
Auf der einen Seite ist man geneigt, ihn als reaktionäres Phänomen zu betrachten, der letzte Gruß eines Teils der Welt, der noch immer im Hobbesschen Alptraum der Unterentwicklung gefangen ist, wo autoritäre Regime - gerade wegen ihrer Zuflucht zur Gewalt, die untrüglichen Zeichen politischer Instabilität sind. Wenn man moderne Geschichte aus dieser Sicht betrachtet, ist das Aufkommen des demokratischen Staates und der konstitutionellenRegierungsformen Teil des institutionellen Begriffs der Staatsbürgerschaft, der seine Wurzeln im 16. Jahrhundert hat, welches als Bewährungsprobe für den kapitalistischen Fortschritt diente. Dieser Prozeß war lang und blutig. Eingrenzungsbewegungen entwurzelten die Bauernschaft und schufen Heimatlose und Arbeitshäuser. Ein Jahrhundert lang saugte die kapitalistische Industrialisierung die Arbeiterklasse aus. Die Abschaffung des Ancien Regime (Feudalismus) erwies sich als gewalttätig und blutig, nicht nur für die traditionellen Eliten, sondern auch für die befreiten Massen. Wo Modernisierung zu spät kam, so wird behauptet, kam der Faschismus. (. . .)

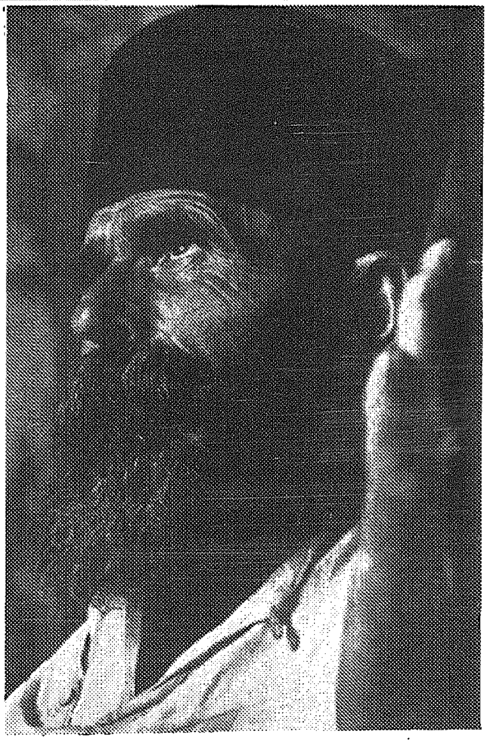
Die repressiven Mechanismen heutiger Staaten haben wenig zu tun mit dem Staatsapparat der Ancien Regimes. Intellektuell und methodologisch wurzeln sie in der Entwicklung moderner Technologie und Ideologie. Nicht nur sind die Foltermittel höchst verfeinert, sondern auch die psychologischen Vorgehensweisen, auf welchen die Anwendung der Folter beruht. Es existieren jetzt Folterschulen, um die Männer der Praxis zu trainieren. Man kann sich den Grad der psychologischen Verfeinerung gut vorstellen, die nötig ist, sie auszubilden, und zwar in einer Welt, die diese Praktiken offiziell verdammt. Während die Nazis sich hauptsächlich auf Ideologie und totalitäre Isolation gestützt hatten, um die SS zu indoktrinieren, müssen ihre zeitgenössischen Artgenossen solche Methoden als plump und unbrauchbar betrachten, - weil ineffizient. In diesem Sinne wurde Folter ein Teil des »Fortschritts«.

Auch die Ideologie bleibt nicht dahinter zurück: Was Orwell als *Doppeldenken* und *Neusprache* beschrieben hat, wurde Teil der offiziellen Sprache auf der ganzen Welt. Es ist auch nicht nur Einbildung, wenn wir glauben, daß wir das alles schon einmal gehört haben. Nach dem Scheitern der deutschen Arbeiterrevolte 1953 bemerkte Brecht witzig, daß die Lehre für die Regierung klar sei: *es wäre Zeit für sie das Volk aufzulösen und sich ein anderes zu wählen.* 1980 kommentierte der Präsident Uruquays die Weigerung des Volkes, einem Referendum zuzustimmen, welches die Militärdiktatur institutionalisieren sollte, mit fast den gleichen Worten. Der Präsident hat in der Zwischenzeit also auch noch den Trost der Ironie verloren, den der Dichter noch hatte.

In solch ideologischer Manipulation wird Folter politisch zu therapeutischer Repression. Die stabileren, bzw. die offen totalitären Regime wie die Sowjetunion oder Republik Südafrika können deshalb auch Gesetz und Psychiatrie benutzen, um die Tatsache zu verschleiern, wie sehr die ganze Gesellschaft auf Terror aufgebaut ist. Man kann auch sagen, daß der Terror *eingebaut* ist. Gerechtfertigt meist mit »Wohlfahrt« oder »Schutz«. Was wir wahrnehmen ist vielleicht die totale Umkehrung des historischen Prozesses von öffentlicher Wohlfahrt und sozialer Kontrolle; erste begleitet den Aufstieg des modernen Staates, letztere rechtfertigte sich mit ersterer. Wenn das zutrifft, wirft diese Entwicklung einige ernste Fragen über den »Fortschritt« auf.

(. . .)Wie die real existierenden sozialistischen Gesellschaften sich des fortschrittlichen Standpunktes bemächtigten und sie in ihren Legitimationsprozeß einbauten, so haben auch die neuen, totalitären Gesellschaften der 3. Welt die sozialistische Ideologie zu ihrer Art von Gleichschaltung umgestaltet. Das Modell des heutigen Iran ist ein Fall der hierher gehört. Seine Sprecher und seine Apologeten präsentieren eine entstehende undeinheimische Form der Staatskontrolle, wo religiöse Tradition und moderne Repression gekoppelt werden, beide ausgegeben als legitimes Modell von Modernisierung und Kritik der westlichen Gesellschaften, die als gottlos, materialistisch und man möchte fast hinzufügen bourgeois gelten. Das Arrangement hört sich bekannt an, aber es gibt einige neue Töne im Refrain: die Kritik ist selbstverständlich fortschrittlich und schlägt Kapital aus dem Mangel an Transparenz westlicher Gesellschaften. Sie versucht an deren Stelle ein lebensfähiges Modell der Modernität anzubieten.





»Die Großmächte fürchten den Islam, weil er den perfekten Menschen schafft« (Imam Khomeiny)

Das revolutionäre Projekt soll nicht den Islam modernisieren, sondern die Modernität islamisieren: eine Herausforderung an den Materialismus und Rationalismus, die den Westen ausmachen. Der Refrain ist nichtsdestoweniger vollgestopft mit Worten, die in einem anderen Kontext als *nationalistisch* bezeichnet werden würden: die Attacke gegen die Dekadenz, der antiimperialistische Anstrich, das expansionistische Geklingel,der Ruf nach totaler Mobilisierung. **Wenn der Faschismus wiederkommen kann, dann diesmal in der Ideologie der Modernisierung**.

Wie soll man dann die Nazierfahrung interpretieren? Geschichte wird umkehrbar, Hitlerdeutschland ist nicht mehr nur eines der Versehen des Kapitalismus, ein Nebenprodukt von entwicklungsmäßiger Verzögerung und nationaler Besonderheit. Eher scheint Faschismus dann ein falscher Wendepunkt zu sein, der zu oft genommen wird (!); ein Fall in die Barbarei, welcher für die Zukunft zu befürchten ist. (. . .)

Wenn man dieser Linie folgt, wird der Faschismus zu einem Abschnitt in der Entwicklung des modernen Staates und nicht - wie vielfach interpretiert - zu einer Regression in der Entwicklung des Kapitalismus. Er verkörpert nichts anderes als eine Sozialordnung, welche das Erstarken einer Technobürokratie favorisiert, die als notwendig für die Verwaltung dieses Staates angesehen wird. Solch eine Sicht würde auch erklären, warum in den verschiedensten historischen Momenten und in verschiedenen politischen Zusammenhängen, das Projekt der Modernität eine so bemerkenswerte Ähnlichkeit an den Tag gelegt hat. Wo die Regierung sich als Volksregierung ausgibt, aber tatsächlich in der Hand von Eliten liegt, ist es kaum verwunderlich, daß wachsendes Gewicht auf die kulturelle Revolution als das Herz jeder Modernisierung (nämlich die der Menschen) gelegt wird. Ein sicheres Zeichen fortgesetzter Beherrschung; - ist doch diese Formulierung ein charakteristisches Kennzeichen für scheinbar so verschiedene Regime wie Nazideutschland, Mao-China und den islamisierten Iran.

Betrachten wir außerdem, was ein Autor über Lateinamerika geschrieben hat:

»Kein Zweifel, es existiert auch innerhalb reformistischer oder revolutionärer Bewegungen, christlicher oder humanistischer Inspiration, sogar unter den Uniformen, eine nicht unbedeutende Strömung, welche die Notwendigkeit betont, zu einer wirklichen Emanzipation, voll Demokratie, effektiver Teilnahme und wirklicher Verantwortlichkeit der Produzenten zu kommen. Aber es ist nur eine Gegenströmung, die zuoft in dem großen Durcheinander verlorengeht, dessen Generaltendenz auf den Staat zielt und sich auf die Staatsmacht verläßt - gelichsam als die einzige Quellevon Veränderung und Autorität. . . . Wenn wir uns nicht auf Phrasen und Absichtserklärungen beschränken lassen wollen, sondern das Verhalten und die Handlungsweise eines jeden Mitglieds der neuen Avantgarden verfolgen, sind wir gezwungen anzuerkennen, daß die allgemeine Linie, von der sie inspiriert wurden, an die Grenzen totaler Mobilisierung von Ressourcen und Arbeitskraft geht. Daß sie die Arbeitskraft größtmöglich nutzbar machen, ihre Disziplin und ihr Management sicherstellen wollen, um den größtmöglichen Ertrag abzupressen und eine Wirtschaft, die auf Kampf beruht, aufzubauen. Agrarreformen werden unter dem Aspekt geplant, das Entstehen eines Arbeiterproletariats zu begünstigen; Investitionen um das insdustrielle Kapital zu verstärken; die soziale Organisation zielt lediglich darauf ab, die Produktivität und Disziplin zu verbessern; in diesen - wichtigsten - Orientierungspunkten bewegt sich das »Fortschrittsprojekt«. Mit einem Appell an die Freiwilligkeit und den Enthusiamsmus beginnt es, mit einer Zuflucht zu den diversen Zwangsmaßnahmen geht es weiter.«

Die Programme könnte man als sozialistisch bezeichnen, denn sie erlauben schönfärberisch die Verschmelzung von tausendjährigen Wünschen mit den Erfordernissen der Planung. Eine Methode, die auch mit dem anderen schlichten Wort gefährlich bezeichnet werden könnte; - wenn wir gewillt wären, unsere Neugierde so weit zu treiben, daß wir fragen, wer regiert, wer zieht Nutzen daraus und wer bekommt den Mehrwert.

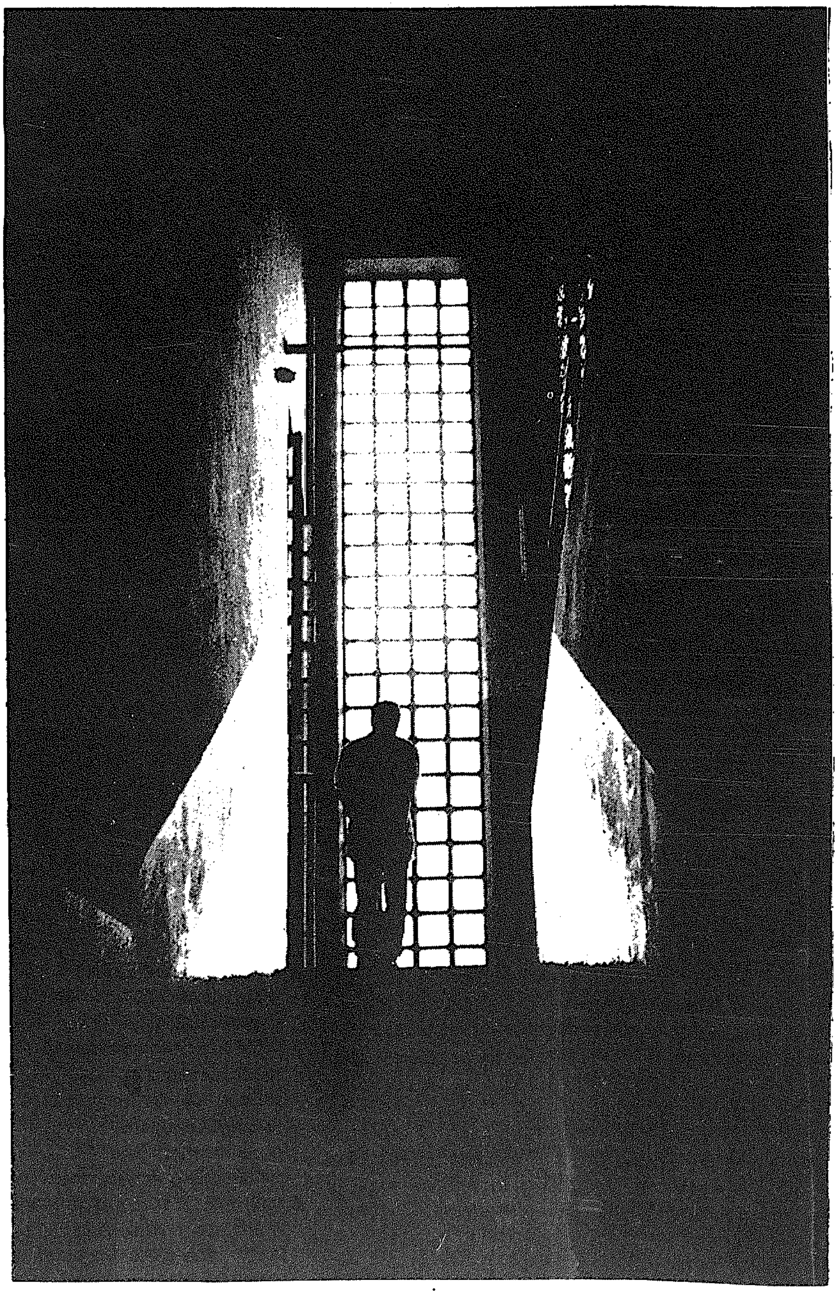
Ein anderer Autor hat diese theoretische Beschreibung für die Praxis Äthiopiens bestätigt:

»Im Jahre 1981 konnten die Mitglieder der COPTE (Commission on Organisation of the Ethiopian workers Party), die schon als Partei auftrat, folgendermaßen klassifiziert werden: Bauern (1,2%), Arbeiter (2,9%), Lehrer, Beamte, Angehörige der Armee und anderer Gesellschaftsschichten 95%. Nach einer besonderen Anstrengung in der Mitgliederwerbung und einer Änderung der Mitgliedschaftsbedingungen sieht die Sache im Oktober 1982 so aus: Bauern (3,3%), Arbeiter (21,7%), Intelligentisa, Beamte, Angehörige der Armee und anderer Gesellschaftsschichten 75%. Die Zahlen sprechen für sich selbst. Die COPTE soll in eine wirkliche Partei, aus Anlaß des 10. Jahrestages der Revolution, umgeformt werden, und es ist nicht schwer zu erkennen, welche Klasse in Addis-Abeba an der Macht ist und an der Macht bleiben wird. Es kommt nicht von ungefähr, daß der renommierte Schriftsteller Bealu Girma von seiner Funktion als Generalsekretär des Informationsministeriums entfernt wurde und sein letztes Buch konfisziert und verboten wurde: in ihm beschuldigte er die neuen Bürokraten, nur auf Frauen und Autos scharf zu sein, und er verglich sie mit der von Milovan Djilas beschriebenen Neuen Klasse.

Auch im Westen gedeiht die neue Klasse und die Kontrollmechanismen werden vermehrt. Man sieht es vielleicht zuallerst an den außenpolitischen Beziehungen der modernen kapitalistischen Staaten, wo internationale Geldinstitute benutzt werden, um die Abhängigkeit der 3. Welt und deren Bonapartismus; (gemeint wohl Hang zur Militarisierung) aufrecht zu erhalten. Oder am Export von Folterschulen und Befriedungstechniken; an der wachsenden Zuflucht zu ideologischer Verdrehung und Übertreibung, wo ein feindlicher Einfall gleich zur Invasion wird; wo nationale Sicherheit, Imperialismus und freie Wahlen (und neuerdings auch in der Außenpolitik der eigentlichinnenpolitische Terrorismus; SF) ein Freibrief für Repression werden. Wo - als kleines Beispiel - als Name des Hauptgefängnisses für politische Gefangene in Uruquay »Libertad« (Freiheit) gewählt wird.

Solche Entwicklungen bleiben jedoch nicht ohne Bumerangeffekt auf die Politik der kapitalistischen Länder. Das Leben wird dort, trotz all dem »Fortschritt« in vielen Aspekten schwieriger und von Angst überschattet. Die Krise schlägt Wurzeln und zerschlägt Träume und Leben. Mehr Menschen leben von der Wohlfahrt und sind arbeitslos. Junge Menschen haben wenig Aussichten auf einen Job. Die Geburtenraten sind niedrig.Familien zerbrechen. Grenzen werden dicht gemacht. Der Staat kürzt die Sozialausgaben, versucht sich aber gleichzeitig in neue Gebiete sozialer Aktivität hineinzudrängen oder in alten neue Regeln zu etablieren: in der Sexualität, der Gesundheitsfürsorge, Bevölkerungsstatistik, Einwanderung und in Sachen Weltall.

In der BRD bekommen Frauen, die ein Kind nicht abtreiben lassen, Geld vom Staat. In Kanada, das einst eine relativ liberale Einwanderungspolitik betrieben hat, ist es sehr schwer einzuwandern, es sei denn man ist sehr reich oder weist besondere Qualifikationen vor. Die Regierung der USA investiert Billionen von Dollars in die Rüstungsforschung, mit dem Ziel den Atomkrieg in das All zu verlagern. Allem zugrundeliegend ist eine internationale Wirtschaftsrivalität zwischen den USA, Westeuropa und Japan, denen es um die technologische Vorherrschaft geht. Eine Entwicklung, die dem Militarismus und dem Autarkiestreben neuen Auftrieb gibt. Rassismus und Gewalt sind zurückgekehrt und suchen die konstitutionellen Demokratien in so verschiedenen Formen wie rechten politischen Bewegungen (FN in Frankreich), Videos (Gewalt), unerklärlichen Selbstmordepidemien und Fernsehen heim.





Hinter der Angst steckt vielleicht die Vermutung, daß alles irgendwie ungerecht ist, die Krise, die Sparmaßnahmen, die unausgesprochene Repression weltweit; vielleicht verbirgt sich sogar die Erkenntnis darin, daß die wahre Natur der Krise die Unbrauchbarkeit der gegenwärtigen sozialen Organisation ist; - angesichts des vorhandenen Wissens, der Ressourcen und des Reichtums an Energie. Die Erkenntnis ist jedoch nur eine Vermutung, ein Vielleicht. Die dominantere, sofort gezeigte Reaktion ist Frustration und Machtlosigkeit, verstärkt durch das Eingeständnis der Eliten im Staat und im privaten Bereich, daß auch sie machtlos sind, angesichts internationalen Drucks, den sie nicht kontrollieren können.

Die hervorgerufene Panik verstärkt paradoxerweise den Wunsch nach Kontrolle, sie nährt jene sozialen Kräfte, welche, kämen sie verstärkt an die Macht, eine autoritäre Entwicklung in den westlichen Staaten nicht unvorstellbar erscheinen lassen. Die völlige Nutzlosigkeit des gegenwärtigen sozialen Gefüges treibt uns in gewisser Weise in diese Richtung. Die Automatisierung ganzer Fabriken, die Einführung von Robotern, der wachsende Einsatz von Computern, - alles macht Arbeit, wie wir sie kennen überflüssig. Aber: die Gesellschaft läuft noch immer auf der Geldschiene, was Arbeit, wie wir sie kennen noch immer notwendig macht! Auch wenn sie *unnötig ist.* Die Verteilung der Arbeit innerhalb der westlichen Gesellschaften wird demnach in Zukunft der Verteilung der Arbeit innerhalb der gegenwärtigen internationalen Ordnung ähneln: eine große Unterklasse in relativer Armut wird von einer internationalen Elite regiert und gemanagt, deren Existenz, ganz zu schweigen von den Privilegien, auf der Aufrechterhaltung eines Kontrollsystems beruhen wird. In diesem Kontrollsystem wird der Staat, oder eine modifizierte Form davon, eine interessante Rolle spielen. Hinweise auf dieses mögliche Szenario (dem wir heute entgegenwirken müssen) geben die wachsenden Zahlen von Analphabeten.

Das schädlichste Element in diesem Szenario ist, die Verschleierung. Denn obwohl die Technobürokratie bestehen bleibt, werden durch die Verstreuung der Macht in der Gesellschaft die Kontrollelemente verschleiert und der Eindruck hervorgerufen, daß der Staat tot sei. Das impliziert einerseits eine erweiterte Handlungsfreiheit für seine individuellen Mitglieder, schafft aber andererseits neue Kontrollmechanismen, die das Funktionieren solcher Freiheiten auf höherer Ebene erst erlauben. In dieser Weise funktioniert heutige Macht und so wird sie von den Medien verbreitet. Politische Diskussionen nehmen unweigerlich einen therapeutischen Farbton an. Die Animatoren sind allesamt »fortschrittlich«. Die Teilnehmenden sind angemessen dogmatisch oder cool. Aber: nichts und niemand sagt die volle Wahrheit und diese implizierte Verrücktheit hat Methode. Es ist die Methode der Ordnungsfanatiker, deren Funktion es ist, die Situation zu definieren und in die zeitgenössischen Kontrollmuster einzuarbeiten. Die Menschen sehen, wie eine Welt vor ihren Augen konstruiert wird. Eine Konstruktion der Realität, die *ihrer* Kontrolle entwischt, obwohl sie versuchen ihre Realität zu beherrschen oder wenigstens, daran teilzunehmen. Die Ungleichheit von Macht und Ressourcen vorausgesetzt, ist Kontrolle notwendigerweise eine Traum, der für einige wenige vorgesehen ist; aber solange die große Mehrheit der Definition zustimmt, ihr Heil in diesem Sinne sucht, wird das Kontrollsystem weiterbestehen, auch wenn das System selbst außer Kontrolle zugeraten scheint.

Das ist zugegebenermaßen eines der traurigsten Szenarios und echt orwellianisch. Es wird bestimmte Erneuerungen und bestimmte Annäherungen auf internationaler Ebene erfordern - in Ost und West, Nord und Süd, staatliche und multinationale Zusammenarbeit.

Es gibt jedoch eine andere mögliche Variante, die mehr mit der funktionalistischen und marxistischen Tradition konform geht: diese tendiert dazu, ein langsames, aber bestimmtes Entfalten von Geschichte als Fortschritt und Freiheit mit immer größeren Möglichkeiten zu sehen. In dieser evolutionistischen Version repräsentieren die komplexeren Gesellschaften, weil sie anpaßungsfähiger sind, die Zukunft. Eine Zukunft, in der aber ebenfalls Autonomie und Kontrolle unauflöslich miteinander verbunden sind. (. . .) Die politischen Erben dieser Perspektive sind die Sozialdemokraten mit all ihren Varianten: daher ihre Verteidigung des Staates, konstitutionell und kontrolliert und deswegen ihr Realismus.



Diese Perspektive ist nicht unplausibel, aber ein nagender Zweifel bleibt, ob der Bemerkung, auf die wir schon hingewiesen haben, daß im Zeitrahmen dieser Perspektive, wir sicher alle tot sein werden. Der Zweifel bleibt auch bestehen wegen der Zweideutigkeit von Freiheit und Fortschritt in den liberalen Zonen der Welt und die Fragen, die sie auch weiterhin aufwerfen. Die Auswahl wird größer, jedoch scheint es für die Menschen keinen Unterschied zu machen: denn der Eindruck verfestigt sich, daß die Auswahl zwischen Sex und Politik in Wirklichkeit keine wirkliche Wahl ist. (. . .) Kaum wird menschliche Aktivität von einer Ära der Plackerei befreit,wird sie schon wieder kanalisiert oder verführt durch andere, deren Herrschaft oder Vergnügen nur für den Preis fortgesetzter Opfer, Subordination oder Konflikt erreicht werden können (. . .) Die Psyche des Individuums und das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft werden dadurch bestimmt, daß die Pseudo-Ereignisse, die in spektakulären Dramatisierungen an den Menschen vorüberrauschen, nicht von ihnen selbst gelebt werden. Was wirklich gelebt wird, hat nichts zu tun mit der offiziellen Ereigniswelt der Gesellschaft via Fernsehen. Die individuelle Erfahrung von täglichem Leben bleibt ohne Sprache, ohne Konzept, ohne kritischen Zugang zur eigenen Vergangenheit. Sie wird nicht vermittelt, nicht aufgeschrieben und vergessen; - zugunsten der falschen Erinnerung an das Spektakuläre.

Aus dieser Welt werden immer mehr die Utopie und das Prinzip Hoffnung verbannt. Unser Engagement gilt deshalb notwendigerweise dem Gegenteil. Im Zentrum der politischen Debatte über die Natur des Staates steht eigentlich die Frage, ob eine Gesellschaft ohne Staat, aber der Freiheit verpflichtet und sogar fortschrittlich im eigentlichen Sinne, möglich ist. Diese Frage steht im Zentrum der Debatte zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus, zwischen Realpolitik und Utopie. Trotz all ihres Realismus und Empirismus, scheint die Sozialdemokratie zu vergessen, daß der moderne Staat historisch aus der Subordination und Integration der utopischen Elemente der Demokratie entstanden ist, während die Lösungen, die sie vorschlagen nur die Probleme reproduzieren, die sie vorgeben zu lösen. Vielleicht ist es das Beste, - was wir anzubieten haben, aber nicht als reines Wunschdenken, - wenn wir darauf hinweisen, daß nur eine fundamentale Umgestaltung der sozialen Strukturen Verbesserung verspricht. Heute vielleicht mehr den je gilt, daß die **Ideologiekritik eine zentrale Frage** ist und wirversuchen müssen, danach zu leben, auch angesichts unserer eigenen Widersprüche. Mehr zu tun, ist Aufgabe der Politik und um den Weg abzuklären brauchen wir die Theorie.

Anmerkung:
Stephen Scheeters Artikel ist die gekürzte und überarbeitete Fassung eines geplanten Vortrags beim Anarchistenkongreß in Venedig. Der Vortrag fiel dann wegen dem Wunsch vieler holländischer und deutscher Besucher über Hausbesetzungen zu diskutieren aus. Scheeter war der einzige offizielle Teilnehmer der umfunktionierten Veranstaltung, der die Souveränität aufbrachte, seinen Beitrag fallen zu lassen. Gerade dies machte uns neugierig.

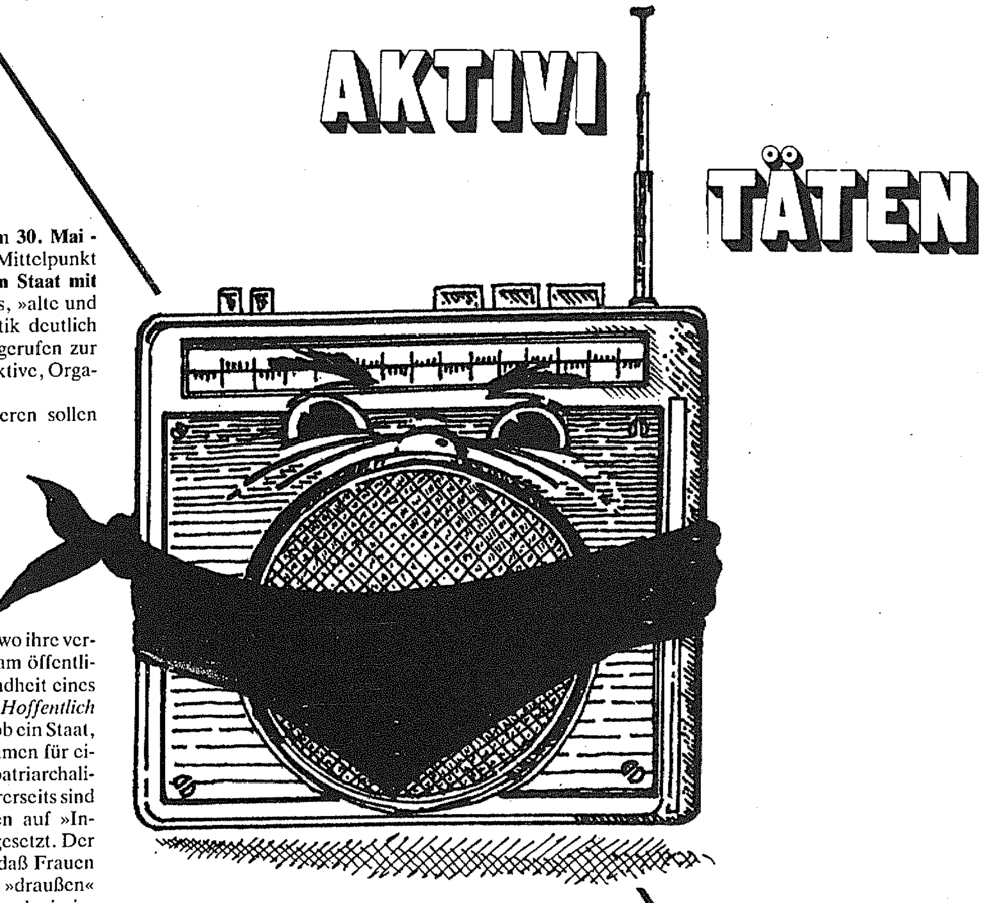
Benutzte Literatur u.a.:
Hannah Arendt: The Origins of Totalitarism, New York 1951
H. Sklar: Trilateralism, Black Rose Books, Montreal 1980
G. Debord: The Society of Spectacle, Black and Red, Detroit 1977
L. Lanza: Fascism and Techno-bureaucracy, in: OUR GENERATION, Montreal 1977
L. Mercier-Vega: La révolution par lÉtat, Payot, Paris 1978
O. Kapeliouk: Quand le paysan est tenu á l=cart des décisions politiques, Le Monde diplomatique, 1984
Adret: Travailler deux heures par jour, Seuil, Paris 1977.
N. Laurin-Frenette: Sociologie et sociétés, 1983
M. Bookchin: The Ecology of Freedom, Palo Alto 1982
T. Adorno: Negative Dialectics, 1973



»*Heimat und internationale Solidarität*«, *unter diesem Motto steht das* **12. Tübinger Festival vom 23.–25.5.86.** Musik und Diskussionsveranstaltungen werden zu drei »Heimat«bereichen vorbereitet: Baden-Württemberg, Südafrika, Europa. Im samstäglichen Hauptkonzert »Freiheit für Nelson Mandela« werden u.a. Mercedes Sosa, Lutz Görner, Franz-Josef Degenhardt, District Six, Lydie Auvray und die Auvrettes auftreten. Als Rednerin wird Zindzi Mandela, Tochter Nelsons und Winnies, erwartet.
Festivalbüro: Club Voltaire, Haaggasse 26b, 7400 Tübingen, Tel.: 07071/51524.

4.Internationales Sommertheater-Seminar in Bergisch-Gladbach, Haus Lerbach vom **16.–25.August 86.** Integrierte Workshops zu: Zirkustechniken, Clownerie, Tanz und Bewegung, unsichtbares Straßen-und Aktionstheater etc.. 10 Tage, 350.-DM, Verpflegung und Unterbringung inklusive.
Kontakt: *Jeanine de Heus, Europ. Akademie Lerbach, 5060 Bergisch-Gladbach 2, Tel.: 02202/31021.*

Das **2. Freiburger Video-Forum** findet vom **29.10.–2.11.86** in Freiburg statt. Videos an und Infos von der *Medienwerkstatt Freiburg, Konradstr.20, 7800 Freiburg.*



An der Universität Bielefeld findet vom **30. Mai - 1.Juni 1986** ein Kongreß statt, in dessen Mittelpunkt das Diskussionsthema stehen soll: **Kein Staat mit diesem Staat?** Ziel des Kongresses ist es, »alte und neue Schwachpunkte ›linker‹ Staatskritik deutlich zu machen, sie aufzuarbeiten etc. Aufgerufen zur Teilnahme sind alle in diesem Bereich Aktive, Organisationen etc.
Zwei Ansatz-Punkte unter vielen anderen sollen z.B. sein:

a) **Frauen** erfahren gerade in einer Zeit, wo ihre verstärkte Mitwirkung und Beteiligung am öffentlichen Leben diskutiert wird, die Fremdheit eines Staatsgebildes, das nicht ihres ist. (*Hoffentlich nicht! SF*) Ihnen stellt sich die Frage, ob ein Staat, gleich welcher Ausformung, den Rahmen für eine Gesellschaft bilden kann, in der patriarchalische Strukturen aufgelöst sind. Andererseits sind der Selbstverwirklichung von Frauen auf »Inseln« in dieser Gesellschaft Grenzen gesetzt. Der Widerspruch, der sich darin äußert, daß Frauen gleichzeitig »mittendrin« und doch »draußen« sind, macht Veränderungsstrategien schwierig. Forderungen nach gezielter Frauenförderung an den Staat bzw. der Versuch, mit Hilfe staatlicher Machtmittel (Frauenministerium, Frauenbeauftragte oder Strafrecht) Frauendiskriminierung abzubauen, machen die Diskussion notwendig, inwieweit es möglich oder überhaupt wünschenswert ist, den Staat für die Ziele der Frauenbewegung zu instrumentalisieren.

b) Die aktuelle Kontroverse um die sog. **»Sicherheits-Gesetze«** macht die Weiterentwicklung des »freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates« (*na ja, SF*) zum modernen Sicherheitsstaat (*sehr moderat benannt, SF*) deutlich. Der scheinbare Sieg gegen die Volkszählung 1983 vor dem Bundesverfassungsgericht wird nun in sein Gegenteil verkehrt und als Legitimation zur Erweiterung des Überwachungsapparates und zur Ausweitung der innerstaatlichen Geheimdienste mißbraucht. Wie kann es in dieser Situation gelingen, über die bloße Ablehnung weiterer Verschärfungen hinaus zu einer konstruktiven Position in der innerstaatlichen Sicherheitsdiskussion zu gelangen?

Veranstalter: ASTA Bielefeld und Fachschaft Jura; mit von der Partie, man merkt's an den gewählten Formulierungen, die Grünen und die Jusos, nicht eingeladen: die Anarchisten. Also eine Auftakt-Veranstaltung für einen problembewußten, aber staatsimmanenten »linken« Wahlkampf?
ASTA Bielefeld, Postfach 86 40; 4800 Bielefeld; Tel.: 0521/1063909.

Auch in Chicago fand parallel zum Erscheinen dieser Nummer des SF ein **Internationales Anarchistentreffen** vom **1.5. – 4.586** statt. Ende 1985 hatten 40 Anarchisten beschlossen, den 100sten Jahrestag von Haymarket nicht bürgerlichen oder anderen sozialistischen Gruppen zu überlassen. Unter den vorbereiteten Workshops fanden sich Themen wie: Gewalt–Gewaltfreiheit; Netzwerke; Politik in der ersten Person; Pornographie; Zensur; der Kukluxklan; Kinderbefreiung; Gesetz und Anarchie; Tierbefreiung; fortschrittliche Ideologien; Nationale Befreiungsbewegungen; Klassenkampf; anarchistische Zukunftsperspektiven.
Zudem war geplant: Am 1. Mai eine Demo; am 2. einige anti-kapitalistische Aktionen in Chicago; am 3.Mai ein Banquet, eine Telefonverbindung zum australischen Kongreß und ein Nachtkonzert; am 4. Mai schließlich sollten die die »Märtyrer vereinnahmenden« Denkmalsenthüllungen der Stadtoffiziellen und Sozialisten »begleitet« werden, mit eigenen Aktionen.
Nachträgliche Informationen über den Ablauf etc. bei: *Impossible Books, Box 1200 W. Fullerton, Chicago, Illinois 60614; USA. Falls sich jemand aus der SF-Leserschaft nach Chicago verirrt hat, wäre ein Bericht erwünscht.*

Der **11. Internationale Gewaltfreie Marsch für Entmilitarisierung** findet vom **16.7.–3.8.** in Faslane, nahe Dumburton in Schottland statt. Durch militärische Landnahme sollen die dortigen U-Boot-Stützpunkte erweitert werden. Von uns geplant sind Workshops, Trainings und gewaltfreie Aktionen.
Kontakt: Michael Grimm, Porthstr.1-3/403, 6000 Frankfurt-50

Interview mit Clara Thalmann (Teil 2)



Photos: Christian Cadot, Nizza

»Ordnung ohne Freiheit ist Unterdrückung - Freiheit ohne Ordnung geht aber auch nicht«

von Winand Ehls und Axel Wagener / Black Star Press Duisburg-Göttingen

Frage: Clara, die nächsten Fragen zielen mehr auf die gegenwärtige politischen Probleme und Geschehnisse ab. Du hast mit Pavel, deinem Mann, stalinistische Machtpolitik am eigenen Leib erfahren müssen, und kennst darüberhinaus das Schicksal vieler Sozialrevolutionäre und Anarchisten, die in ähnlicher oder gar schlimmerer Weise verfolgt wurden. Wie beurteilst du heute selbst den Wandel sowjetischer Innen-und Außenpolitik seit Stalin? Was hat sich in den Amtszeiten Chrustschows, Breschnjews, Andropows, Tschernenkos deiner Meinung nach positiv verändert?

Clara: Also mit Chrustschow hat sich eines geändert, daß nämlich die Verbrechen von Stalin überhaupt ausgesprochen wurden. Die Kommunisten wollten das erstmal gar nicht glauben. Und – dann wurden ja vielleicht einige Leute aus den Lagern entlassen. Einzele, wie Solschenitzyn, kamen raus und zwar sehr oft durch internationale Aktionen. Aber aufgelöst wurden die Lager nicht. Die Bürokratie hat sich insgesamt weiterentwickelt und wird auch immer versuchen, ihre Privilegien festzuhalten. Außenpolitsch ging es eigentlich immer noch um die Macht.

Aber ich muß weiter ausholen. Ich war ja als Kind schon in der sozialistischen Kindergruppe uind dann kam – ach, das möchte ich jetzt doch schnell noch erzählen: Damals war in Basel gerade der intenationale Friedenskongreß der III. Internationale.[1] Da hat mein Vater mich bei der Hand genommen und wir sind auf den Münsterplatz gegangen . Wir kamen auf diesen Platz – da herrschte ja schon eine bestimmte Kriegsstimmung, also daß man Angst hatte vor dem Krieg. Und in meiner Erinnerung – ich war 4 Jahre alt – war der Platz *schwarz* von Menschen. Von überall kamen sie her. Das war so am Ende des Kongresses. Mein Vater ging fast jeden Tag hin. Er war Anti-Militarist, deutscher Kriegsdienstverweigerer. Dort, auf dieser Versammlung, gab es einen *ein*stimmigen Beschluß: sollte der Krieg ausbrechen, dann müssen wir international den Generalstreik ausrufen, um den Krieg zu verhindern. Es war *eine* Begeisterung, wirklich toll! Ein Eindruck, den ich nie vergessen werde.

Dann mit 6 Jahren, kam ich zur Schule. Es war bereits Krieg und wir hatten darunter zu leiden. Wir waren Deutsche – mein Vater war doch Deutscher – und da ging das los, da haben sie uns in der Schule nachgeschrien »Sauschwab«. Damals war so eine schreckli-

che nationalistische Stimmung in der Schweiz – wo es doch zwischen Deutschland und Frankreich losgegangen war.Es war genau am Beginn des Weltkrieges. Da hat mein Vater gesagt: »Laßt euch nicht beeindrucken, redet mit den Leuten. Sagt ihnen, ihr seid nur Menschen. Die können nichts dafür, daß sie in der Schweiz geboren sind, oder wer in Deutschland oder in Frankreich geboren ist. Versucht's und wenn's nicht klappt – haut zurück!

Wir waren drei Mädchen, zwei Deutsche und eine Italienerin. Bei meinem Bruder war auch noch ein Deutscher. In der Schule haben sie uns dann wieder gehänselt. Da sind wir auf sie los und haben sie verprügelt. (Lacht)

Es gab dann eine Diskussion vor der ganzen Klasse. Wir wollten uns verteidigen, und so habe ich gesagt: »Hören Sie« – diese Lehrerin hat auch noch Religionsunterricht gegeben – »ist der liebe Gott Deutscher, Franzose oder Schweizer? Wir haben nicht angefangen. Die hänseln uns. Wir sind gegen den Krieg, unser Vater auch, der ist Kriegsdienstverweigerer. Und wenn sie sagen, der liebe Gott ist ein Schweizer, Franzose oder Deutscher, dann ist das nicht richtig!« (lacht) Damit war Schluß, wir hatten keine Schwierigkeiten mehr.

Dann bin ich in die Kommunistische Partei. Ich war zu der Zeit in Paris, von 1925 bis 1928, dort habe ich in der Fabrik gearbeitet. Nachher arbeitete ich bei der *Humanité*[2] und ging auf die Schule der Kommunisten. Damals ging es gegen den Krieg in Marokko.[3] In Paris fing es (für mich) an (mit dem Stalinismus). Ich habe eine ziemliche Rolle gespielt, habe Vorträge gehalten usw. Eines Tages kam ein Erlaß von oben, daß man nicht mehr selbst wählen konnte, sondern von oben eingesetzt wird. So fing das an: man mußte das Politbüro als Leiter anerkennen. Es kam darauf an, wer fähig ist und wer nicht fähig ist. Damit fing auch die Opposition an – gegen Stalin. Sie haben mich dann – es sind ja Halunken – von der *Zelle Belleville*, es war die größte Zelle von Paris, eine ausgesprochene Arbeiterzelle, in das 1. Arondissement, *Opéra*, eine reiche Gegend versetzt. Da hatte ich genug.

Wie ich zwanzig war, bin ich zurück in die Schweiz und ging dort sofort in die Kommunistische Partei; da begannen die Diskussionen: Stalinismus – Trotzki. Trotzki war ja für uns *der* Held,[4] und plötzlich war er ein Konterrevolutionär.

Pavel kam aus Moskau zurück, am selben Tag. Wir haben uns schon als Kinder gekannt. Er war Leiter der Kindergruppe. Damals beim Generalstreik[5] war ich zuvorderst. Da hat er mich an den Zöpfen gezogen und gesagt: »Mach, daß du nach hause kommst, hier hast du nichts verloren« (lacht) Die Mutter einer Mitschülerin wurde damals im Flur von Soldaten erschossen. Er kam also von Moskau zurück. Ich weiß noch genau,es war der 15. Juli 1928, und ich war am selben Tag aus Paris gekommen. An dem Tag wurde das Arbeiterheim der Kommunistischen Partei und Jugend eingeweiht und Pavel sagte: »Woher kommst du?« – »Aus Paris, und du?« – »Aus Moskau». Da haben wir diskutiert und erzählt bis nachts um zwei.

Dann wurde ich in der Metallergruppe aktiv, weil ich Metallarbeiterin war und die habe ich soweit gebracht, daß sie auch in Opposition kamen. Da haben die Stalinisten gesagt - wir gingen immer Skifahren, jeden Samstag und Sonntag – »Du mit deinen weiblichen Reizen, hast sie sexuell verführt, deshalb sind sie zur Opoosition!« (lacht). Danach haben sie mich ausgeschlossen, d.h. nein, sie haben gesagt: »Wir schließen dich nicht aus, du mußt aber die 21 Bedingungen unterschreiben und dich von Pavel trennen.«

Und das war's dann. Pavel war bereits ausgeschlossen und so kam ich hinterher. Voilá.

Und dann – wir hatten diese Verbindungen – kamen von Deutschland aus KPO-Leute zu uns, auch Trotzkisten aus Zürich. Mit denen haben wir diskutiert. Am Anfang haben wir mit der KPO zusammengearbeitet.

Frage: Mit Brandler?

Clara: Mit der Brandler-Gruppe, ja. Aber auch mit Paul Fröhlich[7]. Der hat sogar bei uns gewohnt, in Basel. Wir haben Konferenzen gemacht und große Diskussionen. Zuvor schon gab es Kontakte mit einer Gruppe in Berlin, der KAPD.[8]. Wir hatten auch Vorträge mit Otto Rühle[9]. Auf jeden Fall fing die Opposition mit diesen Kräften an. Erst später haben wir dann mit Trotzkisten zusammengearbeitet; mit denen haben wir uns allerdings auch nicht lange verstanden. Pavel und ich haben erstmal eine große Reise (als Globbetrotter zu Fuß und per Autostop) gemacht, durch den Balkan.

Doch zur weiteren Entwicklung in Rußland: 1936 kamen dort die großen Schauprozesse und Erschießungen.[10] Pavel hat über diese Prozesse geschrieben, überhaupt über die stalinistische Bürokratie. Das brachte uns den Vorwurf ein: »Ihr seid Konterrevolutionäre! Ihr liefert der Bourgeoisie Material, spuckt gegen die Russische Revolution.« Wir sind manchmal richtig angepöbelt worden.

Danach kam sowieso Spanien. Aber wir waren bereits vorher kritisch gegenüber den Trotzkisten und hatten große Diskussionen.

Frage: Warum?

Clara: Die haben doch vertreten: »Regeneration innerhalb der Partei, innerhalb des Systems.«[11] Dazu haben wir gesagt. »Das ist ganz ausgeschlossen.« Die Intellektuellen haben



doch auch lange Zeit immer geschrieben: »Was die Bürgerlichen alles schreibem – in einer Revolution muß man hart sein, und die Russen sind hart bedrängt.« – Die große Wendung unter den kommunistischen Intellektuellen, wie z.B. Sartre, das war Solschenizyn. Obwohl man auch vorher schon sehr viele Bücher dieser Art kannte, waren die Intellektuellen schwankend geblieben. Sartre hatte doch gesagt: »Man darf nicht verzweifeln, man darf doch die Arbeiter bei Renault z.B. nicht verzweifeln lassen.« Aber mit Solschenizyn gab es dann diese allgemeine Wendung. Es war, meine ich, die große Massenwendung gegen den Stalinismus, gegen den *GULAG*.[12] Und die *GULAG* gingen, ja *gehen* immer noch weiter. Wenn man an all die Verbannten in Sibirien denkt. Die wurden ja zu Tausenden dahin verschickt. Und daß die bis 1971, 72 dort bleiben mußten und heute vielleicht noch da sind.

Ich kenne jemand, der kommt über die Gewerkschaften sehr oft in die Sowjetunion. Er war ein Trotzkist und ist es immer noch geblieben, immerhin mittlerweile aber doch etwas kritischer. Sein Eindruck, sagt er, – alleine können sie manchmal mit den Russen sprechen, mit Gewerkschaftern, – ist, daß sich bei den Arbeitern im Geiste etwas ändert, daß die Arbeiter und die *SAMIZDAT* in 10 Jahren stark genug wären, die Bürokratie zu ändern.

Frage: Was ist die *SAMIZDAT*

Clara: Eine oppositionelle Gruppe, die im Geheimen arbeitet. Sie tauschen Nachrichten von Hand zu Hand aus; es handelt sich um illegale Flugschriften. Und das hat's jetzt mehr und mehr im Umlauf.[13] Dieser Trotzkist meint auch, daß es wahnsinnig schwer ist, richtig seine Meinung zu sagen. Er sagt, es ist eine interessante Geschichte, daß sich der Mensch eben auch anpaßt, daß er sich im System zurechtfindet. Er verdient nicht genug, fängt an zu verkaufen – also auch Schiebungen, die gibt's zur Genüge. Die Korruption geht schon ziemlich tief. Aber er sagt auch, es gibt schon Möglichkeiten, daß es besser wird.

Geändert hat sich noch, daß die Arbeiter viel mehr saufen. Und wie heißt er noch, dieser GPU-Mann, Andropow, der wollte ja durchgreifen: mehr Regelmäßigkeit bei der Arbeit, strenge Strafen und auch verbesserte Konsumbedingungen. Er wollte da einiges ändern – aber das ist doch für die Fische. Daß die Russen so viel trinken, wie noch nie, den Wodka schwarz kaufen, das ist doch ein Zeichen der Demoralisierung.

Frage: Was bedeutet der Begriff »real existierender Sozialismus« für dich?

Clara: (lacht) Es gibt da einen glänzenden Spruch: »Ordnung ohne Freiheit ist nichts – Freiheit ohne Ordnung geht auch nicht!« – jedenfalls sinngemäß. Also ich würde sagen, *die* Erfahrung ist Spanien. Das war die einzige (historische) Möglichkeit, auch die Bürokratie zu verhindern. Denn es gehörte zu ihren Prinzipien, daß kein – es gibt natürlich immer auch einen Durruti, der sich total eingesetzt hat und den man vergöttert hat, das gibt's ja immer, daß der eine stärker ist – aber es gehörte zu ihren Prinzipien, daß kein Bürokrat und kein *consejo*, kein Rat, eine Gelegenheit hat, sich festzusetzen und daß er gewechselt werden muß. Es galt immer: die Kontrolle von unten.



Nun sind die Menschen heute nicht mehr so. Wie Souchy sagte: »In der Evolution heute geht's den Arbeitern so gut« und sie sind auch, wenn man so will, korrumpiert. Aber schau mal, die Arbeitslosigkeit, schau mal die Möglichkeit eines Krieges – die Zuspitzung entwickelt sich eigentlich immer schlimmer. Durch die Kommunisten ist auch der internationalistische Gedanke nicht mehr so stark – was war die Internationale für eine Waffe! Die haben das total nationalisiert.[14]

Das muß eine neue Welle geben, und vielleicht entwickelt sich unter den Jungen etwas, daß man Parteien ablehnt, daß da eine antiautoritäre Stimmung entsteht, daß die Kontrolle von unten kommen muß. Wenn sie auch manchmal schiefgeht, die Kontrolle; das Prinzip bleibt ja!«

Frage: Jetzt mal einen Bereich, den wir bisher überhaupt noch nicht berührt haben. Wie siehst du die US-amerikanische Innen- und Außenpolitik – insbesondere seit dem Amtsantritt des »neuen Konservatismus« unter Reagan?

Clara: (lacht) Fragt mich nicht – natürlich lehne ich das ab! Die wollen genauso die Macht wie die Russen. Die wollen die Welt beherrschen und kontrollieren.

Aber da ist noch ein Unterschied: ein Reagan kann abgesetzt werden – ein Stalin oder ein heutiger sowjetischer Führer nicht. Leider ist die Opposition in Amerika nicht stark genug.

Übrigens würde ich sagen, daß es nicht ›nur‹ Amerika ist, das international herrschen will und herrscht. Denn ohne die multinationalen Konzerne können die Amerikaner auch nichts machen – die beherrschen doch überall das Geschehen.

Und auf der anderen Seite steht der Machtbereich von Rußland. Alle Konflikte sind ja global. Wenn du bedenkst »Afrika«, entweder kommt Rußland oder Amerika rein. Deshalb meine ich immer, die internationalistischen Gedanken müssen in die Gehirne. Sie müssen verständlich machen, ›nichts ist national zu lösen‹. Ist überhaupt eine nationale Revolution möglich, ohne daß die Amerikaner

oder die Sowjets eingreifen? Die würden das doch glatt zusammenschlagen. Es muß heute eine internationale Bewegung werden.

Frage: Was verbindest du mit dem Begriff »imperialistisch«?

Clara: Also, wir haben gelernt – in der kommunistischen Schule –: »Imperialismus gleich Kolonialismus – die Welt beherrschen, finanziell, ökonomisch und politisch. Oui! Als Imperialisten sehe ich natürlich die Amerikaner, sehe ich die Russen.

Frage: Warum die Russen?

Clara: Was beherrschen sie? Sie beherrschen doch die ganzen Satellitenländer. Und wollen noch mehr beherrschen. Das ist auch eine Art Imperialismus, ist ja ganz logisch. Schau mal, sie unterbezahlen doch das Material aus den Satellitenländern!

Frage: Wie siehst du die Befreiung der sogenannten 3.Welt? Wir in den sogenannten Industrieländern der westlichen Hemisphäre leben im Prinzip auf deren Kosten, (. . .) d.h. wir können gegen die Unterdrückung der Menschen in der 3.Welt, gegen den Imperialismus auch in Paris, London oder Hamburg kämpfen.

Clara: Natürlich. Schau mal, wohin gehen die 2-3 Millionen pro Minute, die bei uns für die Rüstung fabriziert werden? Die gehen in die 3.Welt-Länder. Und das erste, was diese nationalen Befreier tun, ist eine Armee aufzubauen und *die* bezahlen das ja.

Ich denke zum Beispiel an René Dumont und andere Leute hier in Frankreich, die wie die Löwen gegen diese Waffenlieferungen kämpfen. Das ist schon mal ein kleiner Kreis, aber bis jetzt hatten sie noch nicht mit sehr viel Erfolg. Wenigstens bringen sie einiges zu Bewußtsein.

Natürlich müßte es die logische Folge sein, daß wir dagegen angehen – wo wir sind. Das sagt auch Dumont, der sehr lange in Kuba war. Dorthin haben die Russen Maschinen geschickt – die Kubaner sind gegenüber den Russen wahnsinnig verschuldet – Maschinen, die sie überhaupt nicht bedienen können. Wenn etwas fehlt, wird es nicht ersetzt – die verrotten. Er erzählt z.B. eine Sache: da kommt er in eine Gegend, wo auf einem ganzen Hügel nur Bananen gesetzt werden sollten. Die Bauern haben dazu gesagt: ›Blödsinn, da wachsen keine Bananen – ›Doch, wir müssen nicht nur Zucker anbauen, sondern auch Bananen und andere Arten.‹ Die Bauern haben also den Hügel angelegt, auf Weisung von oben. Er mußte abgearbeitet werden und dann wurden die Bananen gesetzt. Nach drei Jahren war immer noch keine Banane da. Alles mußte deshalb wieder umgearbeitet werden. René Dumont hat das Buch geschrieben »Ist Kuba sozialistisch?« (Paris 1970). Darin kommt er zum Schluß, daß es so, wie es in Kuba jetzt läuft, nicht gehen sollte. Weil alles von oben kommt, die Russen zu wesentlichen Teilen bestimmen, was geschieht. Es wäre besser gewesen, zum Beispiel einen kleinen Motor zu schicken, mit dem die Leute etwas anfangen können, anstatt supermoderne Anlagen verrotten lassen zu müssen, weil sie in den gegebenen Verhältnissen nicht verwendet werden können. Dasselbe Problem gilt zum Beispiel auch für Afrika und die übrige 3. Welt. Man müßte überlegen: ›Wie kann man so helfen, daß sie auch etwas damit anfangen können?‹ – Das ist natürlich eine Riesenaufgabe und senkt die Profite der Industrieländer, denen es ja egal ist, ob das, was sie liefern, verrottet oder gebraucht werden kann – solange der Gewinn »stimmt«.

Was ich gut finde, zum Beispiel Nicaragua, das sind die Gruppen, die dort *einem* Dorf helfen. Das Geld oder die Menschen gehen direkt an das Dorf – eben nicht über Zweite oder Dritte. Das ist natürlich ein kleiner Tropfen, aber immerhin.

Frage: In vielen Ländern Afrikas, Asiens, Lateinamerikas agieren ja heute Koalitionen von Befreiungsbewegungen, Nationalrevolutionären und linksbürgerlichen Allianzen verschiedenster Prägung. Als Grundlage des gemeinsamen – politischen und bewaffneten – Kampfes dienen meist Konsensformeln mit dem Ziel der Aufhebung totalitärer oder korrupter Regime. – Während weitergehende revolutionäre Forderungen unter den Tisch gekehrt werden, verkennt man, daß diese totalitären/korrupten Regime im Grunde nur Auswüchse eines grundlegenden gesellschaftlichen Systems sind – in der Regel das des Kapitalismus. Also es fehlt die Aussage, daß wirkliche Freiheit nur in der Beseitigung des Kapitalismus zu erringen ist.

Die Unvereinbarkeit bürgerlicher und revolutionärer Positionen bei dieser Art der Volksfrontpolitik programmiert eigentlich unweigerlich Konflikte, die nach Erreichen des bis dahin gemeinsamen Zieles, zum Teil zu erbitterten Kämpfen führen. Das konnte man Anfang der 70er Jahre in Chile sehen, bei der *Unidad Popular,*[15] in Nicaragua sieht man es heute – an der Auseinandersetzung zwischen den bürgerlichen Kräften und den Sandinisten, ehemaligen Bündnispartnern im Kampf gegen die Somoza-Diktatur. Was hälst du von dieser Art Bündnispolitik? Welche Gefahren oder Chancen bergen sie deiner Meinung nach?

Clara: Also das ist für mich sehr schwierig. Nicaragua ist ja anders als es Spanien damals gewesen ist. Wenn man (in Lateinamerika) nur irgendwie verhindern könnte, daß diese fürchterlichen Massaker aufhören. Ich glau-



be, daß man zum Beispiel deshalb Kompromisse machen muß. Die Menschen werden doch grausamer und grausamer. Da würde ich vielleicht mit Reformen versuchen, daß diese Schlächterei aufhört.

Ich kann das zwar schlecht beurteilen, aber das mit dem peruanischen *Sendero Luminoso*, z.B., die sind doch sehr totalitär. Wir haben Berichte gehabt, in der *Liberation*, die glaube ich, ziemlich ›echt‹ geschrieben waren. Da hieß es unter anderem: ›Du kannst nicht heiraten, wenn du nicht die Bewilligung vom Chef hast‹. Das zeigt doch deutlich, wie hierarchisch die organisiert sind. – Nicht nur dort, sondern überall in Südamerika gibt es solche hierarchisch aufgebauten Guerillas. Ich finde es grauenhaft, wenn sie – von ihrer Seite – ein Dorf überfallen, die Bauern flüchten müssen und danach, wenn sie wieder weg sind, kommen die anderen und bringen sie um. Was für eine Lösung – das ist doch bestialisch!

Frage: Unsere Frage zielt eigentlich mehr in die Richtung, soll man sich überhaupt mit bürgerlichen bzw. links-bürgerlichen Kräften einlassen oder nicht? Der Konflikt ist ja vorprogrammiert.

Clara: Also ich sehe vor allem, daß diese Kämpfe bis jetzt sehr oft bestialisch sind – und auch gar nicht klar durchschaubar. Sind die Leute, das Volk, sind die wirklich alle mit den Linken oder sind sie zum Teil sogar mit den Rechten? Auf jeden Fall müssen sie ja mal irgendwann genug haben. Wenn man irgendwie Frieden erreichen könnte – aber das sind ja, wie sagt man, schöne Theorien, nicht?

Frage: Was heißt für dich ›revolutionär‹?

Clara: Erstens die Wahrheit zu sagen. Zweitens gegen jede Ungerechtigekt zu kämpfen. Und dann ist da dieser wunderbare Satz, von dem ich eben schon gesprochen habe »Ordnung ohne Freiehit ist Unterdrückung – Freiheit ohne Ordnung geht aber auch nicht!« Das heißt: zurück zum Menschen, sozusagen, zurück zum menschlichen Empfinden – gegen diese Brutalitäten und Grausamkeiten. das, finde ich, sind revolutionäre Grundsätze. Und, wenn man kann, es persönlich auch so leben.



Frage: Du hast da selbst das Persönliche angesprochen. Persönliches und Politisches gehen ja oft ineinander über, sind nicht voneinander zu trennen. Gerade bei dir ist uns das besonders deutlich geworden. Deshalb wollen wir jetzt noch einige mehr persönliche Fragen nachschicken. – George Orwell z.B. stellte einmal eine Liste von Büchern auf, die ihm besonders wichtig waren. Welche Bücher fallen dir spontan ein, die dir viel bedeuten?

Clara: Persönlich beeindruckt haben mich Angelica Balabanow: Ma vie de révolte.[16] Und menschlich – vor allem Emma Goldman.[17]

Frage: Was ist für dich Liebe?

Clara: Liebe! Mhm. Also ich habe ja die große Liebe gekannt. Von meiner Zeit in Paris – am Anfang – hat mir mal einer geschrieben: ›Du warst ja so prüde.‹ Die wirklich große Liebe, das war Pavel. Wir haben 50 Jahre zusammengelebt und Pavel war – also wirklich gleichberechtigt mit mir. Wir haben immer diskutiert, wenn wir Differenzen hatten. Dann hat er gesagt: »Wie du meinst, aber ich meine, es ist so und so.« Wir haben ein wunderbares Verhältnis gehabt. So, daß die Leute einem Schwyzer manchmal rechtgegeben haben, der meinte: »Nach 40 Jahren gemeinsamen Lebens müßtet ihr Eintritt verlangen.« (lacht) Es war meine große Liebe und die hat eigentlich nie aufgehört. Im Grunde genommen leide ich noch sehr darunter, daß er nicht da ist. Wir haben meistens alles zusammen gemacht. Aber wir haben auch selbständige Sachen gemacht. Ich bin alleine auf Reisen gegangen und er auch. Und haben uns immer wieder gefreut, wenn wir wieder zusammenkamen.

Frage: Was verbindest du sonst noch damit, außer deiner Liebe zu Pavel?

»Clara: Oh auf jeden Fall – Menschen um uns zu haben, nicht isoliert zu leben. Das haben wir immer gehabt. Wo wir auch waren, immer war ein bestimmter Kreis um uns. Und dann – Hilfsbereitschaft. Wir haben ja unheimlich viel Hilfe von Deutschland gehabt und umgekehrt, und wir haben gerne gemütliche Gesellschaft.

Dann – Menschenfreundlichkeit, den Menschen so schätzen wie er ist und so verurteilen wie er nicht sein soll (lacht).

Also wir haben keine Kinder, wir wollten nie – weil wir gesagt haben: »Wenn wir Kinder haben, sind wir gebunden.« Wir wollten ja ungebunden sein. So sind wir viel gereist – zum Beispiel auf den ganzen Balkan, Spanien, Afrika. Aber wir haben immer Kinder von anderen gehabt – wir waren nie kinderlos, wenn

man so will. Viele Kinder von Freunden kamen hierher. Nur ist der Unterschied – diese Kinder haben wir so 6 Monate bei uns gehabt –, daß die Kinder uns nicht vergessen haben, aber das ist nicht die Verbindung von Mutter zu Kind, das ist sicher. Manchmal tauchten die Kinder nach 15, 20 Jahren plötzlich bei uns auf. Neujahr, zum Beispiel, bekommen wir sehr viel Besuch.

Die Anarchisten hatten eine Schule gegründet. Die *Revolution Proletarienne*[18] gründete die *Freie Schule* von Sèvres. Da haben sie vor allem soziale Fälle angenommen, Kinder von geschiedenen Eltern, alles schwierige Fälle. Davon waren wir sozusagen ein Ableger, die kamen zu uns in die Ferien. Das waren die ersten Jahre – schwierige Kinder, aber rührend. Alles ging gut. – Diese *Freie Schule*, also die Organisation, hat für alles bezahlt – nicht die Kinder. Sie hatten dort eine ganz neue Methode eingeführt, die *aktive Schule* von Freinet.[19] Es handelte sich um Kinder, die in der ›normalen Schule‹ einfach durchgefallen waren. Bei Freinet war es dasselbe. In dieser Schule haben sie Familiengruppen gebildet, in denen sie selber mitentscheiden konnten. Die Kinder hielten untereinander auch nach der Schule noch Kontakt. Die sehen sich immer.

tarren, da haben wir viel gesungen. Das war eine lustige Sache. Für nachts hatten wir zuerst nur Zelte, und dann kam eine Hütte nach der anderen. Von Paris und anderswo her kamen sie uns besuchen und haben uns mit dem Bauen geholfen.

In unserer Nähe, vis á vis, ist da ein Bauernhaus. Ich ging einmal hinauf und eine Frau steht davor, die mich nicht durchlassen will. – »Schauen Sie, so lassen Sie mich doch durch!« – »Ich kenne Siesehr gut.« – »Ich kenne Sie nicht.« – »Ja, wir sitzen jeden Abend zusammen, in unserem Haus da, vis à vis und hören euren Liedern zu. Sie singen und sind ja so lustig.« Sag ich »Ahja?« – »Hat doch mein Mann gesagt, ›siehst du, diese Polacken! Haben kein Geld, aber sie wissen zu leben‹.« – »Oh, da muß ich sie enttäuschen, wir sind keine ›Polacken‹, wir sind Schweizer.« Danach habe ich sie sehr oft nach Hause gebracht. Aber so war's. Die saßen da, beobachteten uns, und wir hatten keine Ahnung.

Frage: Was ist ›Freiheit‹ für dich?

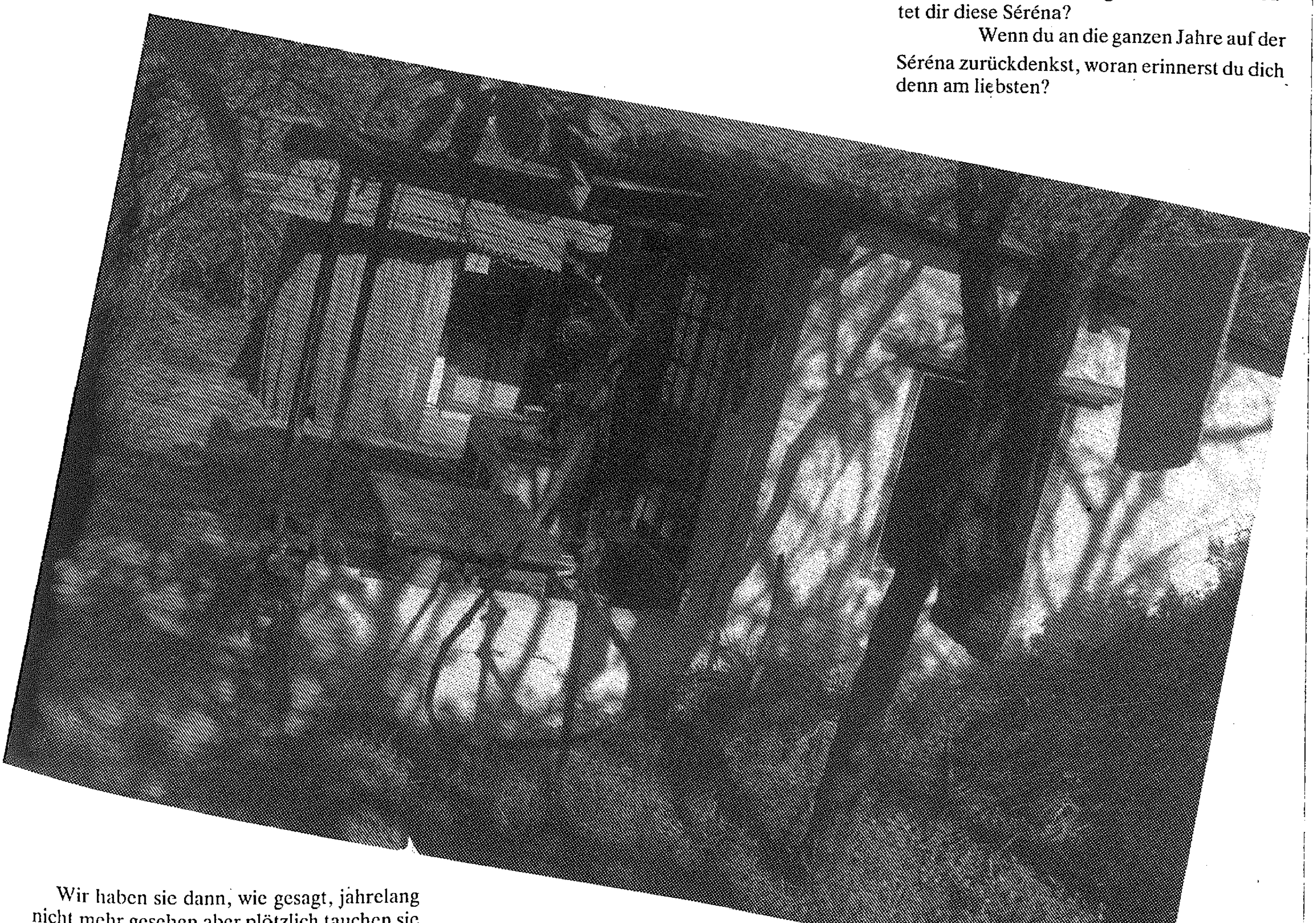
Clara: Ich würde sagen, daß jeder seine Persönlichkeit entwickeln kann und auch geachtet wird; aber nicht den anderen auf die Füße treten – also sowohl die persönliche als auch die gesellschaftliche Toleranz.

einige Tage über die Revolution hinaus verlängert, wird eine Räuberbande, welche die Reichtumsquellen des Landes ausbeutet –«. – Andersdenkende, andersfühlende Menschen zu achten. Aber nur, wenn die auch deine Persönlichkeit akzeptieren.

Ich entsinne mich, in Spanien, da waren wir eine Hundertschaft. Wir haben über etwas abgestimmt – ich weiß nicht mehr über was, aber es war eine wichtige Sache. Dabei haben sie gefragt: »Seid ihr einverstanden mit diesem Weg?« – »Jawohl«. 99% waren dafür. Nur einer – das ist ein toller Kerl – rief: »Nein! Ich bin dagegen.« Da sagten sie: »Also gut, einer dagegen, das ist die Mehrheit, also ist es beschlossen.« Rief er: »Ich bin gegen Diktatur, das ist Diktatur!« Das war Manuel, ein toller Typ. Was aus ihm geworden ist? (Verweis auf die Stelle in »Revolution der Freiheit«, in der die Thalmanns mit Manuel in Paris »ihre« 1.Mai-Demo unter den Augen der deutschen Besatzer durchführen.) Nachdem er ziemlich lange bei uns gewohnt hatte, ist er dann verschwunden. Er hatte noch gesagt: »Die Revolution kommt nicht«, er meinte, nach dem Krieg muß die Revolution kommen, »jetzt gibt's nur noch Bankraub! Wir sehen uns wieder – hasta luego!«

Frage: Ihr seid ja dann später aus Paris weg um hier unten die Séréna zu gründen. Was bedeutet dir diese Séréna?

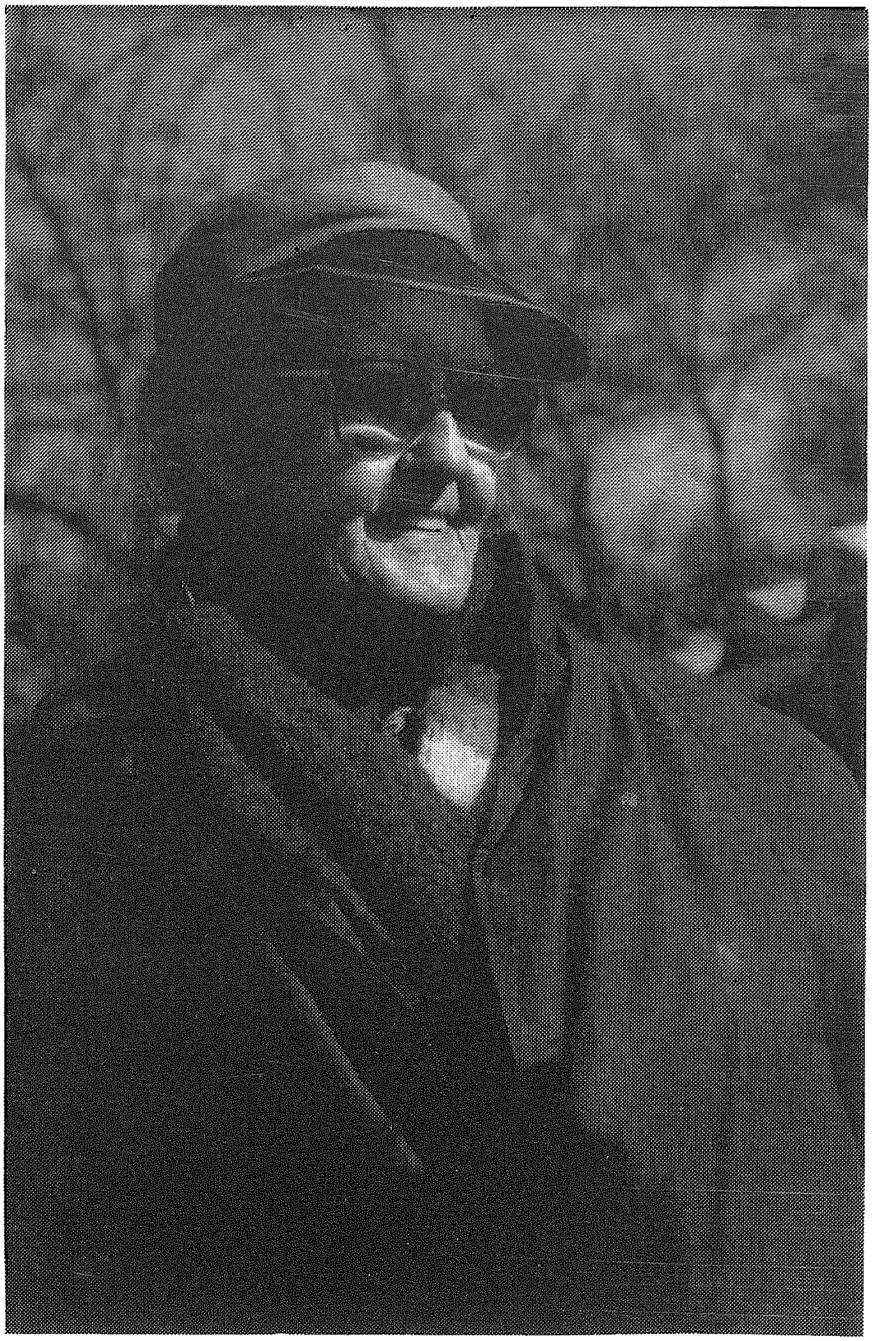
Wenn du an die ganzen Jahre auf der Séréna zurückdenkst, woran erinnerst du dich denn am liebsten?



Wir haben sie dann, wie gesagt, jahrelang nicht mehr gesehen aber plötzlich tauchen sie hier auf oder sie schreiben uns. 1983 kam eine, die war 15 Jahre nicht dagewesen – da kam sie mit ihrem großen Sohn. Aus vielen Ländern kommen sie – Eurasier, Chinesen – aber plötzlich. Wir dachten damals, daß sie immer Verbindung zu uns halten werden. Aber das Leben geht ja oft ganz anders. (. . .) Wenn sie uns besuchen kamen, kamen sie oft mit Gui-

Wartet mal – (steht auf, sucht nach einem Buch und liest vor) *»Eine aus der Demokratie geborene Klasse, die sich nicht an die Gesetze der Demokratie hält, ihre Diktatur auch nur*

Clara: Ach, es gab viele schöne Zeiten. Ja ich mache mir Notizen, schon mit Pavel habe ich



damit angefangen. Alle sagen: »Ihr müßt das aufschreiben!« Aber das ist gar nicht so einfach, wenn alles so schön ist. Es gab keine Toten, wir haben uns nie geschlagen (lacht). An ein paar besondere Gestalten erinnere ich mich, aber alles in allem – ihr müßt mal die Photos ansehen – es ist schwierig, all das in Worten auszudrücken.

Frage: Wie stelltst du dir eigentlich die Zukunft vor?

Clara: Persönlich?

Frage: Von dir, von der Séréna, überhaupt. . .

Clara: Ich hoffe bloß, daß ich nicht so ganz alleine ›verenden‹ muß. Weiß man's?

Frage: Hattest du öfters in deinem bisherigen Leben Angst vor dem Tod?

Clara: Ja. Also wir dachten – zum Beispiel in Spanien – daß wir nie lebend da ›rauskommen‹. Und wir haben nie gedacht, daß wir so alt werden, nie!

Aber zum ersten Mal in meinem Leben habe ich praktisch keine Geldsorgen. ich habe nicht viel, eine feste Summe pro Monat, aber ich hab eine Reserve.

Also wir haben das Land und das Haus verkauft, an einen sehr guten Freund, einen Berliner. Davon wurde uns ein bestimmter Betrag bezahlt – jeden Monat, solange ich lebe. Wenn diese Reserve nicht wäre, würde es nicht reichen.

Frage: Und was passiert dann mit der Séréna?

Clara: Dann gehört sie dem Rolf.

Frage: Und was macht er damit?

Clara: Ich nehme an, er hat's gekauft, damit er sich später hierher zurückziehen kann. Oder vielleicht verkaufen? – das weiß ich nicht.

Frage: Am Schluß eures Buches gibt es eine Stelle, da hat Pavel sinngemäß geäußert: »Wir waren als Marxisten nach Spanien gekommen. Ob wir als Anarchisten zurückgekehrt sind? – Ich weiß es nicht.«[25]

Clara: (lacht) ›Anarchisan‹ bin ich!

Frage: Weißt du es jetzt? Würdest du dich als Anarchistin bezeichnen?

Clara: Jo.
Aber wir waren auf verschiedenen Treffen der Anarchisten, in Montpellier und an anderen Orten – das war so *lamentable* (Geschrei). Allerdings scheint das jetzt besser zu sein, und die Sache hat mehr Hand und Fuß. Aber sonst – sind drei Anarchisten zusammen, hat jeder seine eigene Meinung. Doch ich sehe: die Verwirklichung einer Revolution geht nur auf diesem Weg.

Frage: Was uns noch aufgefallen ist: wenn wir heute in die Publikationen der diversen anarchistischen Gruppen schauen, dann können wir manchmal den Eindruck bekommen, als wenn sie – auch heute noch – sehr oft von Spanien '36 oder von Kronstadt reden. Das ist zwar ungeheuer wichtig, und –

Clara: Ja!

Frage: - da soll man auch daraus lernen, aber es hat weniger mit den Problemen und Kämpfen der Gegenwart und der Zukunft zu tun. Man vermißt *hier* anarchistische Perspektiven.

Clara: Das ist ja die Sache! Und das ist auch so traurig, bei diesem Buch von Patrik von zur Mühlen.[21] Am Schluß machst du das Buch zu und sagst: »Hat sich's gelohnt?« So viele Tote – aber 20 000 Bücher! Spanien, das war doch wirklich eine Hoffnung. Zum ersten Mal, bon, war das Prinzip einmal da. Und sonst ist doch alles schief gegangen . . .

Frage: Hat der Anarchismus trotzdem eine Zukunft?

Clara: Ja, das glaube ich!
Ihr kennt ja Peter Paul Zahl? »Die Glücklichen« – ein tolles Buch.

Jetzt sind wir in der Minderheit. Doch jetzt werden wir mit rot-schwarzen fliegenden Fahnen den Anarchismus vor uns hertragen. (lacht) Dann werden wir ja sehen, welche Leute alle kommen.

Anmerkungen:

Vorbemerkung: Beim 1.Teil des Interviews mit Clara Thalmann, SF-20, unterlief der Redaktion leider ein Lay-Out-Fehler: Claras erste Antwort auf S. 24 »Als der Putsch . . . « wurde vertauscht mit S. 33 »Ich glaube, den Leuten . . .« Sorry! Wir hoffen, daß dennoch alles verständlich blieb.

1) Mit dieser Internationale ist die internationale Organisation der sozialdemokratischen/sozialistischen Parteien gemeint. Der erwähnte Friedenskongreß fand 1912 in Basel statt.
2) *Humanité*; bis heute offizielles Parteiorgan der frz. PCF
3) Von 1912-1926 kämpften die Rif-Kabylen Marrokkos unter Führung Abd-el-Krims um ihre Unabhängigkeit.
4) Trotzki war Oberbefehlshaber der Roten Armee im Bürgerkrieg; (. . .) seine militärischen Maßnahmen trugen entscheidend zum Triumph der Revolution über die Konterrevolution bei. Er wurde *der* Held der Sowjetunion, als »Retter der Revolution« geehrt und geachtet und stand im allgemeinen Ansehen gleich neben Lenin. (. . .) Die stalinistische Propaganda, die aus dem »Held der

Karlsruher Stadtzeitung/ Wildcat

Wildcat steht seit den Anfängen der militanten Arbeiterkämpfe in den USA für Kämpfe, die außerhalb der Apparate organisiert sind und sich nicht auf verhandelbare Forderungen einschränken lassen. Von den Wobblies über die Kämpfe in den zwanziger Jahren, die Revolten nach dem Zweiten Weltkrieg, die Kämpfe der Massenarbeiter in den 60er und 70er Jahren, bis zu den Kämpfen der polnischen und südafrikanischen Arbeiter heute, haben solche »wildcats« immer wieder das Kapitalkommando innerhalb und außerhalb der Fabriken angegriffen, also auch die Stadtteile, die Knäste und Anstalten, die unbezahlte Ausbeutung in der Gesellschaft einbezogen.

Die **Karlsruher Stadtzeitung** ist im »Deutschen Herbst« 1977 als »Alternativzeitung« entstanden. Mit dem Abdriften der Mehrheit der damaligen Bewegung in grüne Partei und Alternativunternehmertum haben sich die Leute, die die Zeitung machen, stärker an ihren Erfahrungen in der Maloche und dem Kampf dagegen orientiert. Nach dem Niedergang der 80/81er Bewegung war eine Phase von Analyse und Neubestimmung angesagt. Durch die überregionale Verbreitung und die behandelten Themen ist der Name »Karlsruher Stadtzeitung« mehr und mehr anachronistisch geworden. **»Wildcat«** deshalb um anzudeuten, in welche Richtung die politische Arbeit unserer Meinung nach gehen muß: hinter den spontanen Explosionen die sozialen Inhalte und Möglichkeiten von Ausweitung ausmachen. Revolte und Klassenbewegung miteinander verbinden, die Erfahrungen der Proletarier weitergeben, jede Politik des Ghettos und der institutionellen Vermittlung kritisieren und bekämpfen, die Analyse und die Organisation von unten voranbringen.

Zum Frühlingsanfang 86 erscheint die **Karlsruher Stadtzeitung/Wildcat Nr. 38.**
Inhalt: Frankfurt - militante Geschichte, Teil 1: Häuserkampf; Was wird aus Turin? Holländische Arbeiter gegen Flexibilisierung; Jobber in und gegen Atomkraftwerke; Südafrika: die Yanks, der ANC - Klassenkampf, Südafrika Teil II; politische Gefangene in Italien u.a.
Inhalt der Nr. 35: die Wobblies, Silicon Valley, Metroperaio, Sozialstaatdiskussion, Boom-Bumm!!?
Inhalt der Nr. 36: Elektronik Arbeiterinnen, Bergarbeiterstreik/England, Werftarbeiterkämpfe/Spanien, Knastrevolten/Frankreich, Arbeit, Entropie, Krise
Inhalt der Nr. 37: Klassenkämpfe in Südafrika, Jobber gegen AKW Leibstadt, Magneti Marelli, Hafenstraße, Bambule im Freiburger Knast, Schwerpunkt England: Bergarbeiter, Riots, Sozialstaat.

»**Kennenlern-Angebot**«: für zehn Mark schicken wir Euch die Nummer 35 - 39, schreibt auf die Überweisung: Kennenlern-Paket drauf.
Bestellung: Einzelheft 2,50 plus 0,70 DM Porto auf Postscheck-Kto. Nr. 1257 03 755 Postgiroamt Karlsruhe überweisen und dazuschreiben, für welche Nummer.
So, und außerdem gibt's noch den **Reprint** der wichtigsten Artikel aus den Nummern 26 - 34. Der kostet 5 Mark und bestellen geht auch wieder durch Überweisen und Reprint auf den Beleg schreiben.
Karlsruher Stadtzeitung Postfach 3644 7500 Karlsruhe Tel: 0721 / 85 64 61

Revolution« plötzlich einen »konterrevolutionären Feind der SU« machte, blieb so insbesondere für Teile der Arbeiterklasse im Ausland schwer verständlich. Vgl. Victor Serge: Leo Trotzki.

5)Infolge der sozialen und politischen Spannungen, die sich in der Schweiz nach Ende des ersten Weltkriegs bemerkbar machten – u.a. durch hohe Arbeitslosigkeit und mangelhafte Lebensmittelversorgung –, kam es nach einem 3-tägigen landesweiten Generalstreik (Nov. 1918) auch 1919 in Basel zu einem 8-tägigen »Auguststreik«, bei dem Menschen von der ›betrunkenen‹ Polizei erschossen wurden. Pavel kämpfte aktiv mit. Vgl. u.a. auch sein Interview in Radio DRS, Bern wiederholt am 13.8.84.

6) Heinrich Brandler (1881-1967), als Vertreter der »Einheitsfrontpolitik« 1924 wegen »Rechtsabweichung« aus den KPD-Positionen verabschiedet. 1929 ausgeschlossen; danach Mitgleid der Reichsleitung der KPO; 1933 Emigration nach Paris, Mitherausgeber der »Arbeiterpolitik«.

7) Paul Fröhlich (1884-1953), Mitbegründer der KPD, 1928 ausgeschlossen, 1932 Wechsel zur SAP, KZ, Emigration 1933 nach Paris, 1950 Rückkehr in die BRD und Eintritt in die SPD.

8) Die KAPD wurde 1920 gegründet, vertrat einen rätekommunistischen Standpunkt. Bekannte Mitglieder u.a.: Franz Jung, Jan Appel, Franz Pfemfert, Hermann Gortner und

9) Otto Rühle (1874-1943), Rühle wurde erstmals populär, als er als SPD-Mitglied im Reichstag mit Liebknecht am 2.12.14 als einziger gegen die Kriegskredite stimmte. 1920 wegen »anarchistischer Abweichung« aus der KPD ausgeschlossen. Zu Rühle wird im SF noch mehr erscheinen; auf dem Buchmarkt findet sich: Paul Mattick: Otto Rühle und die deutsche Arbeiterbewegung; Henry Jacoby/Ingrid Herbst: Otto Rühle; F.G. Herrmann: Otto Rühle – ein deutscher Revolutionär.

10) Die »Säuberungen« begannen 1926 und fanden mit den berüchtigten »Schauprozessen« 1936 ihren makabren Höhepunkt, bei dem auch »Größen« wie Sinowjew, Kamenew, Bucharin, Smirnow liquidiert wurden. Vgl.Victor Serge, der von 1917-22 und von 1926-1934 als ›marxistischer Anarchist‹ in der SU war und selbst die GPU-Gefängnisse kennenlernte. »Memoiren eines Revolutionärs«, Hamburg 1977.

11) Vgl. *Degenerationsthese* Trotzkis mit der er den Bürokratieapparat Stalins kritisierte. In: »Die verratene Revolution.«

12) Zwangsarbeitslager

13) Untergrundpresse in der UdSSR; *Tamizdat* bezeichnet dahingegen die im Ausland hergestellten und für die Verteilung in der SU bestimmten Schriften; die Texte der Gewerkschaftsopposition SMOT gehören zur Samizdat, seit Juni 1978 gibt es eine Zeitschrift *Poiski* (Untersuchungen) aus Moskau. Vgl. SMOT, edition Tiamat, Berlin; und IZTOK. Revue libertaire sur les Pays de l'Est. B.P. 161-09, F-75422 Paris.

14) Stalin löste die Kommunistische Internationale im Mai 1943 auf. Vgl. Claudin, Olle und Wolter Verlag.

15) vgl. Thesen zum Fall Chiles: Fernando Mires: Die Militärs und die Macht, Berlin 1975.

16) Angelica Isaaknowa Balabanow, (1869-1965), russische Revolutionärin, erste Sekretärin der Komintern, Bruch mit Lenin, 1924 aus der bolschewistischen Partei ausgeschlossen, nach dem 2.WK als Sozialistin in Italien, aktiv in der Frauenbewegung.

17) Emma Goldman (1869-1940), vgl. ihre berühmten Memoiren »Gelebtes Leben«, Karin Kramer Verlag, Berlin, 3 Bde.

18) D.h. *Proletarische Revolution*, anarchistische Gruppe Frankreichs in den 50er Jahren.

19) Célestin Freinet (1896-1966), frz. Reformpädagoge; vgl. sein Werk: »Die moderne französische Schule«, Paderborn 1965 etc.

20) *Beatniks* wurden die Anhänger der *Beat Poets* in den USA genannt, die gewissermaßen als die literarischen Vorläufer der Studentenaufstände Ende der 60er Jahre bezeichnet werden können. Sie übten radikale Kritik an der spießerischen Lüge des *American Way of Life*. (Jack Kerouac, Allen Ginsberg u.a.)

21) vgl. Patrik von zur Mühlen: Spanien war ihre Hoffnung, Bonn 1983.

Mujeres Libres: Individualität und Gemeinschaft

- Organisierung von Frauen während des Spanischen Bürgerkriegs

von Martha Ackelsberg

übersetzt von Jörg Auberg



»Lebt ihr in einer Stadt, in der die Frauen auf einen Rang der Bedeutungslosigkeit verbannt sind und sich ausschließlich der Hausarbeit und Kinderfürsorge widmen? Zweifellos habt ihr darüber viele Male mit einigem Widerwillen nachgedacht, und wenn euch die Freiheit, die eure Brüder oder die Männer in euren Haushalten genießen, bewußt geworden ist, habt ihr das harte Schicksal, eine Frau zu sein gefühlt . . .

Nun, gegen all das, was ihr erleiden mußtet, ist **Mujeres libres** angetreten. Wir wollen, daß ihr die gleichen Freiheiten wie eure Brüder habt . . . wir wollen, daß eurer Stimme das gleiche Gewicht wie der eures Vaters beigemessen wird. Wir wollen, daß ihr das unabhängige Leben, das ihr euch gewünscht habt, erreicht – ohne euch darum zu sorgen, was die Leute sagen werden.

Aber seid euch im Klaren, daß all dies eure Anstrengung erfordert; daß diese Dinge nicht umsonst zu bekommen sind; und um sie zu erreichen, braucht ihr die Hilfe anderer. Ihr braucht andere, die von denselben Dingen wie ihr betroffen sind, ihr müßt ihnen helfen, wie sie euch helfen werden. Mit einem Wort: Ihr müßt gemeinschaftlich kämpfen; was gleichbedeutend mit der Aufforderung ist: Ihr müßt eine Gruppe (Agrupacion) von Frauen bilden.«[1]

Diese Passage stammt aus einem Pamphlet mit dem Titel *»Wie eine Mujeres Libres-Gruppe zu organisieren ist«*, vermutlich 1937 in Spanien verfaßt. Mujeres Libres wurde von Frauen gegründet, die Aktivistinnen innerhalb der spanischen anarcho-syndikalistischen Bewegung waren. Zwischen April 1936 und Februar 1939 bauten sie eine Organisation auf, die behauptete, über 20.000 Mitglieder (überwiegend Frauen aus der Arbeiterklasse) zu haben, verteilt auf 147 Gruppen überall im republikanischen Spanien. Ihr Ziel war es, Arbeiterinnen zu *befähigen*. Sie waren durch ihre eigenen Erfahrungen und die anderer in der anarcho-syndikalistischen Bewegung zu der Überzeugung gekommen, daß die Befähigung der Frauen eine seperate Organisation erforderte, eine, die sich gegen das wenden sollte, was sie die »Dreifachunterjochung von Frauen: durch Ignoranz, durch Kapital und durch Männer« nannten.

Anders als die meisten sozialistischen Bewegungen, die **ökonomische Probleme** (d.h. Klassenbeziehungen) als die grundlegendste Form der Unterordnung betrachten, von der alles andere bestimmt wird, sahen die Anarchisten die **Hierarchie**, die formalisierte Autorität, als das entscheidende Problem an. Innerhalb dieses theoretischen Rahmens gab es einen Raum, verschiedene Arten der Unterordnung (z.B. sowohl politische und sexuelle als auch ökonomische) als mehr oder weniger unabhängige Beziehungen zu behandeln, denen sich eine wahre revolutionäre Bewegung widmen sollte. Und schon 1872 erklärten sie tatsächlich die Überwindung der Subordination von Frauen zu einem Ziel der Bewegung.

Trotz dieser Offenheit auf der theoreti-



Aufnahme: Rudolf Dietrich

schen Ebene wurde der Unterdrückung von Frauen dennoch nie eine hohe Priorität innerhalb der spanischen anarchistischen Bewegung eingeräumt. Die meisten Anarchisten weigerten sich, die Spezifität der Unterdrükkung von Frauen anzuerkennen; sie nahmen an – wenn sie sich damit überhaupt beschäftigten –, daß die Frauenemanzipation entweder der Aufnahme in die Lohnarbeit oder (im allgemeineren) einfach der Schaffung einer anarchistischen Gesellschaft folgen würde. Bestenfallls behaupteten sie, daß der Kampf zur Überwindung der Subordination von Frauen mittels und innerhalbder Organisationen der Bwewegung stattfindsen müsse. So erklärte eine Aktivistin:

»Wir arbeiten an der Erschaffung einer neuen Gesellschaft, und diese Arbeit muß unisono getan werden. Wir sollten uns, zusammen mit Männern, an Gewerkschaftskämpfen beteiligen, unseren Platz erkämpfen und **verlangen**, ernst genommen zu werden.«[2]

Aber die Frauen der Mujeres Libres betonten ausdrücklich, daß mehr direkte Aktion notwendig sei. Auch wenn männliche Anarchisten auf den Rednertribünen die »Platte der Emanzipation abgespielt« haben mögen, so änderten nach Ansicht der Aktivistinnen die meisten doch nicht ihr Verhalten gegenüber Frauen auf einer alltäglichen Ebene. »Es ist wahr, daß wir zusammen gekämpft haben«, erinnert sich eine Frau, zu ihren männlichen Genossen gesagt zu haben, »aber ihr seid immer die Anführer, und wir sind immer die Gefolgschaft. Ob auf den Straßen oder zuhause. Wir sind wenig besser als Sklavinnen!« Mujeres Libres erstrebte, sowohl die Barrieren der Ignoranz und Unerfahrenheit zu überwältigen, die die Frauen von der Partizipation als Gleichgestellte vom Kampf für eine bessere Gesellschaft abhielten, als auch der Dominaz der Männer in der anarchistischen Bewegung selbst zu begegnen. So erzählte mir *Soledad Estorach*, eine »Initiatorin« der Barcelona-Gruppe:

»Wenigstens in Katalonien herrschte der Standpunkt vor, daß sowohl Männer als auch Frauen einbezogen sein sollten. Aber das Problem war, daß die Männer **nicht wußten, wie** die Frauen als Aktivistinnen einzubeziehen seien. Sie (sowohl die Männer als auch die meisten Frauen) sahen weiterhin Frauen als Gehilfinnen an, die nur in einem zweitrangigen Status akzeptiert waren. Für sie, glaube ich, wäre die ideale Situation gewesen, eine **compañera** zu haben, die sich nicht ihren Ideen widersetzte, sondern die in ihrem Privatleben mehr oder weniger anderen Frauen gleichen würde. **Sie** wollten Aktivisten 24 Stunden am Tag sein – und in diesem Zusammenhang ist es natürlich unmöglich, Gleichheit zu haben . . . Männer waren so sehr involviert, daß Frauen fast notwendigerweise zurückgelassen wurden. Besonders wenn er zum Beispiel ins Gefängnis gesperrt wurde. Dann hatte sie für die Kinder zu sorgen, für den Unterhalt der Familie zu arbeiten, ihn im Gefängris zu besuchen usw. Dazu waren die **compañeras** sehr gut! Aber uns war das nicht ge-

nug. Das ist kein Aktivismus!«[3]

Als die Frauen der Mujeres Libres über ihre Ziele redeten, benutzten sie ein Wort, **capacitación**, das schwer zu übersetzen ist. »Befähigung« oder »Schulung« kommt ihm wahrscheinlich am nächsten. Für sie, wie für Anarchisten im allgemeinen, ist die Veränderung des menschlichen Bewußtseins ihrer selbst und ihrer Stellung in der Gesellschaft ein entscheidener Schritt zur revolutionären Veränderung.

Die schwierige Frage – für die Mujeres Libres wie für jede sozialrevolutionäre Bewegung – ist natürlich: Wie findet diese Bewußtseinsveränderung statt?

Obwohl Mujeres Libres eine Frauenorganisation war, deren Ziel die Befähigung der Frauen war, war sie fest in der spanischen anarchistischen Bewegung verwurzelt. Um das Programm und die Strategie zu verstehen, müssen wir einige Augenblicke darauf verwenden, sie in einen größeren spanischen Kontext einzuordnen.



Eines der kennzeichnenden Charakteristika der »kommunalistisch-anarchistischen Tradition« (mit der ich die Tradition von Bakunin, Kropotkin und Malatesta meine, auf die sich diespanische anarchistische Bewegung bezog) ist das Beharren, daß die Mittel mit den Zielen übereinstimmen müssen. Wenn das Ziel des revolutionären Kampfes eine nicht-hierarchische gleiche Gesellschaft ist, dann muß es durch die Aktionen einer nicht-hierarchischen Bewegung erreicht werden. Sonst werden die Beteiligten nie fähig sein, unabhängig zu handeln und jene, die die »Bewegung« lenken und führen, werden als »Direktoren« einer postrevolutionären Gesellschaft enden.

Entscheidend für ihre Fähigkeit, sich eine solche nicht-autoritäre Ordnung vorstellen zu können, war ihre Beteuerung, daß Individualität und Gemeinschaft nicht einander widersprechen, sondern vielmehr miteinander gegenseitig verbunden sind. Die soziale Welt, die sie im Auge haben, ist nicht eine der isolierten Individuen. **Auch ist es nicht das moralische und soziale Chaos, das so oft mit dem Wort Anarchismus assoziert wird.** Es ist vielmehr eine Welt, in der geordnete menschliche Beziehungen zentral sind, aber Ordnung wird eher durch Kooperation denn durch Wettberwerb und Hierarchie gesichert.

Spanische Anarchisten und Anarchosyndikalisten reflektierten diese Perspektive in ihrer Verpflichtung gegenüber dem Dezentralismus und einer Strategie der »direkten Aktion«. Direkte Aktion bedeutet, daß revolutionäre Aktion und Organisation dort beginnen, »wo Menschen sind«, und nicht durch »Vermittler«, wie z.B. politische Parteien. Diese lokalen Aktionen sind dann entweder durch die »Propaganda der Tat«, eine exemplarische Aktion, die der Bewegung durch die Überzeugungskraft des positiven Beispiels, das es setzt, neue Anhänger verschafft, oder durch »spontane Organisation«, die zwangslosen Föderationen von lokalen Gruppen, koordiniert. Der Punkt hier war, eine **Ordnung ohne Zwang** zu schaffen. Dies erreichten spanische Anarchisten durch das, was wir eine »föderatives Netzwerk« nennen würden. Unter der allgemeinen Ägide der Bewegung waren Gewerkschaften, geistig verwandte Gruppen (affinity groups), Schulen, Kulturzentren usw. Aber keine dieser Gruppen konnte beanspruchen, für die anderen zu sprechen – oder zu handeln. Sie waren eher »Diskussionsforen« denn richtungsweisende Organisationen.[4]

Letztlich waren die spanischen Anarchisten der Auffassung, daß direkte Aktion nur innerhalb eines Kontextes der »Vorbereitung« stattfindet; daß »spontane Ordnung« nur aus Prozessen hervorgeht, die die Menschen befähigen. »Vorbereitung« war der Schlüssel zum Erfolg einer Strategie der direkten Aktion. Auch wenn sie die Rolle einer Partei, die einen genauen Plan für die Revolution entwirft, ablehnten, so bestritten die spanischen Anarchisten doch auch, daß eine fundamentale soziale Veränderung in einem Vakuum stattfinden könnte. Die Menschen mußten Vertrauen zu sich selbst und ihrem Erkenntnisvermögen der Welt entwickeln. Aber solche Vorbereitungen, sollten sie nicht eine hierarchische Form annehmen, konnten nur durch die Erfahrung der Menschen mit neuen und andersartigen Formen der sozialen Organisation stattfinden.



Die anarcho-syndikalistische Gewerkschaftsbewegung (CNT) hatte sich zu dem Zeitpunkt, als der Bürgerkrieg offiziell im Juli 1936 begann, seit fast siebzig Jahren entwickeln können. (. . .) Sie griffen auf alte Traditionen der kollektiven Aktion zurück, die sie auch pflegten. Ob nun durch im 19.Jahrhundert entstandene Manifeste des »communismo libertario« im ländlichen Andalusien oder bei den Antikriegsdemonstrationen und den »Brotaufständen« in Barcelona im 20.Jahrhundert – tausende von Männern und Frauen in ganz Spanien hatten Erfahrungen in der »direkten Aktion« sammeln könnnen. Sie hatten sich auf die Straßen begeben, um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verlangen, und hatten, in der Sache zutreffender, ihre Kraft manchmal direkt benutzt, wie in der »Befreiung« der Fleischmärkte und Kohlehandlungen.

Rationalistische Schulen und **ateneos** lieferten noch andere Umgebungen zur »Vorbereitung«. Diese Schulen, die während der frühen dreißiger Jahre in den Arbeitervierteln von Barcelona entstanden waren, wurden von den lokalen Gewerkschaften unterstützt und waren mit einigen engagierten Lehrern versehen,denen es gelungen war, eine Ausbildung in einem Erziehungssystem zu erlangen, das sonst vollkommen von der Kirche dominiert wurde. Sie waren Modelle einer partizipatorischen, nicht-hierarchisch organisierten Erziehung,die das Analphabetentum bekämpften und zur gleichen Zeit Selbstvertrauen und Klassenbewußtsein schufen. Die Kulturzentren, die gewöhnlich aus demselben Gebäude heraus operierten, lieferten vielgewünschte Entspannungsmöglichkeiten – aber immer mit einer Botschaft verbunden. Ausflüge in die Berge oder ans Meer wurden beispielsweise immer von **charlas** (Vorträgen in aufgelockerter Form) begleitet. So sagte eine Frau über ihre Erfahrungen mit der Gruppe:

»Vorstellungen wurden wachgerufen, sie schufen ein **Gefühl dafür, compañeros und compañeras zu sein** *. . . Dort wurden wir am gründlichsten ideologisch geformt.«*[5] Die meisten **ateneos** hatten außerdem Bibliotheken, die die Türen vielen jungen Leuten öffneten, die keinen anderen Zugang zu Büchern hatten: *»Als ich die Bibliothek im ateneo sah, dachte ich, das ganze Wissen der Welt stünde mir zur Verfügung.«*[6]

So bestand schon bis zur Zeit des Bürgerkriegs ein ausgedehntes Netz an anarchistischen und anarcho-syndikalistischen Organisationen und Aktivitäten, besonders in Katalonien, Aragón und der Levante. (. . .)

Von den verschiedenen »vorbereitenden« Aktivitäten, die ich beschrieben habe, waren insbesondere die Schulen und Kulturzentren für die Frauen von besonderer Wichtigkeit. Die spanische Gesellschaft war zu der Zeit extrem geschlechtergeteilt. Die meisten Männer und Frauen hielten an einer Gesellschaft fast ausschließlich ihres eigenen Geschlechts fest. Darüberhinaus war die Unterordnung von Frauen – sowohl in ökonomischer wie auch in kultureller Hinsicht – sehr viel schwerwiegender als die der Männer. Die Analphabetenrate war bei den Frauen höher als bei Männern. Die Frauen, die außerhalb des eigenen Haushaltes Lohnarbeit verrichteten (vornehmlich waren es unverheiratete Frauen), wurden auf die Niedrigstlohnarbeiten unter den härtesten Arbeitsbedingungen abgeschoben. Aber diese Ausbildungszentren und Jugendorganisationen hoben die Schranken zwischen den Geschlechtern auf, und sie lieferten sowohl jungen Frauen als auch jungen Männern eine Möglichkeit, sich selbstkulturell zu bereichern und mit Menschen des anderen Geschlechts als Gleichberechtigte zusammenzukommen. Schließlich konnten sie die Bedürfnisse und Erfahrungen von Frauen – und von unorganisierten Arbeitern – ansprechen, was die Gewerkschaften nicht konnten, denn sie wirkten auf einem Schauplatz, der viel weitreichender als der des Arbeitsplatzes war. Es ist nicht überraschend, daß im Grunde genommen alle Frau-



en, mit denen ich gesprochen habe, berichteten, daß ihre Erfahrungen in den ateneos und Jugendorganisationen von essentieller Bedeutung für ihre eigene Entwicklung und eine entscheidenden Komponente ihrer »Vorbereitung« für Mujeres Libres waren. Einige Frauen fanden dann einen Platz für sich innerhalb der Gemeinschaft, die die anarcho-syndikalistische Bewegung und insbesondere ihre Jugendorganisationen schufen. Aber viele erkannten auch die Grenzen dieser Gruppen. Auf der einen Seite wurden sie als Frauen nicht immer mit der Ernsthaftigkeit, dem Respekt und der Gleichheit behandelt, die sie (und alle Frauen) ihrem Empfinden nach verdienten. Und auf der anderen Seite (und ich glaube, dies wog weitaus schwerer für viele der Gründerinnen, da sie der anarchistischen Bewegung und ihrem Projekt überaus verbunden waren) waren sie sich nur allzugut der Unfähigkeit der anarcho-syndikalistischen Bewegung bewußt, viele kompetente Frauen für sich zu gewinnen, geschweige denn sie in Positionen der Leitung einzusetzen. Sie führten dieses Versagen sowohl auf den Sexismus der Männer als auch auf den »Mangel an Vorbereitung« einer ausreichenden Anzahl von Frauen zurück.

Porträts

Ich möchte einige dieser Frauen kurz vorstellen. Sie zogen mich vollkommen in ihren Bann, als ich sie vor einigen Jahren in Spanien und Frankreich traf und interviewte. Ein Verständnis davon, wer sie waren und wie sie ihr Leben führten,mag auch helfen, das Folgende in das richtige Verhältnis zu setzen.

Viele der Aktivistinnen waren jung (obwohl natürlich auch erwähnt werden sollte, daß es diejenigen sind, die 1935/36 jung waren, die noch heute am Leben sind, um ihre Geschichten zu erzählen) und unverheiratet. Wenn auch viele von ihnen (wie die meisten Mädchen der Arbeiterklasse) irgendwann im Alter zwischen 8 und 12 zu arbeiten begonnen hatten, so erlaubte ihnen doch ihr lediger (und – was vielleicht wichtiger ist – kinderloser) Status ein bestimmtes Maß an Zeit, um sich an Aktivitäten zu beteiligen, die in engem Zusammenhang mit der Bewegung standen. Einige der Frauen, die bei den Mujeres Libres aktiv werden sollten, kamen aus alten anarchistischen Familien und sagten, daß sie »die Ideen« fast mit der Muttermilch in sich aufgenommen hätten.

Enriqueta Rovira

beispielsweise ist eines von sieben Kindern engagierter anarchistischer Eltern und die Enkelin von Abelardo Saavedra, einem der frühen anarchistischen reisenden Lehrer, die um die Jahrhundertwende gezwungen worden waren, das Land zu verlassen,weil sie das Verbrechen begangen hatten, den Feldarbeitern in Andalusien (im ländlichen Südspanien) das Lesen beizubringen. Auch sie kann nicht schildern, wie aus ihr eine Anarchistin »wurde« – die Ideen waren von Beginn an da. *»Diese Ideen kamen ohne jegliches Aufdrängen zu uns . . . Es ist fast so, als wenn sie (unsere Mutter) sie uns nicht* **lehrte**, wir sie **lebten**, mit ihnen geboren wurden. Wir lernten sie so, wie du zu nähen oder zuessen lernen würdest.«[7] Sogar für Enriqueta – die aus einer Familie kam, die ihre Überzeugungen nicht nur teilte, sondern genährt hatte – war der Umgang mit anderen in einem ateneo entscheidend. Er stattet sie mit einem starken Sinn für die Gemeinschaft aus, der die Zeit überdauerte: Freundschaften, die sie dort schloß, verschafften ihr Zugang, um während der Jahre des Bürgerkriegs wichtige Arbeit zu tun.

Sara Guillén

Andere kamen aus Familien, die gewisse linksgerichtete (oder zumindestens republikanische) Tendenzen hatten, die sich aber nicht selbst als »Anarchisten« bezeichneten. Sara Guillén zum Beispiel war ungefähr sechzehn, als der Krieg ausbrach und hatte davor wenig mit der Bewegung zu tun gehabt. Sie lernte die CNT durch die Teilnahme an Gewerkschaftstreffen mit ihrem Vater kennen und schloß sich Mujeres Libres an – obwohl sie anfangs glaubte, daß es falsch sei, eine seperate Organisation für Frauen zu haben –, bis sie sich in der Lage befand, das Recht der Frauen, sich zu treffen, gegen den Spott und Hohn ihrer männlichen gleichrangigen Genossen zu verteidigen.

Soledad Estorachs

Vater, ein Lehrer und Republikaner, hatte sie – bevor er starb, als sie zehn Jahre alt war – mit einer Liebe zum Lernen erfüllt (und ihr das Lesen beigebracht – keine geringe Leistung für eine junge Frau in jenen Jahren). Im Alter von vierzehn verließ sie ihr zuhause – um einer Ehe aus dem Weg zu gehen, die »mich in den vier Wänden eines Hauses eingesperrt« hätte. Sie ging nach Barcelona, um Arbeit zu finden, die es ermöglichen würde, für sich selbst und ihre Mutter sowie für ihre Schwester zu sorgen. Dort trat sie schließlich einer Gewerkschaft bei und wurde in ein ateneo einbezogen, das, wie sie berichtete, ihr eine vollkommen neue Welt eröffnete: *»Es war ein unglaubliches Leben, das Leben einer jungen Militanten.Ein Leben, das sich dem Kampf, dem Wissen, der Neuschaffung der Gesellschaft widmete. Es war durch eine Art Brausen, durch eine konstante Aktivität charakterisiert.«*[8]

Pepita Carpeña

Wieder andere kamen aus Familien, die keinerlei Verbindung zu diesen »Ideen« zu haben schienen. Pepita Carpeña beispielsweise erfuhr von der CNT durch anarchistische Untergrundorganisatoren, die zu den Tanzgesellschaften, die sie als Teenagerin besuchte, kamen um zu »bekehren«. Als Antwort auf die Abneigung ihres Vaters, ihr den Besuch von Treffen in der Nacht zu erlauben, sagte sie ihm: *»Ich tue nur das, was du an meiner Stelle hättest tun sollen: für die Befreiung der Arbeiter kämpfen!«* und lud ihn ein, sie zu einem Treffen zu begleiten. Überzeugt von der Hingabe, die er unter den Leuten auf dem Treffen sah, störte er sie nie wieder.

Was all diese Frauen gemeinsam hatten, war, daß alle von ihnen entweder an Gewerkschaftsaktivitäten oder – was üblicher war – an ateneos und/oder Jugendorganisationen beteiligt waren.Die Erfahrungen spornten sie mit der Vision einer neuen Art zu leben und sich gegenseitig zu beeinflußen an. Die dort geschaffenen Netzwerke lieferten wichtige fortlaufende Unterstützung, die sowohl emotional als auch materiell war: Viele Frauen fanden lebenslange Freundinnen, deren gegenseitige Hilfe während jener Zeiten essentiell war, als (mit den Worten Soledads) *»es schien, daß wir allein wie im Himmel lebten.«* Pepita Carpeña erhielt zum Beispiel ein kleines Gehalt von der Metallarbeitergewerkschaft(wo sie viele Freunde und Freundinnen hatte), und so konnte sie ihre Arbeit der Organisierung für Mujeres Libres ganztägig machen.

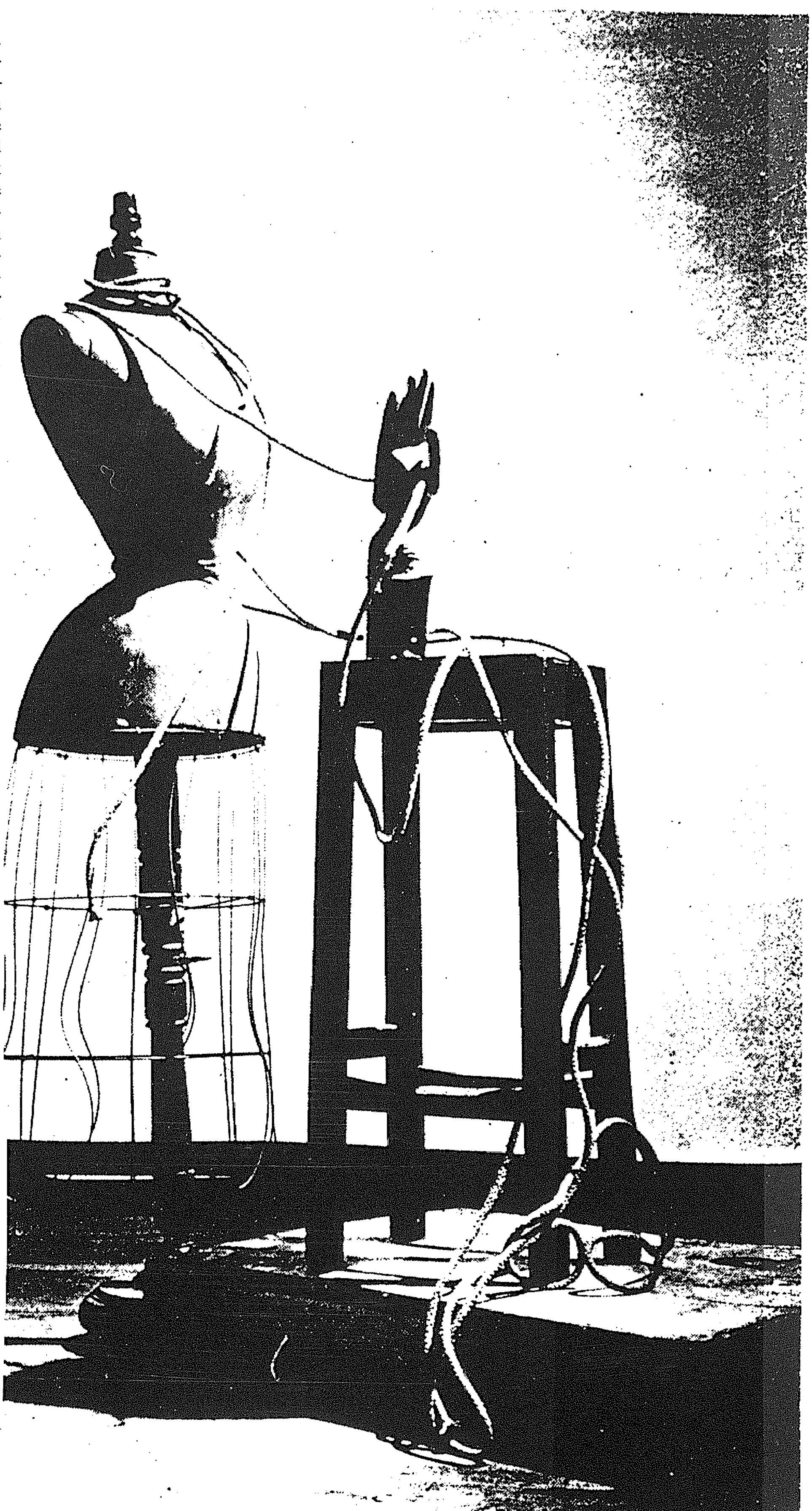
Andere – besonders die Madrider Gründerinnen – waren älter. Und einige Aktivistinnen waren verheiratet und hatten Kinder.

Pilar Grangel
war Ende dreißig, als der Krieg ausbrach, und (mit ihrem compañero) die Mitleiterin einer »alternativen Schule«, wie wir sie heute nennen würden. Als sie von Mujeres Libres hörte, begann sie, mit ihnen zusammenzuarbeiten, bot Kurse in Lehrerausbildung (als auch im Erlernen der Grundfähigkeiten im Lesen und Schreiben usw. für erwachsene Frauen) an, um zu versuchen, die Arbeit, die sie und ihr compañero allein begonnen hatten, zu fördern.

Lola Iturbe
war schon vierunddreißig. Sie hatte im Alter von neuneinhalb zu arbeiten begonnen und kam mit anarchistischen Ideen in Kontakt, als sie ungefähr fünfzehn war. Zusammen mit ihrem compañero arbeitet sie an der anarchistischen Zeitung **Tierra y Libertad** und beteiligte sich bei Mujeres Libres als etwas ähnliches wie eine »Kulturarbeiterin«.

Mercedes Comaposada
veranschaulicht noch einen anderen Weg zum Aktivismus. Sie war die Tochter eines sozialistischen Vaters und hatte wenig oder keinen Kontakt zur anarchistischen Bewegung – oder ihren Ideen –, bis sie Jurastudentin in Madrid wurde. Dann, 1933, fragte sie ein Freund, ob sie einige Kurse in der Grundausbildung in einem CNT-Gewerkschaftszentrum geben wollte, dem sie froh zustimmte. So berichtete sie: *»Sie wollten mich, damit ich unterrichte . . . Aber es war unmöglich, wegen des Verhaltens einiger ›compañeros‹. Sie nahmen Frauen nicht ernst. Sie dachten, alles, was Frauen zu tun hätten, sei kochen und nähen . . . Frauen wagten in dieser Umgebung kaum zu sprechen.«*[9] Von diesem Moment an kamen sie und **Lucia Sanchez Saornil**, die zusammen mit Mercedes und **Amparo Poch**, einer Ärztin, Mujeres Libres gründen sollte, zu einer unmittelbaren Einsicht:

»Wir hatten eine Million Menschen gegen uns. Die großen Revolutionärinnen – Clara Zetkin, Alexandra Kollontai, Rosa Luxemburg – versuchten alle, etwas mit Frauen zu erreichen. Aber sie fanden alle heraus, daß dies vom Innern einer Partei, einer existierenden revolutionären Organisation heraus unmöglich ist. Ich erinnere mich zum Beispiel, einen Brief von Lenin an Clara Zetkin gelesen zu haben, in dem er zu ihr sagt: ›Ja, all das, was du über die Emanzipation der Frauen sagst, ist sehr gut. Ein sehr schönes Ziel. Aber für später.‹ Die Interessen einer Partei kommen **immer** vor denen der Frauen.«[10]



So begannen sie Ende 1933 Briefe an Frauen im ganzen Land – sowohl in der CNT als auch außerhalb – zu verschicken, in denen sie ankündigten, daß sie eine Organisation für Frauen aufzubauen gedachten, und sie forderten Leute auf, mit Fragen und Problemen zu antworten, die sie gern angesprochen sehen wollten. *»Unsere große Freude«*, sagte mir Mercedes, *»war die Reaktion: Sie waren unglaublich enthusiastisch, und es gab immer mehr.«*[11]

Währenddessen hatten in Barcelona andere Frauen ähnliche Erfahrungen gemacht und ähnliche Reaktionen bekommen. Soledad Estorach, die eine der Initiatorinnen dieser Gruppe war, beschrieb ihre Anfänge:

»Mujeres Libres (oder was Mujeres Libres werden sollte) begann sich etwa Anfang 1934 in Katalonien zu formieren, und baute auf die Erfahrungen, die viele von uns Militanten mit dem Aktivismus in gemischten Gruppen gehabt hatten. Frauen pflegten einmal zu kom-

Leider müssen wir einen inhaltlich wichtigen Teil in Druckerschrift anbieten, da er im Belichtungsvorgang hängen geblieben ist und uns während des Lay Out's keine weitere Belichtung möglich ist. Sorry, die SF-Red.

men, zu einem Sonntagsausflug vielleicht oder zu irgendeiner Diskussionsgruppe – manchmal wollten sie sogar mitmachen –, aber sie wurden nie wieder gesehen. In Barcelona, weißt du, war die Bewegung sehr groß und sehr stark . . . Und es gab eine Menge Frauen, die in einigen Industrien – insbesondere Textilien und Damenschneiderei – beschäftigt waren. Aber wir bemerkten, daß es, selbst in dieser Gewerkschaft, wenige Frauen gab, die überhaupt redeten. Wir waren wegen der Frauen, die wir verloren, beunruhigt und überlegten uns, eine Gruppe zu gründen, die sich mit diesen Problemen befassen sollte. 1935 verschickten wir einen Aufruf an alle Frauen in der libertären Bewegung, und mit denen, die antworteten, bildeten wir eine Gruppe und nannten sie Grupo cultural femenino, CNT . 12

Anfangs existierten diese Gruppen mehr oder weniger unter den Auspizien der CNT. Ihre Absicht war es, mehr Frauen als Aktivistinnen für die anarcho-syndikalistische Bewegung zu gewinnen. Aber innerhalb kurzer Zeit kamen sie zu dem Schluß, daß diese Heranbildung von Aktivistinnen komplex war und daß sie Autonomie brauchten, wenn sie die Frauen erreichen sollten, die sie und dazu auf ihre eigene Weise erreichen wollten.

Schließlich hörten die Aktivistinnen in Barcelona von der Gruppe in Madrid, und im September 1936 taten sie sich zusammen unter dem Namen, den die Madrider Gruppe gewählt hatte: Mujeres Libres. Mittlerweile, im April 1936, hatte die Madrider Gruppe die erste Ausgabe des Magazins gleichen Namens veröffentlicht; 13 Ausgaben sollten bis zu der Zeit erscheinen, bis die Publikation bei Kriegsende eingestellt werden mußte.

Die Gründung von Mujeres Libres ist ein gutes Beispiel für direkte Aktion und spontane Organisation; sie zeigt die Verwurzelung von Mujeres Libres in der anarchistischen Bewegung, die auf der Notwendigkeit der Selbstorganisation bestand, um den selbstbestimmten Bedürfnissen der Menschen zu entsprechen. Soledad fing die Ansicht der Aktivistinnen von dem, was sie vorhatten, gut ein:

Da waren natürlich Leute, die sagten, dies sei falsch, daß wir nur in gemischten Gruppen arbeiten sollten und daß wir Gefahr liefen, in den Feminismus zu geraten. Nun hatte ich, wie die meisten von uns aber nie zuvor etwas von Feminismus gehört. Ich wußte nicht, daß es draußen in der Welt Frauengruppen gab, die sich für Frauenrechte organisierten. Es gab eine oder zwei innerhalb unserer Gruppe, die vom Feminismus gehört hatten sie waren in Frankreich gewesen. Aber ich wußte nicht, daß solche Dinge in der Welt existierten! Was ich zu sagen versuche ist, daß wir innerhalb unserer eigenen Situation, auf der Basis unserer eigenen Erfahrungen arbeiteten. Wir führten dies nicht von anderswo ein. Wir hatten uns nicht einmal bewußt gemacht, daß es existierte! 13

(Es ist wich tig, hier zu erwähnen, daß sie und im Grunde genommen alle Anarchisten und Anarchistinnen sehr negativ auf den Feminismus reagierten, den sie mit dem Kampf von Frauen der Mittelklasse für das Wahl- und/oder Arbeitsrecht gleichsetzten. Als eine Organisation von in erster Linie Frauen der Arbeiterklasse, die sich der Emanzipation der Frauen der Arbeiterklasse widmen sollte, sahen diese Frauen den individualistischen Feminismus als irrelevant für ihr ganzes Vorhaben an, wenn nicht gar ihm entgegengesetzt.)

Sie argumentierten, daß Frauen sich unabhängig von Männern zu organisieren hätten, um sowohl ihre eigene Subordination zu überwinden als auch den männlichen Widerstand gegen die Frauenemanzipation zu bekämpfen. Sie gründeten ihr Programm auf denselben Verpflichtungen zu direkter Aktion und Vorbereitung, die die breitere spanische anarchistische Bewegung erfüllten, und bestanden darauf, daß die Vorbereitung der Frauen, um sich an der revolutionären Aktivität zu beteiligen, aus ihren eigenen, besonderen Lebenserfahrungen heraus entwickelt werden müsse.

Das Element der Autonomie war entscheidend für sie es war, was diese Selbstbestimmung, die für die Befähigung essentiell war, möglich machte. So schrieb Lucia Sanchez Saornil 1935: Ich glaube, es steht den Männern nicht an, die Rolle der Frauen innerhalb der Gesellschaft festzulegen, wie erhaben das auch immer sein möge. >Ich wiederhole: Es ist der anarchistische Weg, die Frau Einfluß auf ihre eigene Freiheit, ohne Richtschnuren und ohne Zwang, haben zu lassen, in die sie ihre Neigungen und Fähigkeiten leiten. 14



Oder, wie Enriqueta Rovira sagt, versuchte sie damals zu erklären: *»Ich pflegte den compañeros zu sagen: ›Wir wollen nicht frei sein, um euch die Arbeit wegzunehmen oder um euch eure Spaten oder eure Hämmer oder das Brot aus euren Händen zu nehmen. Wir wollen frei sein, um unsere Rechte herauszuverlangen. Wer gibt euch das Recht, vier oder fünf Frauen zu haben, wenn wir mit einem (Mann) auskommen müssen, selbst wenn wir das Verlangen nach anderen Dingen haben? Warum haben wir uns darauf zu beschränken, Putzfrauen zu sein, wenn wir die Fähigkeit besitzen, eine Sekretärin oder eine Direktorin oder . . . wer weiß sonstwas zu sein? Nein, das ist es, was ihr euch über Frauen klarmachen müßt: daß Frauen . . . zu allem fähig sind. Gleichheit ist alles.«*[15]

Sie strebten die Schaffung eines Kontextes an, in dem Frauen ihre Unterordnung überwinden und ein neues Selbstbewußtsein entwickeln konnten. Die *Programme* von Mujeres Libres wandten sich Problemen zu, die Frauen besonders betrafen – solche, die, nach ihrer Analyse, die Hauptkomponenten der Subordination von Frauen darstellten – d.h. Analphabetentum, wirtschaftliche Abhängigkeit und Ausbeutung und Unwissenheit gegenüber Gesundheits- und Kinderfürsorge sowie Sexualität. Inzwischen war die *Struktur* der Organisation – nämlich die Autonomie von bestehenden, männlich-dominierten Organisationen – bestimmt, um diesen sich neu entwickelnden Sinn des Selbst aufzubauen und zu schützen.

Obwohl sie nicht offiziell Prioritäten in bezug auf das setzten, was sie als die Quellen der Subordination von Frauen ansahen, konzentrierten sich die meisten Organisationsaktivitäten auf die Überwindung von Unkenntnis und wirtschaftlicher Ausbeutung. Sie entfachten eine massive Alphabetisierungskampagne, um eine Grundlage zu schaffen, die notwendig war für die »Enkulturation (Prozeß im Rahmen der frühkindlichen Sozialisation, in dem Grundzüge – besonders ›Kernrollen‹ sozialen Verhaltens – der eigenen Kultur vermittelt und durch bewußte und unbewußte Lernprozesse angeeignet werden; Anm. v. J.A.) von Frauen«, mit Kursen, die in Städten und Dörfern, wo immer sie ihreOrganisation hatten, gegeben wurden. Zusätzlich riefen sie große Zentren in den Städten, wo sie am stärksten waren ins Leben – »Mujeres Libres Institute« in Madrid und Valencia und das »Casal de la Dona Treballadora« (Institut für Arbeiterfrauen) –, die Kurse zur Erlernung der grundlegenden Schreib- und Lesefähigkeiten anboten; Fortgeschrittenenkurse in Sprachen, Schreibmaschine schreiben, Stenographie; »Fachkurse« wie in Krankenpflege, Kinderfürsorge, Ausbildung von Handwerksfertigkeiten (Elektrizität, Mechanik usw.) und Gesundheitsfürsorge; und Kurse in was sie *formacion social* nannten: Gewerkschaftsorganisation, Ökonomie und allgemeine, wöchentliche Treffen, die Gelegenheiten boten, sich mit anderen Frauen zu treffen und zu unterhalten (was den Weg zum politischen Aktivismus bahnte). Sie sahen die Lese- und Schreibfähigkeit als Werkzeug an, um sowohl das Selbstvertrauen von Frauen zu entwickeln als auch ihre volle Teilnahme an der Gesellschaft und der sozialen Veränderung zu fördern: *»Es war fast wie eine Schule für Aktivistinnen . . . Wir haben die Menschen nicht gerade indoktriniert, aber wir haben mehr als nur technische Schulung betrieben . . . Wir ermutigen sie, aufmerksam zu sein, Aktivistinnen zu werden.«*[16]

Mujeres Libres sah die wirtschaftliche Abhängigkeit in einer extremen geschlechtlichen Teilung der Arbeit verwurzelt, die Frauen die niedrigstbezahlte Arbeit unter den härtesten Bedingungen zuwies. Um dies zu überwinden, arbeitet Mujeres Libres eng mit den CNT-Gewerkschaften zusammen und förderte Ausbildungs- und Lehrprogramme in vielen Fabriken. Wie Mercedes Comaposada sie beschrieb, hatten sie mehrere Funktionen: *»Der Abschnitt, der die Arbeit betraf, war wahrscheinlich der wichtigste. Wir fingen auf diesem Schauplatz sofort an, weil es unbedingt erforderlich war, Frauen aus dem Haus herauszubekommen.«* Schließlich gab es Mujeres Libres Gruppen in fast allen Fabriken. Viele von ihnen konzentrierten sich vermutlich auf Probleme, die wenig mit Frauenemanzipation zu tun hatten, aber dennoch eine Umgebung für Frauen lieferten, um über Angelegenheiten bezüglich der Arbeit zu sprechen. In ländlichen Gebieten förderten sie landwirtschaftliche Ausbildungsprogramme. Sie verfochten und unterstützten auch Kinderfürsorgemöglichkeiten, sowohl in den Nachbarschaften als auch an den Arbeitsplätzen, um den Frauen das Arbeiten zu ermöglichen. Und sie kämpften für Lohngleichheit von Männern und Frauen. Dennoch ist es wichtig zu erwähnen, daß sie wenig Beachtung der geschlechtlichen Teilung der Arbeit oder den Zusammenhängen für sexuelle Gleichheit oder der Stereotypisierung einer Arbeit als die von Frauen und einer anderen als die von Männern schenkten.

Die Organisation als Ganzes hatte keine klare Position in bezug auf die kulturelle Subordination von Frauen. Einige ihrer Mitglieder (darunter Ampara Poch und Lucia Sanchez Saornil) kritisierten heftig die »bourgeoise Moral« (und insbesondere die Vorstellungen von Ehe und Monogamie), die, wie sie sagten, Frauen untertan machte und die Möglichkeit einer jeden für Beziehungen einschränkten. Sie wandten sich gegen die Bestimmung, daß Frauen einzig und allein Mütter seien. *Wir wollten klarmachen, daß die Frau ein Individuum ist und daß auch sie Wert und Bedeutung hat, auch vom Muttersein abgesehen. Wir wollten den Mythos »Der Mutter« loswerden. Allermindestens wollten wir* **madres conscientes** (Mütter aus Bewußtsein, aus freier Wahl). Menschensollten in der Lage sein, zu wählen, ob, wann und wie sie Kinder haben wollen.«[17] Aber die meisten Mitglieder hatten sich vermutlich auf monogame Beziehungen festgelegt, wenn auch nicht auf die gesetzliche Ehe. Und das Ideal der »freien Liebe« (auch im Sinne, daß Menschen frei sein sollten, sich in monogame Beziehungen zu begeben und sie aufzugeben, wann es ihnen gefiel und sich nicht nach Kriterien von Kirche und Gesellschaft zu richten) schien, von wenigen Ausnahmen abgesehen. mehr für Männer als für Frauen zu gelten.

Es gab eine größere Übereinstimmung in bezug auf andere Aspekte der kulturellen Subordniation. Eines der innovativsten Ziele von Mujeres Libres (obwohl eines, das infolge der Inanspruchnahme der Frauen durch den Krieg kaum in die Praxis umgesetzt werden konnte) war die Bildung der **liberatorios de prostitución**, Zentren, in die frühere Prostituierte gehen und unterstützt werden konnten, um für ein besseres Leben umgeschult zu werden.

Ein weiterer bedeutender Schwerpunkt war die Gesundheitsfürsorge. Bis zum Ausbruch des Krieges hatte die Kirche die Bereitstellung davon übernommen, welche Gesundheitsfürsorge in Spanien verfügbar war. Mujeres Libres bildete Krankenschwestern aus, um die Nonnen zu ersetzen und entwickelte Ausbildungs- und Hygieneprogramme für Entbindungskliniken und Nachbarschaftszentren. Diese zielten darauf ab, die Unkenntnis von Frauen (die von der Kirche erhalten wurde) gegenüber ihren Körpern und ihrer Sexualität zu überwinden – eine Unkenntnis, die Mujeres Libres als eine weitere Wurzel der Subordination von Frauen unter Männer ansah.

Es ist wichtig zu erwähnen, daß ihr Programm und ihre Organisation ganz verschieden von denen anderer Frauenorganisationen in Spanein zu jener Zeit waren; die meisten dieser Organisationen waren die »Frauenhilfstruppe« der verschiedenen Parteiorganisationen. Mujeres Libres erinnerte ihre Mitglieder stets: *»Inmitten all der Opfer . . . arbeiten wir, um uns selbst zu finden und unseren Platz in einer Atmosphäre festzulegen, die uns bis heute verweigert wurde: soziale Aktion.«*[18] In einer wichtigen Parallele zur Position der anarchistischen Bewegung über die soziale Revolution argumentierte sie, daß die Frauenemanzipation nicht das Ende des Krieges abzuwarten brauche und daß Frauen sowohl sich selbst als auch den Kriegsansprüchen am besten helfen konnten, indem sie auf ihrer Gleichheit bestanden und so vollkommen wie möglich an dem stattfindenden Kampf teilnahmen.



Die Überwindung der Subordination von Frauen und ihre völlige Integration in den revolutionären Kampf erforderten jedoch mehr als einen Angriff auf die Ursprünge der Subordination. Das Selbstverständnis der Frauen hatte sich zu verändern, so daß sie beginnen konnten, *sich selbst* als unabhängige, effektiv handelnde Personen in der gesellschaftlichen Arena zu *sehen*.

Das Wecken des Bewußtseins war ein grundlegender Aspekt ihres Programms und die Organisation ließ nur wenige Gelegenheiten verstreichen, in denen sie nicht Frauen in diesen Prozeß einbezogen. Sie riefen Gespräche und Diskussionsgruppen ins Leben, um Frauen daran zu gewöhnen, den Klang ihrer eigenen Stimmen in der Öffentlichkeit zu hören. Was sie **preparacion social** nannten wurde zu einem Element jedes Projekts, das sie in Angriff nahmen. In Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften beispielsweise besuchten Gruppen von Mujeres Libres-Frauen, diein den Fabriken Arbeitenden, vorgeblich, um sie mehr in die Gewerkschaftsarbeit einzubeziehen. In Gruppen zu zweit oder zu dritt wollten die »Organisatorinnen« von Mujeres Libres bis zu 50 Fabriken am Tag besuchen und die Fließbänder für etwa 15 Minuten anhalten, um mit den Arbeiterinnen zu reden. Während sie dort waren, schenkten sie den Frauen einige »ermunternde Worte« über die Bedeutung ihrer Mitwirkung *als Frauen*. In



einigen Gebieten (z.B. Terrassa) richteten sie es so ein, daß sich Gewerkschafterinnen unabhängig von den Männeern treffen konnten, um sowohl über die Probleme, die sie speziell betrafen, zu sprechen als auch um sich zu unterstützen, um aktiver an der Gewerkschaftsversammlung teilzunehmen. In Barcelona richtete die Gruppe »fliegende Kindertagesstätten« ein, um Frauen, deren Kinder betreut werden mußten, zu ermöglichen, Gewerkschaftsversammlungen zu besuchen.

Die seperate Organisation ermöglichte ihnen die Freiheit, unabhängige Programme zu entwickeln, die sich den spezifischen Bedürfnissen von Frauen zuwandten, und sich direkt dem Problem ihrer Subordination zu widmen. Zusätzlich, wie sich eine Anzahl von Frauen zu betonen beeilte, *zwang* sie sie, Verantwortung auf Gebieten zu übernhemen, die andernfalls »erfahrenere« Männer »natürlich« übernommen hätten.

Schlußfolgerungen

Zweifellos griffen die Frauen von Mujeres Libres nicht nur auf ihre eigenen Erfahrungen in der anarcho-syndikalistischen Bewegung zurück, sondern auch auf Perspektiven in bezug auf Gesellschaft und soziale Veränderung, die sie angeregt hatten. Ihr Ziel, Frauen durch Mitwirkung in Gruppen, die auf die spezifischen Realitäten ihres täglichen Lebens eingingen, zu ›befähigen‹, ergab sich direkt aus dem anarchistischen Engagement für die direkte Aktion. Weder einzelne männliche Anarchisten noch die großen Organisationen der spanischen anarchistischen Bewegung waren notwendigerweise so enthusiastisch (oder auch nur unterstützend) in bezug auf ihre Programme und Leistungen, wie sich das Mujeres Libres vielleicht gewünscht hätte. Dennoch versuchten diese Frauen, eine Ausrichtung auf ein soziales und politisches Leben zu verwirklichen, für das sich Anarchisten lange engagiert hatten, wenigstens in der Theorie: eine Achtung vor der Vielfältigkeit.

Die Frauen von Mujeres Libres waren vollkommen im Anarchismus und in den Zielen und Strategien der spanischen anarcho-syndikalistischen Bewegung verwurzelt. Dennoch, indem sie auf der Notwendigkeit einer *seperaten* Organisation bestanden, bewegten sie sich anscheinend über jene Grenzen hinaus, bis zu denen die Bewegung als solche zu gehen gewillt war. Auch wenn ihre eigenen Leistungen begrenzt gewesen sein mögen – am dramatischsten wegen der Kriegssituation, in der sie arbeiteten –, so weisen ihre Programme doch auf eine Vision der Beziehung zwischen Individualität und Gemeinschaft hin, von der wir viel lernen können. Das Wecken des Bewußtseins ist im wesentlichen ein Prozeß der ›Befähigung‹. Zu erkennen, daß andere Sorgen und Schwierigkeiten teilen, von denen wir annehmen, sie seien »persönlich«, ist ein wichtiger Schritt zur Entwicklung eines »politischen« Bewußtseins – eines Gefühls, daß unser Leben sozial gestaltet und die Welt veränderbar ist. Obwohl dies in der Persönlichkeit der Individuen vonstatten geht, so ist das Wecken des Bewußtseins im wesentlichen doch ein kollektives Bemühen. Sein Erfolg beruht auf einem Gefühl von Gemeinschaft – und hilft eigentlich, dieses Gefühl zu schaffen und zu untermauern. Und es ist dieses Gefühl von Gemeinschaft, das dann wieder die Mitwirkenden befähigt.

Diese Einsicht ist eine sehr wichtige – aber eine, die oft in den Ansprüchen verloren ging, daß Feminismus von »persönlichem Fortschritt« oder »gleicher Möglichkeit« handle. Die klassische liberale Perspektive (deren Erbe all die von uns sind, die Bürger der USA und Europas sind) ist, daß Gemeinschaft und Individualität notwendigerweise unvereinbar sind. Richtiger ist, glaube ich, die Perspektive, von der aus Mujeres Libres agierte; daß Menschen ihre volle Persönlichkeit nicht im Konflikt mit, sondern im Kontext von einer Gemeinschaft erreichen – aber natürlich solch einer Gemeinschaft, die sie schätzt und respektiert.

Laßt uns dies ein wenig ausführlicher betrachten. Insbesondere als Bürger »liberal-demokratischer Politik« neigen viele von uns da-



zu, »Gemeinschaft« mit Einförmigkeit gleichzusetzen. Daher die häufige Annahme (die oft auf Anarchisten und andere Verfechter der Gleichheit gezielt ist), daß Gemeinschaft mit Kreativität und Individualität unvereinbar sei (weil Kreativität von der Gemeinschaft erstickt werde). Diese Behauptung ist, glaube ich, der Ursprung einiger bedeutsamer Probleme in US-amerikanischer Politik, sei sie nun feministisch oder anders. Denn wir scheinen von der Vermutung auszugehen, wahre demokratische Politik, die gegenüber der Individualität verantwortungsvoll ist, habe ihren Ursprung in **Abkommen** und sei auf **Interessen** gegründet – Interessen, die und als Individuen zu eigen sind, völlig getrennt von jeder Rasse, Klasse oder von kulturellen Beziehungen. Vieles der liberal-demokratischen Politik scheint auf der Vermutung gegründet zu sein, die Gestaltung rund um die **Unterschiede** (besonders um jene, die auf Rasse, Klasse, Geschlecht oder Kultur basieren) höhle die Einheit des Ganzen aus.

Wie Angehörige von nicht-dominanten Gruppen in den USA eine Zeitlang ausgeführt haben – erst kürzlich innerhalb des Kontextes der Frauenbewegung –, *entmachtet* jedoch eine solche Einstellung gegenüber Politik (und Persönlichkeit) eigentlich die Menschen und kann gut dazu dienen, unsere Individualität zu *leugnen*. Wir sind besipielsweise im Begriff zu erkennen, daß es wahrscheinlich nicht so etwas wie »Frau« gibt – jede von uns ist in den besonderen kulturellen, ethnischen, religiösen usw. Gemeinschaften verwurzelt, in denen sie aufwuchs und mit denen sie, bis zu einem gewissen Grad, verbunden ist. Von einander zu verlangen, daß wir diese Identitäten (und die Beziehungen, in denen sie ihren Ursprung haben) im Namen irgendeiner abstrakten »Weiblichkeit« aufgeben,heißt, den Reichtum unseres spezifischen Lebens zu verneinen – etwa in der gleichen Weise, in der sich die Männer das Recht herausnehmen, die spezifische Erfahrung von Frauen nicht anzuerkennen, uns im Namen der »Menschheit« die Fülle unserer Persönlichkeit und Geschichte zu verweigern.

Wir müssen anfangen, über »Gemeinschaft« auf andere Weisen nachzudenken – auf solche Weisen, die ihre angebliche Unvereinbarkeit mit persönlicher Entwicklung zum Einsturz bringen. Und hierbei, glaube ich, können anarchistische Ideen hilfreich sein. Erstens gibt es sicherlich Aspekte unserer selbst, über die wir uns *nur* in Beziehungen zu anderen klar werden können – und einige davon *erfordern* das Geflecht von anderen Menschen,d.h. Gemeinschaft. Wir müssen anfangen, Gemeinschaften nicht lediglich als *Mittel* zu sehen, die jeder und jedem von uns ermöglichen, unsere selbstbestimmten Ziele zu verfolgen, sondern als *Kontexte*, in denen wir uns die Fülle dessen, was wir sind, vor Augen führen und sie ausdrücken. Umgekehrt, denn alle von uns werden im Grunde genommen Wurzeln in mehr als einem dieser Kontexte haben, darf jede Gemeinschaft, die unsere Ganzheit hegen soll, nicht nur die Vielfältigkeit in ihrer wirklichen Deutlichkeit erkennen, sondern sie auch aktiv begrüßen.

Was ich so anziehend an den Frauen von Mujeres Libres finde, ist, daß sie in gewisser Hinsicht mit den gleichen Problemen kämpften. Mit all ihrem Engagement für die Ziele der anarchistischen Bewegung – und ihrer Verwurzelung in ihrer Gemeinschaft – erkannten sie doch, daß ihnen als Frauen etwas fehlte. Dies war für die meisten von ihnen eine schmerzhafte Erkenntnis. Einige von denen, die Aktivistinnen werden sollten,widersetzten sich zunächst der Idee einer seperaten Organisation, als sie zum ersten Mal davon erfuhren, da für sie die anarcho-syndikalistische Bewegung, in der sie aufgezogen wurden, so wichtig war, daß sie alles fürchteten, was ihre Einheit aushöhlen könnte. Dennoch kamen sie mit der Zeit dazu, darauf zu bestehen, sowohl um ihrer eigenen Entwicklung und der anderer Frauen willen (als Menschen und Anarchistinnen) als auch eigentlich um der Bewegung selbst willen, daß eine seperate Organisation, die sich der Frauenemanzipation widmete, unentbehrlich war.

Ihre Erfahrung kann uns vielleicht zu einer anderen Denkart in bezug auf unsere Realität hinführen. Aus ihrer Sicht konnten Frauen nur dann in der anarchistischen Bewegung befähigt – und aktiv – werden, wenn sie *zur gleichen Zeit* die Bindungen gemeinsamer Erfahrung zusammen mit anderen Frauen anerkennen und auf sie bauen konnten. Auch wenn viele Männer in der anarchistischen Bewegung in ihren Programmen eine *Aufspaltung* der Einheit sahen, so taten es diese Frauen zweifellos nicht. Vielmehr ist es, schienen sie zu beteuern, nicht nur die Billigung, sondern die *Nährung* solcher Bindungen *innerhalb des Kontextes der umfassenden Bewegung*, die letztendlich eine befähigte Einheit ermöglicht.

Mujeres Libres hatte wenig Zeit, ihre Visionen in die Realität umzusetzen, und so können wir nicht wissen, wieviel diese Frauen vielleicht erreicht hätten. Auch hatten sie keine klare Formel dafür, wie alles zum Funktionieren zu bringen sei. Aber ihre Organisation war eine Föderation aus autonomen lokalen Gruppen; und die Beziehung, die sie zur umfassenderen anarchistischen Bewegung *wollten* (aber nicht haben konnten) war auch die eines autonomen Gewebes von Zellen, das innerhalb eines umfassenderen, föderierten Ganzen arbeitete. Villeicht kann uns dieses Modell (und ein Gefühl des anarchistischen Engagements für direkte Aktion und spontane Organisation) mit einigen Anhaltspunkten ausstatten.

Ich glaube, es gibt viel, was wir von ihren Anstrengungen lernen können – von ihrer Erkenntnis, daß – wenn wir die Individualität aufrichtig respektieren und nähren – wir nicht nur dafür sorgen müssen, daß »kleinere Gemeinwesen« befähigt werden, sondern auch größere Gemeinwesen, die diese Vielfältigkeit (und die Vielfältigkeit, die in jeder und jedem von uns verkörpert ist) respektieren und begrüßen.

Anstatt anzunehmen, wir müßten die volle Entwicklung unserer Persönlichkeit dem Wohl der Gemeinschaft oder den Lohn für Leben und Handeln in der Gemeinschaft individuellen Zielen opfern, können wir lieber beginnen, uns eine Welt vorzustellen und uns auch darum zu bemühen, in der Kreativität durch die Beziehung genährt wird, und in der die Gemeinwesen wirklich ihre Mitglieder ›befähigen‹ können.

Übersetzt aus *Radical America* von Jörg Auberg, Bd.18, Nr.4 (1984).

Anmerkungen:

1. El Comité Nacional, Mujeres Libres, »Como organizar una agrupación Mujeres Libres« (zit. nach Mary Nash (ed.): »Mujeres Libres« – España, 1936-1939; Tusquets Editor Barcelona 1976, S. 76 (dt. bei Karin Kramer Verlag Berlin)

2. Igualdad Ocaña, Interview, Hospitalet, 14.2.1979

3. Soledad Estorach, Interview, Paris, 6.1.1982

4. Vergl. Temma Kaplan, *Anarchists of Andalusia* (Princeton University Press, Princeton 1978, S. 206-207)

5. Enriqueta Rovira, Interview, Castelnaudary, Frankreich, 29.12.1981

6. Soledad Estorach, Interview, Paris, 4.1.1982

7. Interview, 28.12.1981

8. Interview, 4. und 6. Januar 1982

9. Mercedes Comaposada, Interview, Paris, 5.1.1982

10. Interview, Paris, 3.1.1982

11. Mercedes Comaposada, Interview, Paris, 5.1.1982

12. Soledad Estorach, Interview, Paris, 4.1.1982

13. ebd.

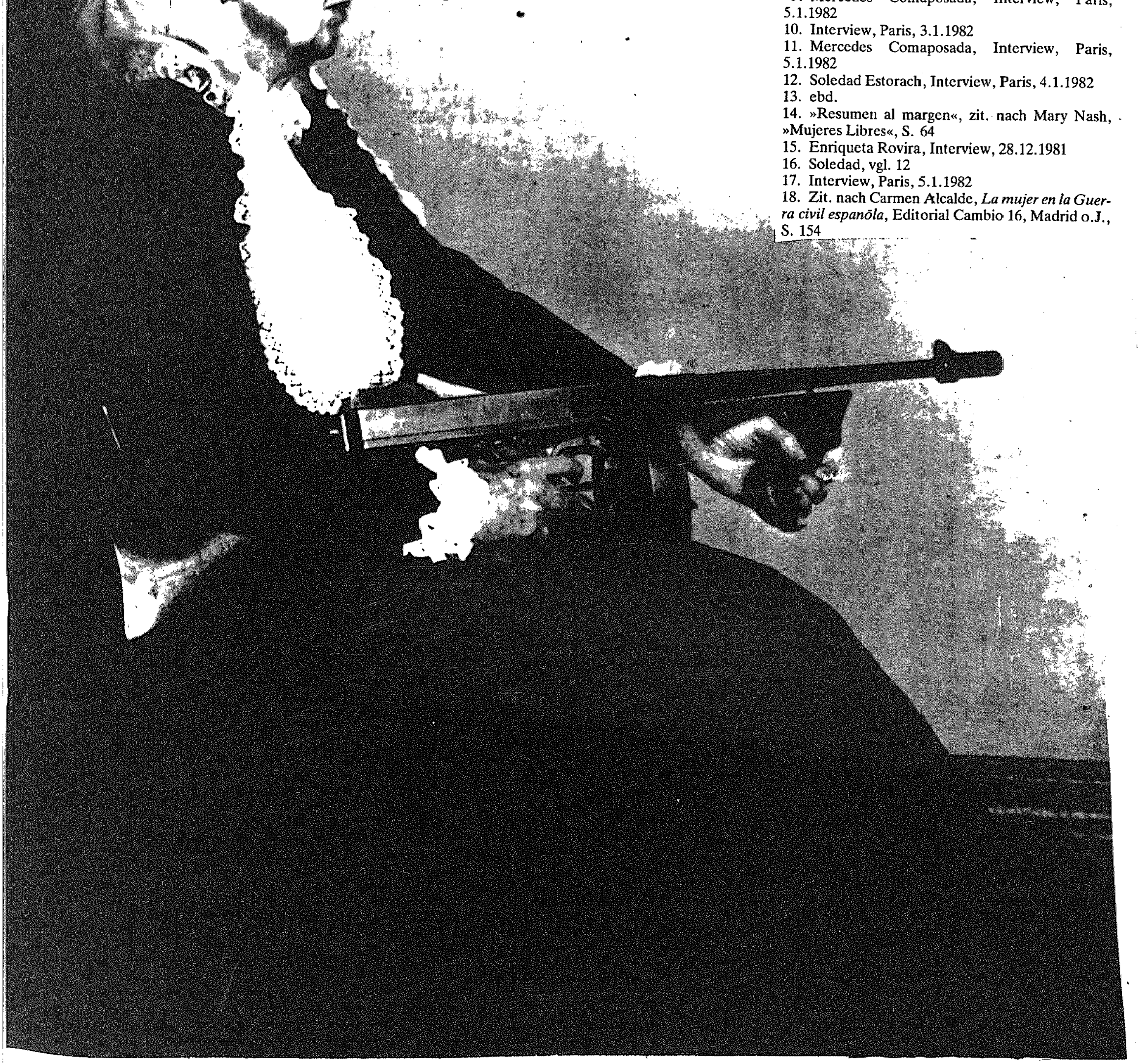
14. »Resumen al margen«, zit. nach Mary Nash, »Mujeres Libres«, S. 64

15. Enriqueta Rovira, Interview, 28.12.1981

16. Soledad, vgl. 12

17. Interview, Paris, 5.1.1982

18. Zit. nach Carmen Alcalde, *La mujer en la Guerra civil espanõla*, Editorial Cambio 16, Madrid o.J., S. 154





Zwei Nachrufe

Curt Moeller

Am 14. Januar 1986 ist in Aachen Curt Moeller gestorben. Er wurde 1905 in Vaalserquartier geboren und entstammte einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie. Kurz nach dem 1. Weltkrieg machte er eine Lehre als Schreiner. Von seinem Onkel (der politisch als »schwarzes Schaf« in der Familie galt) erhielt er regelmäßig die Zeitung »Der Syndikalist«, das Organ der anarchosyndikalistischen FAUD. Es dauerte nicht lange, bis auch Curt Mitglied dieser linksradikalen Gewerkschaft wurde, die zwischen 1919 und 1924 in der organisierten Arbeiterschaft eine gewisse Rolle spielte. Curt blieb Zeit seines Lebens Anarchist, Verfechter einer sozialen und politischen Utopie der Gesellschaft ohne Herrschaft und Ausbeutung.

Aktiv im Untergrund der Nazizeit half er mit, Dutzenden von Menschen das Leben zu retten: nicht nur deutsche Anarchisten, sondern auch Juden und französische Zwangsarbeiter wurden über Aachen ins nahe Ausland geleitet. Nach dem 2. Weltkrieg, dessen Ende er als frisch Gezogener erlebte, der unweit von Köln sich entschloß, eigenmächtig nach Aachen zurückzukehren, war er jahrelang Vorsitzender der Aachener Sektion der Gewerkschaft Holz und Kunststoff. Besonders aktiv war er in den Fünfziger Jahren in der antimilitaristischen Bewegung; dabei hatte er viele und besonders enge Kontakte zu belgischen Gleichgesinnten.



In der Zeit der bundesrepublikanischen Restauration gab es keine anarchistische Bewegung mehr. Erst in und nach den Studentenunruhen zu Ende der Sechziger Jahre wurden die anarchistischen Ideen wiederentdeckt. Curt, der in Herz und Verstand Anarchist geblieben war, war an den neuen Diskussionen und Aktivitäten rege beteiligt.

Ich lernte Curt 1978 kennen. Was mir bei ihm sofort auffiel und ihn mir liebgewinnen ließ, war seine herzliche Art, seine bemerkenswerte Bescheidenheit in persönlichen Dingen und andererseits seine umfassende Bildung. Was er sagte – und wer ihn kannte, weiß wie schwer er in manchen Diskussionen zu stoppen war – hatte Hand und Fuß. Curts Wohnung war in den letzten 10 Jahren zu einem kleinen Kommunikationstreffpunkt geworden, wo örtliche Aktivitäten der verschiedensten Art erörtert und mitgeplant wurden, wo aber auch häufig spontane Diskussionen über Politik und Kultur geführt wurden.

Als Anarchist hat Curt Andersdenkende nie verachtet, vielmehr versucht, ihre Denkfehler aufzuzeigen. So ist es nicht verwunderlich, daß zu seinem Bekanntenkreis auch Kommunisten und Christen gehörten, die ihn schätzten.

In einem Buch über den anarchistischen Widerstand im Nationalsozialismus, das auf eine Anregung Curts hin entstand, schrieb er 1980 als Schlußsatz eines Rückblicks: *»Erst mit einer neuen Generation kann die Befreiung von Parteien- und Kirchengläubigkeit erwartet werden; und damit auch die Befreiung von den verhängnisvollen Fesseln des Zentralismus. Der neue Weg bedeutet Zusammenschluß von der Basis aus zu Organisationen nach den freiheitlichen Grundsätzen des Föderalismus.«*

Peter Walter, Gummersbach

Shalom Ahrne!

Langsam, sehr sachte, so wie ein Ritual, öffne ich eine Flasche Wein, fülle ein Glas zur Hälfte, erhebe es und sage, mit gleicher Umsicht: Salud, Genosse Ahrne Thorne!

Die Nachricht wurde uns aus New York von Paul Avrich übermittelt, dem Chronisten der russisch-amerikanischen anarchistischen Bewegung: Ahrne Thorne starb am 13. Dezember, mit 81 Jahren.

Thorne war der letzte Herausgeber der »Freien Arbeiter Stimme«, in jiddischer Sprache, des 1890 unter dem Einfluß der Haymarket-Ereignisse in Chicago gegründeten Sprachrohrs der jüdischen anarchistischen Bewegung in New York. Des Sprachrohrs, das sein Erscheinen 1977 einstellte und zu dessen Erhalt Ahrne seit 1930 mit Essays und Artikeln beigetragen hatte.

Von 1952 bis 1957 war er Mitherausgeber und von 1975 bis 1977 selbst Herausgeber der Zeitung.

Ahrne war eine wahrhaftige wandelnde Enzyklopädie des Anarchismus. Geboren wurde er in Lodz, Polen, in einer jüdischen, einer »chassidischen« Familie; später emigrierte er nach Paris. Zu den Ideen des Anarchismus fand er während der internationalen Proteste zugunsten Saccos und Vanzettis.

1930 emigrierte er nach Toronto, Canada, und begann, zusammen mit Emma Goldman, an der »Freien Arbeiter Stimme« Anteil zu nehmen und in ihr zu schreiben. Er arbeitete an anarchistischen Tageszeitungen in jidischer Sprache mit wie etwa dem »Freien Wort« in Buenos Aires. In Tel Aviv, Israel, an der Zeitschrift »Problem« und am tragenden Organ der jüdischen Arbeiterbewegung »Unser Tsait«. Bis zum letzten Oktober war er Kommentator für das der jüdischen Bewegung gewidmete Programm einer Radiostation in New York.

Seine Artikel erschienen in zahlreichen Tageszeitungen und Zeitschriften in englischer Sprache, sie bilden eine lange Liste. Von Beruf war er Drucker. Zu jeder Zeit machte er die Sache der libertären Bewegung Spaniens zu seiner eigenen. Sein Tod hinterläßt eine große Lücke in unserer internationalen Bewegung und im Besonderen in meiner eigenen Beziehung zu ihm, mit dem ich eine regelmäßige Korrespondenz unterhielt, in der ich seinen großen menschlichen Wert, seine entwaffnende Schlichtheit, seinen Humor und die Großzügigkeit seiner Gefühle schätzen lernte. Er beendete sein Leben als wahrhafter Anarchist. Er starb im bekannten New Yorker Stadtteil Bronx. Eine Beerdigung gab es nicht.

Anna Delso, Montreal

(übersetzt von Andreas Ruppert aus: Solidaridad Obrera 170 3/86)

KLEINANZEIGEN

★Suche jede Nummer des schweizer Magazins **Subversion** aus Zürich. Kaufe auch die französischen Nummern. Suche ebenfalls jede Nummer von **RADIKAL**.
Fabrice Dietz, 3 Rue Ferraris, 1518 Luxembourg.

★Suche Adressen von charakteranalytischen Vegetotherapeuten/Orgontherapeuten im In-und Ausland! Belohnung!
Frank Scholz, V.-Stauffenbergstr.79, 4400 Münster

★Video-Film-Verleih: *Die Medienwerkstatt Freiburg, Konradstr.20, 7800 Freiburg* hat zahlreiche Spanienfilme im Programm wie z.B. »Ein Volk in Waffen«, Wochenschauen etc.
Auch bei *International Libertarian Centre, Centro Iberico, 83A Haverstock Hill, London NW3* kann man Filme ausleihen, wie z.B. »Dawn over Spain«. Ein weiteres englisch-sprachiges Video, diesmal über Nordirland kann angefordert werden bei: *Northern Ireland Video Association, 9 Winetavern St., Smithfild, Belfast 1*

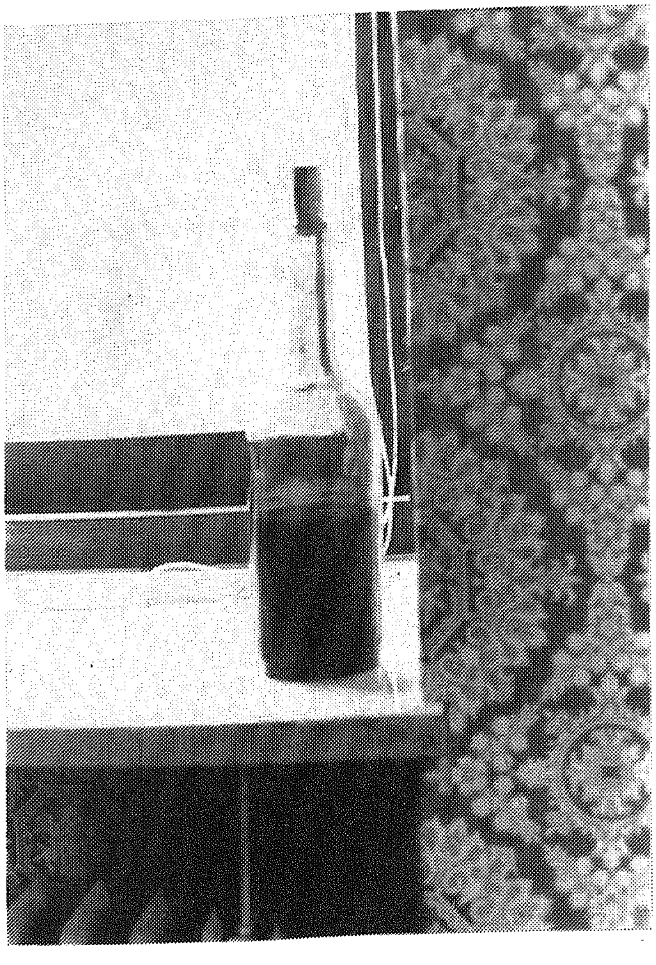
★**»Die Vergessenen«** – Zeitung über politische Gefangene (offensives Diskussionsforum für die Interessen der politischen Gefangenen). Die Nummer 5 enthält u.a. »Rede zur Kriminalisierung der Bürgerinitiative gegen die Startbahn West vom 2.11.1985; Artikel zum Æ129a; zur Ablehnung der Anti-Folter-Konvention durch die Bundesregierung; etc. Einzelexemplar 4.-DM. Bei Mehrfachbestellungen 2.-DM pro Exemplar + Portokosten. Bei Bestellungen bitte Geldschein, Briefmarken oder Verrechnungsscheck beilegen. Spenden für die Organisierung von öffentlichkeitsarbeit für die Interessen der politischen Gefangenen werden gerne entgegengenommen. Spenden an: Prozeßhilfe Darmstadt, Stichwort »Die Vergessenen«, Volksbank Griesheim, Kontonr.: 200 310 948; BLZ: 508 624 08. Kontakt.
Die Vergessenen, Zeitung über politische Gefangene, Mainzerlandstr. 147, 6000 Frankfurt

★**Forschungsgruppe Lehrerzentrumsbewegung** – für eine wissenschaftliche Aufarbeitung der autonomen Lehrerbewegung suchen wir Zeitzeugnisse (Dokumente, Konzeptionen, Flugblätter, Thesenpapiere u.a. Materialien) über Lehrerzentren (frühere, heute noch bestehende, gescheiterte Ansätze, Planungen . . .) – Kosten werden erstattet.
Kontakt: Forschungsgruppe Lzb, c/o Manfred Huth, Didaktisches Zentrum Hamburg, Itzehoer Weg 3, 2000 Hamburg 20, tel. 040/4226264

★*Der Laden*. Hildesheim hat wieder eine neue A-Adresse. In der Roonstr.1 haben wir Räumlichkeiten für verschiedene Aktivitäten angemietet. Neben Arbeitsgruppen und Treffs wollen wir in Zukunft regelmäßig Videofilme aus Eigenproduktion zeigen und machen. Wir bitten euch deshalb alle, die Videos gemacht haben und an einer weiteren Verbreitung interessiert sind, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Kontakt: *Der Laden, Roonstr.1, 3200 Hildesheim*

★**Satzarbeiten** – wir übernehmen auch Fremdaufträge für Lichtsatzarbeiten; Preis nach Absprache, abhängig von der Art, Größe, Umfang und Zeit für den Auftrag; also bitte mit der SF-Redaktion, spez. Wolfgang Haug, in Verbindung setzen. Tel. 07033/44273.

★Für unser Archiv suchen wir alte Nummern der DFG, wer alte anarchistische Zeitungen verkaufen will, sollte ebenfalls zunächst uns um ein Angebot fragen, bevor er/sie alles an ein übliches Antiquariat verkauft. Etwas eingeschlafen ist die praktische Unterstützung der Versandarbeit: ihr könntet z.B. (aus Buchläden etc.) gebrauchte Versandtaschen in allen Größen an uns schicken; es fällt uns oft schwer all das notwendige Verpackungsmaterial zu *kaufen*. Wer ein größeres Paket schickt, bekommt als Gegenleistung einen der Umschläge zurück, gefüllt mit **»VERPACKT«**, ein Lese- und Bilderbuch zur Warengesellschaft BRDee, Trotzdem-Verlag 1979. Merci! SF-Red.



GEMISCHTES

Der **Fall Leonard Peltier** nimmt kein Ende. Der Chippewa-Indianer des AIM (American Indian Movement) wird seit 1975 in Haft gehalten unter der fadenscheinigen Anklage zwei FBI-Beamte auf der Pine Ridge Reservation getötet zu haben. Die Vorgeschichte ist, daß Peltier einer der Organisatoren war, die 1973 Wounded Knee besetzten und auf die das FBI in den Folgejahren Jagd machte, sie in alle möglichen und unmöglichen Anklagen verstrickte. Auf der Pine Ridge Reservation kam es zu 300 unaufgeklärten Morden an traditionalistischen Indianern, die gegen die pro-regierungs-Fraktion, die Land verkaufte, in Opposition stand. Diese Situation führte dazu, daß AIM-Mitglieder auf die Reservation zogen und dort ein Informationsbüro errichteten, bei dem es am 26.Juni zu einer Schießerei kam, ein 21jähriger Indianer, Joseph Stuntz, starb neben den beiden FBI-Beamten. Das FBI klagte Leonard Peltier, Dino Butler, Bob Robideau und James Eagle als »Mörder« an. Gegen Eagle wurde die Anklage bald fallengelassen, gegen Butler und Robideau verlor das FBI den Prozeß in Iowa. Peltier war in Canada verhaftet worden, um ihn ausgeliefert zu bekommen, ließ sich das FBI etwas einfallen: Sie brachten Myrtle Poor Bear dazu Leonard für den Tod der beiden FBI-leute als verantwortlich zu bezeichnen. Sie sagte unter der Drohung, ihr würde es ergehen wie Anna Mae Aquash aus, was von ihr verlangt wurde. Anna Mae Aquash war eine der 100 Indianerinnen, die nach dem Schußwechsel verhört worden waren und der von dem FBI-Mann David Price gesagt wurde, daß wenn sie weiter die Aussage verweigere, sie sterben würde. Ein Jahr später wurde sie erschossen aufgefunden. Die Bilder ihrer Leiche wurden Myrtle vorgelegt; als Myrtle dies bei Peltiers Prozeß aussagen wollte, wurde ihre Aussage nicht zugelassen, weil sie die Geschworenen beeinflußen könnte. Peltiers Prozeß wurde von Iowa nach North Dakota verlegt, um eine zweite Schlappe zu vermeiden. Der neue Richter wurde der Nixon-Schützling Paul Benson. Zeugen der Verteidigung wurden nicht zugelassen und Peltier wurde zu zweimal lebenslänglich verurteilt.

Im April 1984 wurde endlich ein Bericht zugelassen, der nachwies, daß die Kugeln, die die beiden FBI-Beamten getötet hatten, nicht aus der Waffe stammen konnten, die Peltier als Tatwaffe zugeschrieben wurde. Im Oktober 1985 kam es endlich zu einer Anhörung betreffs einem Wiederaufnahmeverfahren; die US-Staatsanwaltschaft gab zu, daß sie nicht wisse, wer die FBI-Beamten getötet habe, daß die Waffe, die Peltiers Waffe sein soll, nicht als Tatwaffe nachgewiesen werden könne. Eine Entscheidung steht noch immer aus und Peltier ist immer noch gefangen. Die Unterstützergruppe fordert dazu auf, an den Richter zu schreiben und ein Wiederaufnahmeverfahren (new trial for Leonard Peltier) zu verlangen:

Judges Gerald Heaney, John Gibson and Donald Ross
U.S. Court of Appeals (Eigth Circuit)
1114 Market Street
St. Louis, Missouri 63101
USA

Briefe an Leonard:
Leonard Peltier
89637-132
P.O.Box 1000
Leavenwort, Kansas 66048

Weitere Informationen bzw. Petitionsunterlagen (letztere gegen Porto und 0,10 Kopiengeld aber auch vom SF) bei:
The International Office of the Leonard Peltier Defense Committee, P.O. Box 6455, Kansas City, KS 66106.

Anarchismus und Pädagogik in der Diskussion

Heft 1 der Reihe ›Anarchismus & Bildung‹
Hrsg. von Thomas Rosenthal mit Beiträgen von O. Asbach, H. Baumann, E. v.Braunmühl, St. Blankertz, J. Holt, G. Dennison, C. Ward, U. Klemm, R. Winkel, K. Blume u.a.

Die neue Heftreihe beschäftigt sich mit einem Thema, das sowohl in der Diskussion um Bildung und Erziehung als auch in der Auseinandersetzung mit dem Anarchismus in den letzten Jahren nur wenig Beachtung fand.
Der erste Band dokumentiert hierzu, anhand einer Textauswahl, die Diskussionen im deutschen Sprachraum. Angesprochen werden u.a. das Verhältnis von Anarchie und Anti-Pädagogik sowie die Frage nach Entschulung aus der Sicht von Anarchisten. Hinzu kommen Thesen zur deutschen Alternativschulbewegung und Buchbesprechungen.
ca. 100 Seiten, 9.-DM

Edition Flugschriften
Ulrich Klemm
Straßburgweg 19, 70 Ulm

»Nostalgienummer« (100 Seiten: 10.-DM):
seit Juni '85 lieferbar;

★ Für und wider den Anarcho-Syndikalismus (Nr.0) ★ Patty Hearst – Sozialkritisches am Beispiel der SLA (0) ★ Die Freiheit der Frauen (3) ★ Anarchistisches Subjekt (3) ★ Interview mit Augustin Souchy (8) ★ 100 Jahre Marx (12) ★ Nadge und Awacs (5) ★ Wer war B. Traven wirklich? (4) ★ Nationalrevolutionäre (9) ★ Zur Notwendigkeit der sozialen Bewegungen (11) ★ Utopie und Exil (10) ★ Anmerkungen zum Staat (10) ★ Hambacher Fest (7) ★ Dokumentarfilme zum Spanischen Bürgerkrieg (7) ★ Chomskys Anarchismus (8) u.v.a., Register aller SF-Beiträge, kurze Geschichte der Zeitung...; Anmerkungen und Kommentare zu den Artikeln, ihrem Echo etc.

Redaktion Schwarzer Faden
Postfach
7031 Grafenau-1

Die Nummer 13 des **Freiraum**, die sich vor allem dem Widerstand gegen die WAA widmet, wurde beschlagnahmt. Auch wenn die bayrische Polizei meist nicht viele Exemplare erwischt, und oft freigegebene Materialien erneut beschlagnahmt, fällt doch die Kontinuität auf, mit der sich die Polizei ihren »Lieblingsfeind« aufbaut; das einzig Positive dabei ist, daß es verdeutlicht, wie realitätsfremd Polizei und Kreise in der CSU schon geworden sind. Die dauernde Verfolgung der Zeitung zeigt, daß für diese Rechtsaußen WAA-Widerstand mit »Terrorismus« gleichzusetzen ist, deshalb zitieren sie den **Freiraum** schon im bayrischen Landtag, und meinen damit, gar den WAA-Gegnern innerhalb der SPD eins auszuwischen zu können.
Daß die Schizophrenie des politischen Gegners dennoch ›lästig‹ werden kann, zumal wenn er das Gewaltmonopol besitzt und dieses kräftig ausnützt, beweist die folgende Beschlagnahmeliste:
Nr.2 Ermittlungsverfahren wegen Abbildung einer Waffe; Nr.3 Hausdurchsuchungen wegen Eingriffs in ein schwebendes Verfahren; Nr.4 Hausdurchsuchungen und eine vorläufige Festnahme wegen eines Artikels zu den Fulda-Gap-Aktionen; Nr.5 Ermittlungsverfahren wegen eines Mutlangen-Artikels; Nr.6 Hausdurchsuchung wegen »Eingriffs in die Bundeswehr«; Nr.7 Ordnungsstrafe wegen unvollständigem Impressum; Nr. 9 Hausdurchsuchungen und Ermittlungsverfahren wegen WAA-Demoaufruf; Nr. 11 Hausdurchsuchung wegen eines Textes der Anarcho- Rockgruppe COCHISE; Nr. 12 Hausdurchsuchungen wie nach Nr. 13 wegen Beleidigung, Aufruf zu Straftaten etc. *Nebenbei* wurden die Redaktionseinrichtungen beschlagnahmt und auch anderes, wie die Zeitschrift **Radiaktiv**, die ebenfalls über den WAA-Widerstand berichtet.
Spenden an, und Infos über bzw. den **Freiraum** selbst, sofern es ihn gerade ›frei‹ geben darf, bei: *Christian Luppatsch, Haidgraben 67, 8012 Ottobrunn.*





Der Zungenlöser der Saison

von Klaus Bittermann

Das, was sich von den Ereignissen 1977 im Gedächtnis der Deutschen eingraben wird, ist das einzigartige Erlebnis, schon lange nicht mehr so einig gewesen zu sein wie damals. Die totale Gleichschaltung der öffentlichen Meinung übertraf durch ihre Freiwilligkeit diejenige im Nationalsozialismus, der immerhin noch einen riesigen Propagandaapparat nötig hatte, um das zu erreichen, was 1977 jeder aus freien Stücken tat. Wie durch ein Wunder konnte man diesmal auf solche Instrumentarien verzichten. Was war geschehen, daß die Deutschen so nah zusammenrücken konnten? Ein richtiges Nachkriegs- und Faschingserlebnis, wo die organisierte Schunkelei die Tatsache verdeckte, daß sie sich sonst am liebsten die Augen auskratzten?

Damals wurde Hanns-Martin Schleyer entführt. Weil dies in den seltensten Fällen freiwillig über die Bühne geht, kamen drei Polizeibeamte und der Chauffeur im Kugelhagel der Entführer um.Die Aktion war geplant und durchgeführt worden, um die lebendig einbetonierten Gefangenen der RAF in Stammheim per Austausch zu befreien. Eine Aktion also, die nicht sonderlich neu war und von anderen Guerillagruppen in anderen Ländern schon des öfteren mit mehr oder weniger großem Erfolg erprobt worden war. Schleyers Biographie spricht für sich und insofern war er ein denkbar günstiges Objekt der Entführung. Die Bilderbuchkarriere fing mit der HJ an, dann NSDAP und SS, schließlich als Leiter in verschiedenen NS-Ämtern tätig. Nach Kriegsende Vorstandsmitglied von Daimler-Benz und Präsident des BDA und BDI. Vielleicht ist es müßig, dies alles noch einmal in Erinnerung zu rufen, aber nur so kann die freiwillige Selbstgleichschaltung der Deutschen 1977 angemessen gewürdigt werden. Ergebenheitsadressen, Loyalitätserklärungen und Abscheubekundungen aus dem ganzen Lande bewegten den Kanzler schließlich, allerdings erst nachdem Schleyer und die Gefangenen der RAF tot waren, weil alle, außer den Entführern, es so gewollt hatten, sich bei der Nation in tiefster Rührung zu bedanken. Die Devotion reichte bis tief in das linke Spektrum hinein, welches sich gegen das »brutale Vorgehen« aussprach, »wenn heute Staatsbürger, insbesondere Justiz- und Polizeibeamte, rücksichtslos niedergeknallt werden.« Und die »Zeitung für eine neue Linke« schrieb im Editorial, als ob sie selbst die Regierungsarbeit übernehmen müßte: »Die Mehrheit der Redaktion ist gegen den Austausch«. Die Angst allein, die der Linken im Nacken saß, die Angst, vom gereizten Staat, der angeblich bis in die Grundfesten erschüttert war, aufgefressen zu werden, reicht im Nachhinein als Grund nicht mehr aus, um sich solche Äußerungen erklären zu können. Erst viel später, als es die GRÜNEN und die Friedensbewegung gab, wurde klar, daß der Gleichklang ihrer Herzen mit der Macht auch einer Sehnsucht nach Harmonie und Identität mit der Mehrheit entsprach, dem also damals schon vorhandenen Willen nach einem »radikalen Bekenntnis zum Bestehenden«. Damals war die RAF und ihre durchaus verständliche Aktion zur Gefangenenbefreiung notwendig, um der Linken die Zunge zu lösen und sie Krokodilstränen über die Entführung eines ehemaligen Nazibonzen weinen zu lassen. Und keiner der couragierten Journalisten und kein Mann der öffentlichen Rede fand diesen Vorgang in irgendeiner Weise skandalös und niemand fand es skandalös als die Morde in Stammheim als besonders perfide Art der Selbsthinrichtung interpretiert wurden. Damals schrieb Wolfgang Pohrt: »Der Mord von Stammheim bringt uns in Gefahr, das zu tun, was wir unseren Eltern vorwarfen: es dulden, wenn andere umgebracht werden. Undals Komplize werden wir unsere Komplizenschaft rechtfertigen.« Ein Schubladentext, der erst 1980 veröffentlicht wurde, als bereits wieder gelacht werden durfte.

1977 bedeutete eine Zäsur für die Linke, die ihre moralische Integrität aufs Spiel gesetzt und verloren hatte. Danach wurde es ruhig. Man nahm Abschied von der Politik der revolutionären Umtriebe und ging in sich. In einem großangelegten Verdrängungsprozeß, den die Protestbewegung ihren Eltern einmal vorgeworfen hatte, entdeckten sie nun selbst die grandiosen Möglichkeiten eines *rebirthing*. Durch Verdrängung und harte Arbeit an seinem Weltbild war man jemand anderes geworden, jemand, auf den die verzweifelten Eltern nun doch stolz sein konnten. Mit der eigenen Karriere und einer langweiligen Beziehung vollauf beschäftigt, zogen die Jahre ins Land. Die versprengten Reste der geschlagenen RAF versuchten verzweifelt das vom Staat diktierte Gewaltniveau zu halten. Ihre Aktionen wurden mit den gleichen Abscheubekundungen quittiert, aber die Bekennerwut der Linken hatte inzwischen an öffentlichem Interesse verloren.

Fast zehn Jahre mußten vergehen, zehn Jahre des Schweigens und der Anpassung, bevor ein Buch über die RAF, über Baader, Meinhof und Ensslin zum Knüller werden konnte, zum Adrenalinstoß für eine verschlafene Linke, interessiert hatte, nämlich die auf Geschichtchen reduzierte Geschichte, die auf Anekdötchen beruhende Wahrheit, alles das, was man bereits schon früher heimlich in Quick, Neue Revue und Stern nachgelesen hatte. Was die Leser nämlich an dem Buch so fasziniert, sind die engen Samthosen Baaders, mit denen er in einem palästinensischen Ausbildungslager herumrobbte. TIP-Redakteur Alfred Holighaus ist in einem Interview mit Aust ganz hingerissen von der Erkenntnis, daß die Terroristen *auch* Menschen waren, deren kleine Schwächen sie nach zehn Jahren wieder interessant machen:

TIP: »Es geht ja dabei um eine luxuriöse Detailverliebtheit, die auch noch beschreibt, daß in der Todeszelle von Gudrun Ensslin ein Deo-Roller rumlag.«

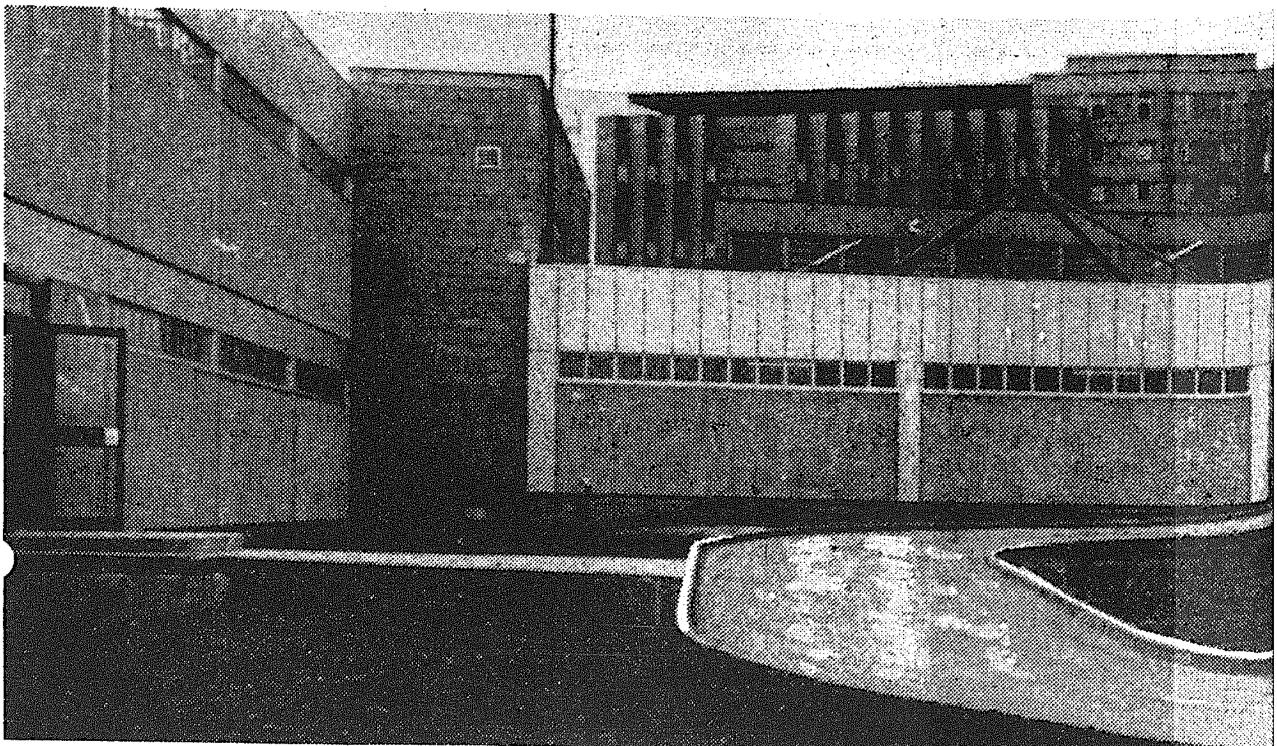
Aust:»Aber das finde ich spannend.«
TIP:»Ich auch.«
Aust:»Das ist spannend. Und es ist auch nicht nebensächlich, ob jemand in Seidenhemden rumläuft. Und es ist auch nicht nebensächlich, daß jemand, der für das Proletariat dieser Welt die Revolution machen will, mit einem Iso Rivolta herumfährt. Ichfinde, das sagt was.«
TIP:»Ich fand das auch hochinteressant, zum Beispiel zu erfahren, in welchen Klamotten Baader rumgelaufen ist.«

Auch dieses Interview ist hochinteressant und Aust selbst als raffinierter Journalist hat die Sache auf den Punkt gebracht. Baader hätte ihm nämlich einen schlechten Dienst erwiesen, wäre er wie ein normaler Proletarier herumgelaufen, aber so ist es möglich, ihn als Menschen mit skurrilen Macken und abartigen Bedürfnissen zu porträtieren, die Aust mit geheimnisvollen Andeutungen noch hervorhebt: »Ich hätte noch ganz andere Sachen schreiben können und habe sie deshalb nicht geschrieben, weil ich dachte – das glaubt mir keiner.« Im Nachhinein dürfte er sich noch über die selbstgewählte Enthaltsamkeit ärgern, denn er hätte alles schreiben können und es wäre ihm alles geglaubt worden.

Nach der Lektüre des Buches weiß man zwar nichts über die theoretischen Einsichten und Absichten der Grüppe, aber man weiß, welch rüden Umgangston Baader pflegte, wenn er sich mit den Miezen unterhielt, die er alle mit dem gleichen Kosewort anredete, mit »Votze«. Man weiß also, daß Baaders Konventionen nicht ganz der Emanzipationsdebatte entsprachen und konnte sich umso mehr über dessen Primitivismus mokieren. Deutlicher noch kam zur Sprache, was von Baader zu halten sei, von einem, der sich von Berufs wegen mit dem Buch und speziell mit der darin beschriebenen Rolle Baaders auseinandersetzen mußte, nämlich von Ulrich Tukur, dem Darsteller Baaders im Film zum gleichen Thema: »Er muß wohl ein ziemliches Schwein gewesen sein, ein Psychopath, ein Verrückter« (taz, 1.2.86). Diesem Urteil liegt ein einfacher Trick zugrunde, über den sich Tukur wahrscheinlich nicht im Klaren war, weil er eben auch nicht weiter dachte als Holighaus, nämlich der Trick, auf den kein Sensationsjournalismus verzichten kann, will er Erfolg haben und der zum festen Repertoire aller Propagandaapparate gehört, wenn es gilt einen politischen Feind und unliebsamen Opponenten zur Strecke zu bringen: Dabei geht es darum, das politische Programm, die Absichten, Ziele und Vorstellungen einfach zu ignorieren und stattdessen etwas in der privaten Sphäre des Gegners zu schnüffeln, seine Abneigungen und Vorlieben so zur Geltung zu bringen und zu überspitzen, daß die kleinen Neurosen plötzlich als etwas erscheinen, womit man sich auf keinen Fall identifizeiren will. Liegt diesem Vorgang schon eine schlichte Verwechslung zugrunde zwischen dem Programm, das jemand vertritt und dem, was aus seiner Persönlichkeit herausdestilliert und publik gemacht wurde, so können sich auch die Schlaueren immer noch damit herausreden, daß das Programm nichts taugen kann, ist es doch offensichtlich von Psychopathen erstellt worden. Der Erfolg ist der gleiche. Politiker nennen das Rufmord, nur hatten die Gefangenen der RAF keinen Ruf zu verteidigen.

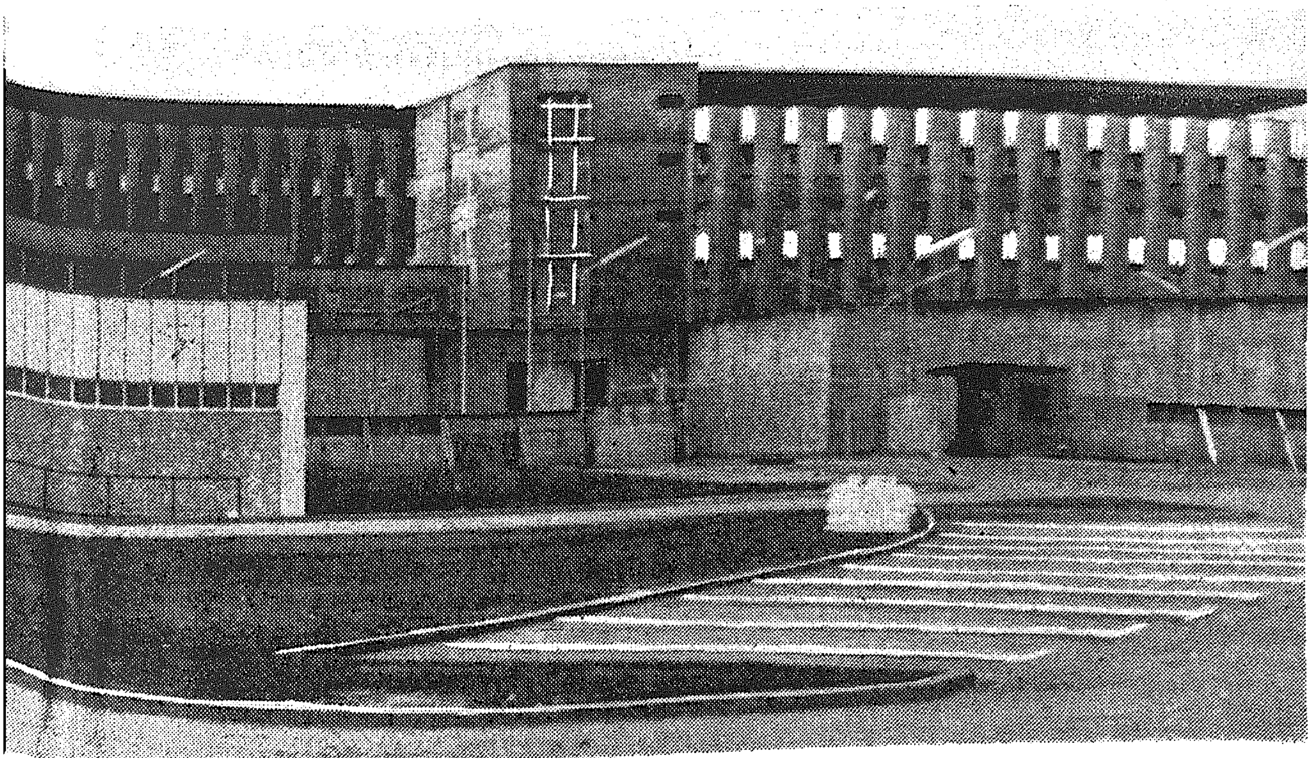
Machte man sich früher noch die Mühe, die RAF politisch zu kritisieren, so genügt es heute zu wissen, daß ihre Protagonisten mit versilberten Revolvern spielten, Lippenstift benutzten und Seidenhemden trugen, um ihnen jede Glaubwürdigkeit abzusprechen. Das ist zwar nicht alles, was in Austs Buch steht, aber genau das, was Holighaus und Tukur fasziniert und den Erfolg des Buches ausmacht, zum Zungenlöser der Saison werden läßt.

In einer Rezension des Buches in der FR läßt ein gewisser Roderich Reifenrath die Hauptdarsteller noch einmal Revue passieren: *»Da war Andreas Baader, der von Redezwängen geplagte Chauvi*, der Frauen grundsätzlich nur als Votze anredete, von manchem in der RAF verachtet und sogar gehaßt wurde, als Tatmensch seinen Führungsanspruch aber durchsetzen konnte. Da war Gudrun Ensslin, vielleicht die Härteste und gemeinsam mit Baby Baader der eigentliche Motor des Unternehmens. Sie pflegte auch in der Zelle eiskalt mit ihrer Rivalin Meinhof (der wahrscheinlich tragischsten Figur der Roten Armee Fraktion) abzurechnen und hat möglicherweise die letzte Bedingung für den Selbstmord der einst hochangesehenen Journalistin gesetzt.« Roderich Reifenrath bescheinigt Aust, nachdem er ihn auf diese Weise rezipiert hat, »kompetenten Umgang mit dem Thema«, etwas, das man von seiner Rezension nicht behaupten kann. Aust beschreibt z.B. anhand der Protokolle den Prozeßverlauf und auch als unbeteiligter und unvoreingenommener Beobachter kann man nur staunen, wie da die Regeln der Prozeßführung vom Vorsitzenden Richter Prinzing mit Füßen getreten wurden, der von Anfang an keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß es ihm darum ging, die Angeklagten für immer hinter Gitter zu schicken. Über diesen in guter Volksgerichtshoftradition stehenden Justizskandal schreibt Reifenrath mit unverfrorener Unbekümmertheit: »Ärgerlich war vor allem der Mangel an Souveränität hinter dem Richtertisch.« Mit etwas mehr Souveränität, so die positiv gewendete Logik des Satzes, hätte der Skandal verhindert werden können, ein Skandal, der gar keiner war und über den man sich nach zehn Jahren gefahrlos erregen und ärgern darf. Aber als ob er mit seinem Ärger über die Stränge geschlagen hätte, hält Reifenrath gleich eine Entschuldigung parat, denn die Justiz hatte »keine Erfahrung mit aggressiven Angeklagten dieses Schlages, die mit Hilfe einiger Verteidiger nur den großen politischen Auftritt inszenieren wollten.« Und mit dem Brustton des nun völlig von der Richtigkeit der damaligen Inszenierung Überzeugten, fügt er hinzu: »Das mußte sicher verhindert werden«. Inzwischen scheint die Justiz genügend Erfahrung gesammelt zu haben, um mit dem Problem effektiv fertig zu werden, denn kein Hahn kräht mehr danach, geschweige denn irgendeine liberale Öffentlichkeit, wenn der RAF-Mitgliedschaft verdächtige Personen zu jahre- und jahrzehntelangen Haftstrafen verurteilt werden.



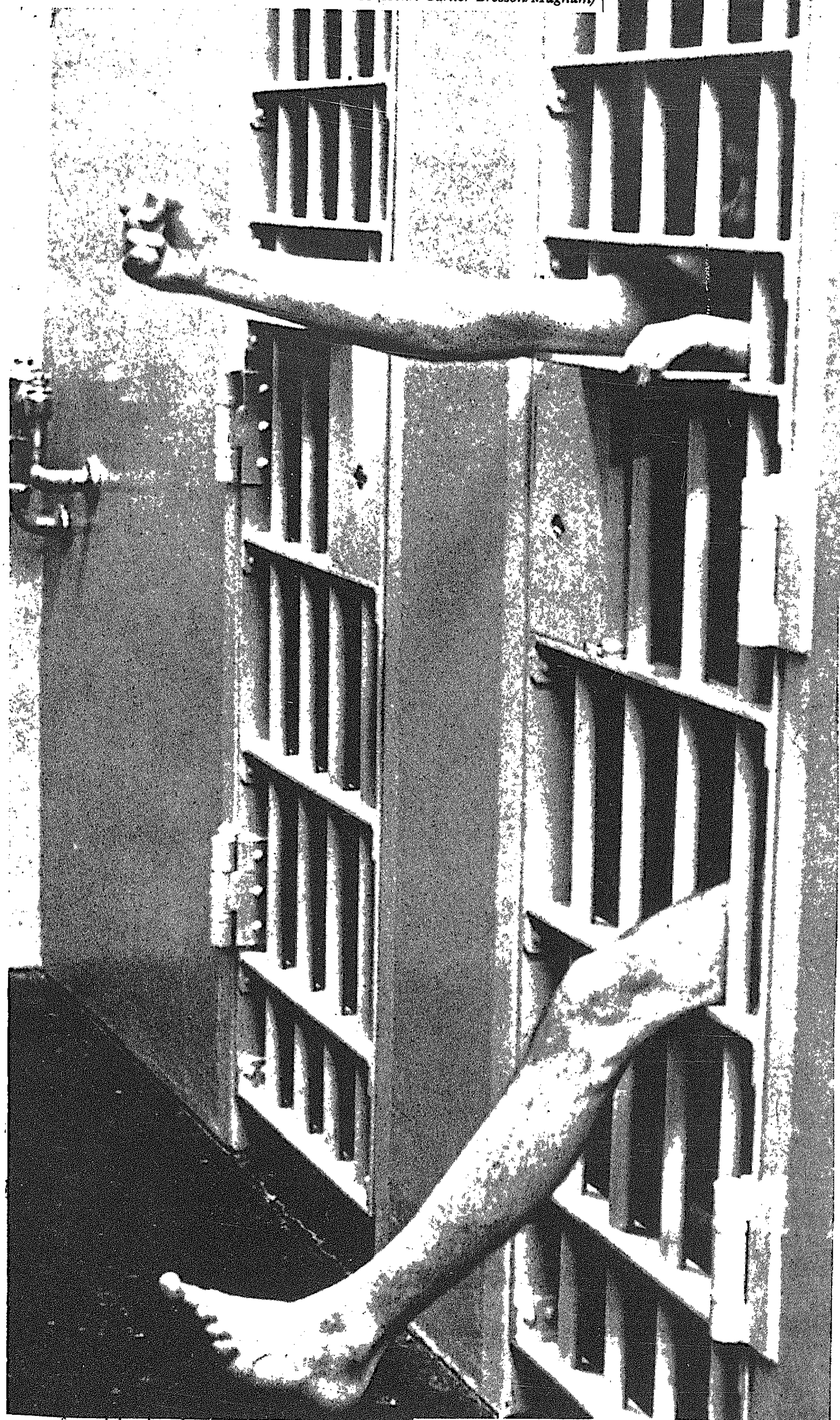
Dem Buch selbst ist nicht alles anzulasten, was Rezensenten über es schreiben, und dennoch läßt die Rezeption natürlich Rückschlüsse zu, die sich in der Regel bei der Lektüre bestätigen. Daß über das Buch geredet wird, wie Holighaus und Reifenrath darüber reden, die alles fürchterlich interessant finden, fällt auf das Buch selbst zurück. Die Auseinandersetzung, die es provozieren sollte, sieht dann ungefähr so aus: »Andreas bastelte an unserem Auto, Gudrun beobachtete den Sonnenaufgang, ich ging einkaufen. Wir langweilten uns zu Tode und erfanden die RAF« (*Astrid Proll* in »Tempo«, Feb. 86). Obwohl sie Aust an anderer Stelle vorwirft, die politischen Ziele der Gruppe nicht genügend deutlich gemacht zu haben, kann sich Aust keine bessere Ergänzung zu seinem Buch wünschen. Die Anfänge der RAF, wie sie sich wirklich abspielten, von einem Zeitzeugen authentisch dargestellt, aus erster Hand. Aus zweiter Hand stammt das Arrangement um diese lapidaren Sätze von Astrid Proll. Ähnlich wie Roderich Reifenrath will auch Matthias Horx nicht auf seinen Murx verzichten, als ob sie sich alle beweisen müßten, daß sie noch besser wie Aust sind, setzen sie den Details noch einige saftige Varianten hinzu: »Er war eine Figur, wie sie in den Sechzigern nicht selten in den Städten herumlief. Halbstark.aufsässig. Ein Milchbubi auch, an dem man die treusorgende Wirtschaftswundermutti spürte. Er liebte Prügeleien, klaute Motorräder und schnelle Autos. Die Schwulen des Münchner Nachtlebens zeigten sich gerne mit ihm . . .« Nach sorgfältiger Aufzählung aller Klischees weiß man genau, von wem die Rede ist. Die Aussage von Horx, der in der Kunst viel zu schreiben und nichts auszudrücken, unschlagbar ist, steht bereits in der Überschrift seines Artikels: »Mythos RAF«. Als Aussage hätten diese beiden Worte gereicht und er hätte sich den Rest des Artikels sparen können, aber selbst die Annahme, bei der RAF handle es sich um einen Mythos, ist falsch. Die minimale Voraussetzung hierfür wurde nämlich durch das Buch von Aust zunichte gemacht, denn was Mythos per se ausschließt, ist genau das, woran Horx sich ergötzt, wenn er in der vermeintlichen Sozialisation der »Figuren« herumwühlt, als ob sich mit dem Vorzeigen dreckiger Wäsche etwas anderes beweisen ließe als die eigene manische Triebtäterschaft eines zugegebenermaßen mittelmäßigen Journalisten. Da kein Mythos vorhanden ist, versucht ihn Horx herbeizuschreiben, ein Unterfangen, das Enzensberger in einem ähnlichen Zusammenhang folgendermaßen beschrieben hat: »Je weniger nämlich Mythodologie gedeiht, desto heftiger werden die Anstrengungen, sie synthetisch zu erzeugen. Diese Aufgabe übernimmt die Bewußtseinsindustrie. Reklame und Propaganda, Informations- und Unterhaltungsmedien bieten ungeheure Kräfte auf, um Mythen im industriellen Maßstab zu erzeugen. Umso bemerkenswerter ist ihr Versagen.«

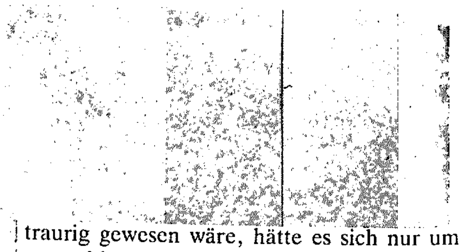
Inzwischen ist auch der Film »Stammheim« von *Hauff* in den Kinos angelaufen und als ob es nötig wäre, auch den Dümmsten davon zu überzeugen, um was es dabei geht, organisierte *Flimm* in der Hamburger Kampnagelfabrik eine Uraufführung mit anschließender Podiumsdiskussion. Bölling und Bommi Baumann, Iring Fetcher, Cohn-Bendit und Otto Schily sollten in einer trauten Gesprächsrunde das Für und Wider der Morde in Stammheim diskutieren. Von diesem ehrenwerten Vorhaben ganz angetan, versammelte sich Hamburgs Kulturschickeria, um in einem großen Versöhnungsakt einen Streit zu begraben, der nie einer gewesen ist. Aber es kam anders wie geplant. Autonome und Antiimperialisten stürmten die Veranstaltung mit den erlesenen Gästen, klauten die Filmrolle und als schließlich Klaus Bölling, seinerzeit Sprachrohr der Regierung Schmidt, ein blaues Auge abbekam, wurde die Festivität kurzfristig abgebrochen. Die *ZEIT* vom 7.2.86 widmete diesem Vorfall fast ihren gesamten Feuilletonteil, in dem die Empörung über den geschlagenen Bölling nicht zu kurz kam. Auch im Lager der Linken war die Erregung über die Schläge deutlich zu spüren. Es stand in diesem Moment nicht mehr zur Debatte, was ein blaues Auge gegen die Vertretung einer Politik ist, die in voller Absicht und genauem Kalkül die Morde in Stammheim rechtfertigte und weitere Morde billigend in Kauf nahm. Es stand auch nicht mehr zur Debatte, daß Bölling aus Gründen der Staatsräson die Eskalation der Gewalt verteidigt hatte und sich dagegen ein Schlag ins Gesicht in noch krasserer Diskrepanz befand wie der berühmte Vergleich von Brecht über Bankraub und Bankgründung. All diese Überlegungen konnten in diesem Augenblick nicht mehr von einer Linken verlangt werden, die ganz darauf eingestellt war, im friedlichen Dialog mit einem Vertreter aus dem ehemaligen Machtzentrum ihre Empörung über die unfaire Behandlung durch den Staat kundzutun. Sebastian Cobler, der die Diskussion leiten sollte, äußerte laut taz (1.2.86):»Auch wenn Klaus Bölling mein Gegner war (sic!) – wenn er geschlagen wird, fühle ich mich getroffen«. Auch wenn sich Cobler nicht so geäußert haben sollte, (dementiert hat er jedenfalls nichts), so gedacht haben wohl die meisten Anwesenden in Hamburg.



Von der *ZEIT* interviewt, dringt Jürgen Flimm, auf die Frage,ob es Parallelen zur Verhinderung des Faßbinder-Stückes gebe, schnell zum Kern seiner Gedankenarmut vor: »Das habe ich sofort gedacht. Ich dachte, das kann uns auch passieren. Daß z.B. die Mutter eines dieser ermordeten Polizisten, die bei der Schleyer-Entführung kaltblütig umgelegt wurden, sich mit einem Schild um den Hals auf die Bühne stellt und sagt: Ich will nicht, daß Steuergelder zur Verherrlichung dieser Leute ausgegeben werden. Ich glaube schon, daß es Vergleichbares zwischen beiden Vorfällen gibt: das Thema Terrorismus und das Thema Holocaust/Antisemitismus, das sind die beiden großen deutschen Traumata . . .« Daß Flimm im vornherein mit einem Eklat gerechnet und ihn als Kalkül benutzt hat, weist ihn als geschickten Intendanten aus, der bei der grassierenden Theaterflaute auch mal gern in den Schlagzeilen auftauchen will. Der Protest einer Polizistenmutter wäre ihm ganz recht gewesen, denn die hätte der Schmierenkomödie den noch fehlenden dramaturgischen Effekt verliehen, und jeder der Gäste hätte sofort verstanden, daß ein Versöh-

STATI UNITI, 1975: CELLA DI UNA PRIGIONE MODELLO *(Henri Cartier-Bresson/Magnum)*





nungsfest nichts ist ohne die Hauptleidtragenden der damaligen Geschehnisse, der Verwandten der »kaltblütig umgelegten« Polizeibeamten. Daß nun Verwandte von anderen Toten auftauchten, von denen, die im Film vermarktet werden, vielleicht keine Mütter, aber Sinnesverwandte, die das Spektakel verhindern wollten, weil sie instinktiv begriffen hatten, daß es weder die richtigen Leute waren, die sich vorgenommen hatten über das Thema Stammheim zu plauschen, noch daß es die richtigen Leute waren, die dem friedlichen Streit lauschen wollten, das freilich schmerzte Flimm und vielleicht sieht er deswegen eine Parallele zwischen Terrorismus und Antisemitismus. Beide haben seiner Milchmädchenrechnung zufolge unschuldige Opfer auf dem Gewissen und als weiteres Opfer scheint er sich selbst zu sehen. Da könnte man sich nur wünschen, daß die Opfer der Nazis auch so glimpflich davon gekommen wären.

George Tabori, dessen Epilog-Inszenierung zu den Verschiedenen Mord- und Selbstmordversionen ebenfalls ins Wasser fiel, macht sich im Interview der *ZEIT* Ggedanken über die Gründergeneration der RAF: »Die ganze Sache ist ja traurig.Mich hat das Buch traurig gemacht . . . diese jungen, intelligenten Leute in Stammheim, fast alle mit Hochbegabten-Stipendium und in der Studienstiftung des Deutschen Volkes«. wenn man Tabori so reden hört, kommen einem die Tränen der Rührung. Umgekehrt muß man jedoch daraus schließen, daß alles halb so traurig gewesen wäre, hätte es sich nur um normal begabte Leute gehandelt. Der Hochbegabtennachweis ist es, der so faszinierend nicht nur auf Tabori wirkt, der Respekt vor den deutschen Bildungsinstanzen, denn da handelte es sich offensichtlich noch um Leute, die sich artikulieren konnten, etwas, das sich Tabori an jenem Abend in der Kampnagelfabrik von den jungen Leuten aus der Hafenstraße sehnlichst gewünscht hätte. Aber diese Leute blieben stumm und Tabori stellt Überlegungen an, wie man damit umgehen könne: »Das ist das Traurige im Gegensatz zu den sechziger Jahren. Da gab es noch ein Vertrauen in die Sprache .
. . . Aber man sollte diese jungen Leute nicht einfach in irgendeine Art von Ghetto stecken.«

Eine Absicht tut sich u.a. dadurch kund, indem etwas bestritten wird, was niemand behauptet hat. Bisher jedenfalls wurde keine Diskussion bekannt, die den Vorschlag aufgegriffen hätte, Störenfriede in einem Ghetto unterzubringen. Indem Tabori zum Thema macht, was niemanden bisher auch nur in den Sinn kam, enthüllt er der Öffentlichkeit seine geheimen Wünsche. Indem die jungen Leute nicht zum Reden zu bringen sind und sich deshalb auch nicht in die Gesprächsrunde integrieren ließen, sind sie aus der Perspektive der Veranstalter ein gefährliches und unberechenbares Potential.

Natürlich ist es leicht, über die Autonomen und Antiimperialisten herzuziehen, wenn sie – als Gralshüter der RAF-Geschichte – die Funktion von Film und Buch darin sehen, »bei Normalbürgern endgültig revolutionäre Hoffnungen zu zerstören und innerhalb der Linken Spaltung zu betreiben«.

Trotzdem sind in solchen Äußerungen wenigestens nur *Illusionen* und Einschätzungen am Werk, über die sich streiten läßt, aber deren Naivität deshalb hämisch belächelt wird, weil sie im Unterschied zu Tabori und Flimm auch meinen, was sie schreiben. Daß sie sich jedoch der Diskussion entzogen haben, weil sie instinktiv wußten, daß Leuten, die heute nichts anderes zu sagen haben wie 1977, auch mal ruhig ein Strich durch ihre Feierlichkeiten gemacht werden kann, ohne daß sie daran gleich sterben, auch wenn die Betroffenen so tun,genau das ärgert die Kommentatoren der Hamburger Ereignisse maßlos. Siegfried Schober knöpft sich die »Randalierer, RAF-Sympathisanten« und »RAF-Gläubigen« vor und zeigt der Öffentlichkeit, um wen es sich bei den Autonomen in Wirklichkeit handelt: um hoffnungslose Sozialfälle, gesellschaftliche Parasiten, die nicht arbeiten wollen und deshalb reif sind für die geschlossene Anstalt. Anstatt mit Leuten ins Gespräch kommen zu müssen, die nichts sagen und sich dem Dialog verweigern, den alleine zu führen, die Journalisten inzwischen gelernt haben, ist es natürlich einfacher über diejenigen zu berichten, deren Abscheubekundungen über die Untaten der RAF inzwischen zur Manie geworden sind. Schober schreibt, daß Bölling und Fetscher »trotz größter Unterschiede in der Beurteilung der Stammheimer Vorgänge, ein sehr angenehmes Gespräch gehabt« hätten. – Die geplante Diskussion hätte gehalten, was die Probe versprochen hat und deshalb ist es nicht schade, daß sie nicht stattgefunden hat.



Notizen zu Stammheim, ein deutscher Film

von Herby Sachs

So wird in Deutschland politische Geschichte aufgearbeitet – verkommen zum Klischee!

Im *Stammheim-Film* soll keine inhaltliche Auseinandersetzung geführt werden, weder mit dem Prozeß, noch mit den Toten. Das ist anscheinend zu gefährlich. (Ohne große Gedankenakrobatik ist zu vermuten, daß BKA und Bundesanwaltschaft die Finger im Spiel hatten).

Mit denselben subtilen Mechanismen gelang der BRD nach '45 die Verdrängung des Faschismus. Das bekannte Lügenmärchen von der Stunde Null! Die kollektive Reinwaschung hat stattgefunden. – Auf, auf zu neuen Taten!

Hergeleitet aus dem Ursprung »ordentlicher« deutscher Tradition, Kritik und Außenseitertum in undifferenzierter Vergangenheits-»Bewältigung« vergessen zu machen, d.h. zu vernichten. Insofern unterscheidet sich der Stammheim-Film nur minimal z.B. vom deutschen Heimatfilm der Nachkriegszeit.

Die willkürliche Aneinanderreihung angeblich dokumentarischen Materials aus dem Stammheimprozeß ist von vornherein einkalkuliertes Mittel, um politisch keine Position beziehen zu müssen.

Jede Andeutung einer Stellungnahme gerät so zu kleinkarierten Gut-Böse-Szenen, die angeblich eine Konfrontation zwischen BAW und Staat auf der einen Seite, und den 4 Angeklagten, RAF-Stadtguerilla auf der anderen Seiten widerspiegeln. Wer sich nicht ein wenig mit der politischen Geschichte der letzten 15 Jahre beschäftigt hat, versteht nur Bahnhof – bei allen Widersprüchen, jeder Mensch, der sie miterlebt hat, bekommt bei dieser Darstellung Migräne!

Der Film präsentiert sich in-bleu schillernd – als ein Mittel die Durchschaubarkeit realer Zusammenhänge zuzukleistern. Ursache und Wirkung eines politischen Kampfes werden somit nicht nur verfälscht, sondern schlichtweg als Teil der Geschichte geleugnet.

Übrig bleibt: Da flippen ein paar Bürgertöchterchen und -söhnchen (Hochbegabtenförderung – die Zukunft liegt ja auf der Straße) aus, werfen Bomben, bringen Menschen um – große Frage: Haben die zuviel Western und Gangster-Filme in ihrer ›verwöhnten Jugend‹ gesehen? Nein, die Mechanismen funktionieren anders. Denken wir schwarz-weiß, nehmen ein dummes reißerisches Buch als Grundlage, aber gute und bekannte Schauspieler und in der kritisch angehauchten Medienwelt als ›links verschrieene‹ Regisseure und Produzenten, ein wenig importierte Hollywood-Dramaturgie gemixed mit dem europäischen Mythos des politisch Anrüchigen und schon winkt der Goldene Bär, Preis Nr.1 auf der Berlinale. Oh, was sind wir kritisch! Verkaufsstrategisch hervorragend angelegt – auf Kosten wirklicher Transparenz politischer und sozialer Vorgänge. Die Kassen sollen eben klimpern.

Höhepunkt der politischen Verfälschungsstrategie im Film ist die Ursache des Todes von Ulrike Meinhof. Fazit: Sie wird von ihren Genossen/innen in den Tod getrieben! In keiner Weise werden die Zusammenhänge hinterfragt, es war Psycho-Selbstmord, niemals Mord. Trotz Stapeln gegenteiliger Untersuchungen, Gutachten und Dokumentationen.

Kein Zweifel darf an der offiziellen Version des Staates aufkommen. Da gibt es keinen Spielraum, auch wenn er im Film verkörpert durch Richter und Bundesanwälte kein glänzendes Bild abgibt. Auch hier gilt: Augen zu, Mund zu, Ohren zu – vor Staatsloyalität ist kein Kraut gewachsen! Oder zeigen sich die Auswirkungen der rigiden Neuorientierung Zimmermannscher Filmförderung?

Hintergründe zu Personen und politischen Ereignissen werden im Film galant ausgespart, wahrscheinlich vorsätzlich verschwiegen, um keine Diskussion, über die auch im Buch nicht vorhandenen Quellen, führen zu müssen. In der taz vom 13.2.1986 schreibt Dieter Kunzelmann zum Wahrheitsgehalt der Quellen: *»Herr Aust soll mir die Seite im Buch (»Der Baader-Meinhof-Komplex«) nennen, auf der aus »Gesprächen mit Beteiligten« berichtet wird, die nicht vor den Strafverfolgungsbehörden und ihren diversen Hilfsorganen Aussagen gemacht haben! Gekaufte Aussagen, Schutzbehauptungen und Hirngespinste als Material für diese »Geschichte« heranzuziehen, ist sehr viel mehr als Verletzung*

journalistischer Sorgfaltspflicht, ist schlichtweg verantwortungslos. Irgendwann muß dem Autor dies unbewußt selbst aufgefallen sein. Seitenlang schildert er im Stil objektiver Reportage, selbstverständlich ohne die Quellen zu nennen, – die werden fast nie genannt, trotz Ankündigung in der »Vorbemerkung« und wenn sie genannt werden, sind sie mehr berüchtigt als seriös.«

– Die Identität der Zeugen bleibt im Film unbekannt. Mir drängte sich unwillkürlich der Eindruck auf, daß die Filmemacher bezweckten, eine aktive, durchaus kritische Auseinandersetzung mit der Realität und dem vorgegebenen Material zu vermeiden. Stammheim abgehandelt – Klappe aus – Thema vom Tisch!

Trotz alledem!

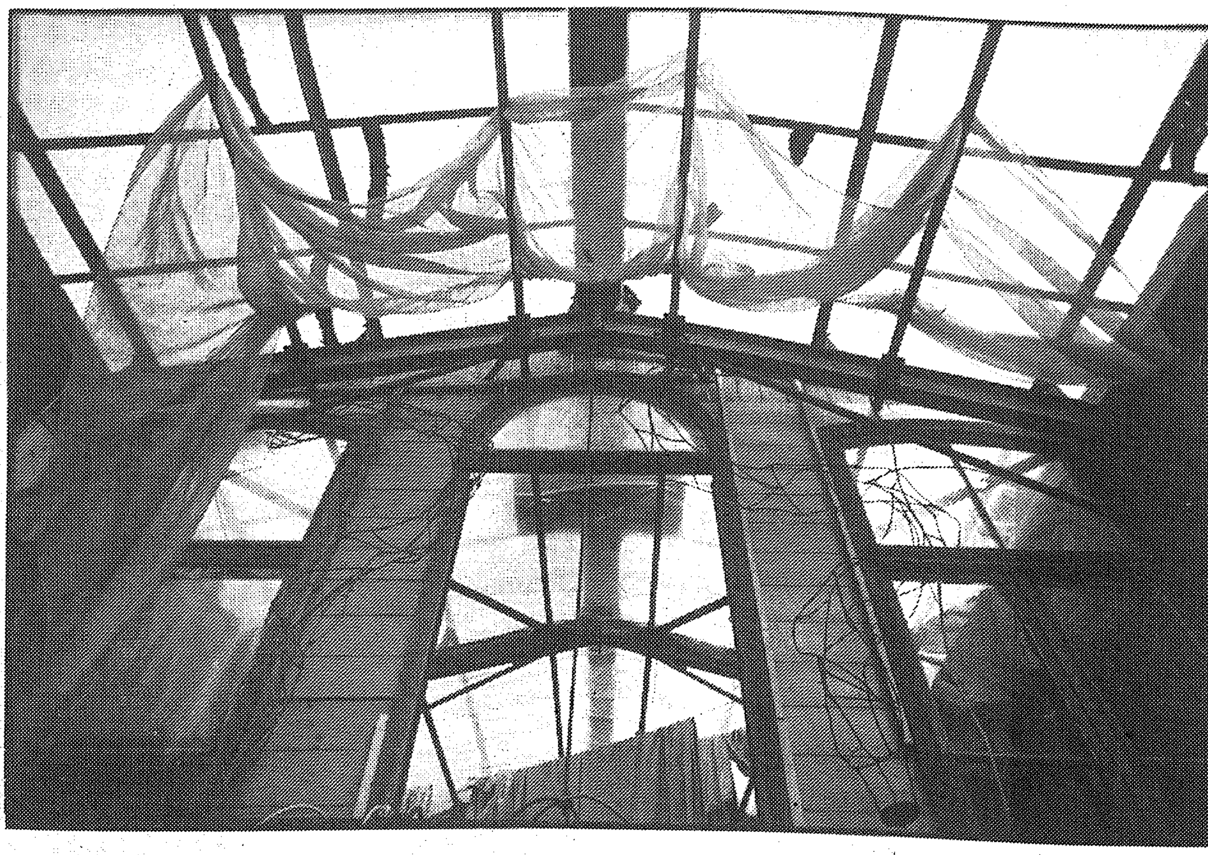
Auch wenn die scheinbare Aufarbeitung dem Niveau filmisch mieser amerikanischer Vorbilder entspricht – ein in öffentlicher Diskussion völlig diskreditiertes Thema wird behandelt. Mit ein wenig Scharfsinn erkennt jeder Mensch, daß ein politischer Prozeß geführt wird, daß es hier politische Gefangene in Isolationshaft gibt (die noch Lebenden werden wohlweislich verschwiegen) und wie »unser« Staat mit seinen Gegnern umgeht. Der Zynismus mit dem dieser allgewaltige Herrschaftsapparat verfährt ist zumindest verschwommen erkennbar.

Im Detail sind die Hauptrollen gut gespielt – abgesehen von der Darstellung Ulrike Meinhofs und vielen Passagen der Darstellung Andreas Baaders. Die Ohnmacht der Angeklagten ist nicht nur zu einseitig, sondern mit wenig Ideen zur Differenzierung der Figuren gezeigt. Trotzdem ist zu erkennen, daß die Schauspieler verantwortungsbewußt versuchten die verschiedenen Menschen zu spielen. Das Konzept der Regie scheint dafür kein großes Interesse aufgebracht zu haben. mit dem Einblenden purer Trotzphasen der Angeklagten, dem Umstürzen des Richters durch einen Zeugen oder dem Schnitt auf die dummen Gesichter der Bundesanwälte ist viel mehr über die Intention der Regie als über schauspielerische Leistung ausgesagt. Die für Momente durchschimmernde Lebendigkeit in der Darstellung der Figuren reibt sich an der statischen Konzeption des Films. Brüche sollen verschleiert werden: Die Betonung des dokumentatorischen Charakters, als einer Möglichkeit der Herausarbeitung politischer Geschichte im Film, könnte das Publikum nicht nur direkter mit dem ästhetischen Produkt, sondern auch offensichtlicher mit inhaltlichen Bruchstellen konfrontieren.

Vor ein paar Tagen war ein hervorragendes Beispiel für den Versuch eines verantwortungsbewußten Films im Fernsehen (WDR 3) zu sehen. Der Film heißt »Shoah«, erarbeitet von Claude Lanzmann. Eine Dokumentation in Form von Gesprächen und Interviews über die Vernichtung der Juden im Faschismus. Eine filmische Aufarbeitung, die abgesehen von der Wirkung einer ungeheuren, aber distanzierten Betroffenheit, vielfältige Varianten aufzeigt mit filmischen Mitteln Realität in den KZ's – eben der Vernichtung von Menschen nachzuzeichnen. Beide Filme trennen Welten!

Der Stammheim-Film dagegen sollte ein 1 1/2-stündiger wohlfeil aufbereiteter Action-Spielfilm werden. Fakten und Behauptungen der Buchvorlage brauchten so nicht überprüft zu werden. Ein grundsätzlich anderes Ergebnis wäre sonst die Folge gewesen, ergo ein anderer Film entstanden. Das verantwortliche Interesse, Fragen zu stellen anstatt Antworten zu geben, kritische Distanz z.B. über einen Kommentar zu vermitteln, anstatt Absolutheiten unterzujubeln, hat offensichtlich gefehlt.

Ich bin für einen Film, der diese brisante Geschichte aufarbeitet oder aktuelle Auseinandersetzungen reflektiert, nicht nur um Einsichten in komplizierte politische Entwicklungen und Kämpfe zu geben, sondern um sich eine selbstbestimmte politische Handlungsfähigkeit und Haltung anzueignen oder zu erhalten.



- Franz Jung -

Mit Kopf, mit Bauch Literatur und Rebellion

von Herby Sachs



»Unbekannte«, Georg Janthur Öl-Leinwand 1985

»Der Weg nach unten«

Die Autobiographie Franz Jungs – mit Herz geschrieben – ohne die scharfen Kanten einer Lebenschronik zu kaschieren. Jung war Zeit seines Lebens ein Mensch, der sich vorgefertigtem Denken in Koordinatensystemen, ebenso in literarischen Mustern, verweigerte. Ein linksradikaler Autor, der in der Aufbruchstimmung des Expressionismus seine Lebenshaltung entwickelte.

Mit schonungsloser Offenheit erzählt er diesen Lebensweg, spürt scheinbar unwichtige Details auf, kritisiert aus der ungeheuren Distanz der Jahre in aller Schärfe Abschnitte seines Lebens und versucht nichts zu beschönigen um weitestgehend Einsicht und Eindrücke in persönliche und politische Vorgänge zu geben.

Als aktiver politischer Außenseiter schwamm Jung unentwegt gegen den Strom seiner Zeit. Er sorgte für Unruhe vor und in der Weimarer Republik und verschwand ohne Resonanz nach dem 2. Weltkrieg wie viele seiner Schriftstellerkollegen/innen in der Versenkung. Sozialrevolutionäre Experimente waren nicht gefragt.

Weder in Ost noch in West hat bis heute der seinerzeit vielgelesene, aber unbequeme Schriftsteller besondere Beachtung gefunden. Bei Reclam/DDR gibt es seit 1980 den Band »Der tolle Nikolaus« mit Prosa und Briefen. Die Ausgabe ist wohl hauptsächlich der Mitherausgeberin, seiner Frau Claire M. Jung, zu verdanken. Weitere Veröffentlichungen werden mit großer Wahrscheinlichkeit entfallen, da sich die Einschätzung der sozialistischen Realisten im Klappentext folgendermaßen anhört: *»Jungs linksradikale und anarchistisch-individualistische Anschauungen drängten ihn im Laufe der Jahre immer mehr auf die Position des Außenseiters. Seine autobiographischen Texte sind Zeugnisse dieser Entwicklung, die zwar aus dem Bürgertum heraus, jedoch nicht zur Arbeiterklasse hin führte.«*

Am Ende der sechziger Jahre erschienen beim Luchterhand-Verlag Ausgaben verschiedener proletarisch-revolutionärer Romane, unter denen auch Franz Jung zu entdecken war. Im Verlag Die Republik wurde 1977 eine zweibändige Ausgabe herausgegeben, die Romane, die Autobiographie und Briefe enthält. Doch erst die Edition Nautilus hat vor ein paar Jahren begonnen, an einer umfassenden Veröffentlichung, einer Werkausgabe in 10 Bänden, zu arbeiten.

Bisher erschienen in zwei Teil-Bänden »Feinde ringsum«, Prosa und Aufsätze; als 3. Band die »Chronik einer Revolution in Deutschland, drei Kurzromane – ›Joe Frank illustriert die Welt‹, ›Die rote Woche‹, ›Arbeitsfriede‹«, geschrieben in der revolutionären Situation zwischen 1918–1924. Als 4. Band dieser Ausgabe veröffentlichte die Edition Nautilus vor einem halben Jahr die Autobiographie »Der Weg nach unten«. Unter dem Titel »Der Torpedokäfer« war auch dieses Buch schon Anfang der 60er Jahre erschienen, allerdings ohne großes Echo. Mit verblüffender offener Wahrnehmung ermöglicht Jungs Lebenschronik ein differenziertes Bild realistischer Rückbesinnung, die Momente persönlicher Utopie und Probleme sowie gesellschaftliche Entwicklungen sinnlich nachvollziehbar einfängt. Die Wirren seiner Zeit werden von Jung nicht als Rahmen benutzt, um Glück oder Unglück eines Lebensweges zu rechtfertigen, sondern er hat diese verschiedenen Phasen in einer Art Wechselwirkung seiner Haltungen dem Versuch selbstbestimmt zu leben gegenübergestellt.

Nicht nur zwischen den Zeilen findet eine Begegnung mit Hoffnung und Verzweiflung statt, die eine Ahnung einer menschlichen und sozialen Veränderung unter anderen Bedingungen in greifbarer Nähe entstehen läßt. Dieser Wirklichkeitsanspruch verflechtet sich mit oft nur angedeuteten Sehnsüchten zu einer fast prosaischen Autobiographie.

Seine Jugend verbringt Jung in der Militärstadt Neisse in Oberschlesien. Tiefe Enttäuschung und Unzufriedenheit durchziehen seine Erinnerungen an die Familie. Einzige Ausnahme ist der von ihm heiß geliebte »Onkel«, anscheinend ein Gastfreund oder Untermieter, der sehr früh verstarb. Die Auseinandersetzung mit dem kleinbürgerlichen Elternhaus und die folgende Isolation vermitteln einen frühen Bruch mit der Enge einer Welt, die von menschlich beklemmender Dürre bestimmt, den Drang freie Luft zu atmen hervorruft.

Von den Eltern gezwungen, doch froh die verhaßte Stadt Neisse zu verlassen, beginnt Jung in Leipzig das Jura-Studium. Doch was heißt Studium. in einer der ersten Nächte bringt er sein ganzes Semestergeld durch. Da er nun die Studiengebühren nicht mehr bezahlen kann, schreibt er sich an der wohl billigeren Musikhochschule ein.

Verschiedene Stationen seines mit elterlichem Geld wieder aufgenommenen Jurastudiums führen ihn über Jena, und einem kurzen Zwischenspiel alkoholvernebelter Eska-

paden bei einer Burschenschaft, nach Breslau.

Jung lebt dort in einer Welt mit Strichmädchen, arbeitslosen Künstlern, Artisten und anderen »zweifelhaften Gestalten«. In dieser Zeit lernt er seine erste Frau Margot, eine Tänzerin, kennen. Zusammen ziehen sie nach Berlin und versuchen in geordneten Bahnen – er arbeitet bei einem Handelsblatt als Börsenkorrespondent – Bausteine für ein normales Leben zu setzen. Der Versuch scheitert, die Liebe zerbricht, das gemeinsame Kind kommt zu ihrer Mutter.

Er schreibt das »Trottelbuch«, eine literarisch provokative Auseinandersetzung mit der »Zeit« und seiner Beziehung zu Margot. Das Buch bewirkt einen literarischen Skandal. In seiner Autobiographie sagt er über den Bruch mit Margot: *»Ich habe erst viel später manchmal geweint, in persönlicher Ausweglosigkeit befangen und unfähig. Unrecht zu ertragen – weit entfernt davon, daß ich mich geniert hätte. Ich habe in diesem Jahr an solchen Tagen nicht gerade geweint, die Tränen mögen nach Innen gesickert sein und haben dort Narben hinterlassen, die – würde ich sie heute bloßlegen – noch immer schmerzen. Ich weiß seit dieser Zeit, was es heißt, allein zu sein. Die Bindung der Geschlechter scheint beim Menschenwesen biologisch darauf gegründet, daß die Partner jeweils von der Lebensenergie des anderen zehren, Stück für Stück aufsaugen und auffressen.«*

Das Studium der Nationalökonomie bringt Jung nach München. Er erlebt den Zerfall der Boheme, die »in den Sog der allgemeinen Gesellschaftskrise geraten ist.« Im ›Cafe Stefanie‹ lernt er Mühsam, Ernst Toller, Roda Roda, Gustav Landauer und auch Otto Groß, den Psychoanalytiker kennen. *»Groß hatte den Plan, in Ascona eine freie Hochschule zu gründen, von der aus er die westliche Zivilisation anzugreifen gedachte, die Zwangsvorstellungen der inneren wie äußeren Autorität. . .«*

Groß war das »enfant terrible« unter den Schülern Freuds. Er leistet zwei Künstlerinnen, die von Selbstmordgedanken gequält wurden, Sterbehilfe, war Anarchist, reflektierte und lebte in Richtung radikalem Bruch mit der Herrschaft des Patriarchats, Psychoanalyse und Gesellschaftskritik (vgl. SF-Nr.3 bzw. nachgedruckt in SF-Nostalgienummer, Beitrag von Friederike Kamann). Sein Vater, ein Kriminalistikprofessor aus Wien läßt Otto Groß aus Jungs Wohnung heraus verhaften und in eine psychiatrische Klinik in der Schweiz internieren. Franz Jung entfacht eine beispiellose internationale Kampagne zu dessen Freilassung. Als Mitarbeiter bei Franz Pfemferts oppositioneller politisch-literarischer Zeitschrift »Die Aktion« gibt er eine Sondernummer heraus. Groß wird freigelassen.

»Groß Vorstellungen von einer psychoanalytischen Fundierung gesellschaftlicher Konflikte, seine Kritik am Patriarchat und an jedweden autoritären Institutionen, vor allem am Vaterrecht, seine Versuche über die sexuelle Befreiung und über die Konflikte zwischen dem ›Eigenen und dem Fremden‹ (Groß) prägten nachhaltig Jungs Entwürfe vom psychisch befreiten, zu »Gemeinschaft« jenseits staatlicher Autorität befähigten Individuum.« (aus einem Nachwort Walter Fähnders »Was soll der Proletarier Lesen«, Versuche zum revolutionären Leben, 2.Band »Chronik einer Revolution in Deutschland« von Franz Jung, Edition Nautilus, Hamburg 1984, S. 215).



Georg Janthur *»Ohne Titel«, Linolschnitt* *1981*



Georg Janthur »Betrunkener«, öl-Leinwand 1985



Georg Janthur »Ohne Elephant«, öl-Leinwand 1985

Irritiert geht auch Jung als Freiwilliger in den ersten Weltkrieg, desertiert nach einigen Monaten, wird festgenommen, später als Geisteskranker entlassen. Zurück in Berlin, lernt er seine spätere Frau Cläre kennen und gründet mit Grosz, Heartfield, Hülsenbeck, Hausmann u.a den Berliner Club Dada, um *»das Joch ästhetischer Traditionen abzuschütteln, was vorher dem Futurismus nicht gelungen war.«* Im Aktions-Verlag erscheinen eine Reihe Romane und Erzählungen Jungs, die in Festungshaft entstanden sind. Er gründet mit seinen Dada-Kollegen »Die Freie Straße«, eine literarisch-politische Zeitschrift u.a. gegen den Krieg.

»Der Dichter greift in die Politik«
(Zitat Ludwig Rubiner)

Aktiv beteiligt er sich an der Novemberrevolution, unterstützt bewaffnete Aktionen und tritt, nach der blutig niedergeschlagenen Revolution, der aus dem Spartakusbund entstandenen KPD bei. Massiv wendet sich Jung gegen den Parteiapparat, der mit Disziplin »eine Wiederanpassung an die parteipolitischen Formen der bürgerlichen Ordnung« versucht. Mit anderen Oppositionellen gründet er die rätekommunistische KAPD. Seine Vorstellung von selbstbestimmtem Handeln widerspricht grundsätzlich der hierarchischen Parteistruktur der KPD. Für Jung hatte Revolution mit Bewegung zu tun, der gehorsame Aufbau eines Parteiapparats opponierte gegen seine Vorstellung.

Mit Selbstkritik und politischer Haltung zugleich lebend, gestattete ihm seine literarische und politische Aktivität Vorgänge einzuschätzen, die lange vor späterer Auswirkung bereits Schatten vorauswarfen. Seine Orientierung entsprach einem Verhältnis von Utopie und Realität. Zeugnisse dieser Entwicklung sind die Schriften aus dieser Zeit, die als Fortsetzungsromane sowohl in Literaturzeitschriften, als auch in den aktuellen Tageszeitungen der Linken veröffentlicht wurden. Als Delagationsleiter der KAPD begibt sich Jung nach Moskau, um eine Zulassung der KAPD zur Kommunistischen Internationalen (KI) zu erreichen. Die KPD versagte den Linksradikalen jede Unterstützung. Was blieb anderes übrig als einen Fischkutter zu entführen und zum Umweg über die Sowjetunion ›zu bewegen‹? Später landete Jung auf Grund dieser Kaperaktion im Gefängnis. Übrigens der größere Teil seiner Werke sind im Gefängnis geschrieben.



Georg Janthur »Dekadent Café IV«, öl-Leinwand 1985

Die Delegation[1] erreichte nach vielen Gesprächen eine Tolerierung durch die sowjetische Führung, doch die aktive Mitgliedschaft in der KI wurde verweigert. Zumindest die Verleumdungsstrategeie des KPD-Apparates konnte so relativiert werden. Als Jung am Umsturzversuch in Mitteldeutschland teilnimmt, muß er erneut aus Deutschland fliehen. Über Holland gelingt ihm die Ausreise nach Sowjetrußland.

Die Skepsis gegenüber den hierarchischen Parteiapparaten hat ihn nicht davon abgehalten immer wieder die russische Revolution zu unterstützen. Seine Trennung von der KAPD vollzieht sich, als deren konstruktive Kritik an Sowjetrußland umschlägt in offene Ablehnung. Er erlangt die sowjetische Staatsbürgerschaft und wird über diverse Verbindungen zur KI zum Leiter einer sich im Aufbau befindlichen Zündholzfabrik berufen. Bewährt hatte er sich bei der Organisation der Hilfsmaßnahmen zur Hungerkatastrophe 1921. Nachdem die ersten Erfolgsmeldungen über die gut angelaufene Produktion der Fabrik in Moskau eingehen, soll Jung eine an Verträge

mit Schweden gebundene Maschinenfabrik aufbauen. Die Aufgabe scheitert u.a. an der mangelnden Unterstützung des örtlichen Sowjet. Als Löhne nicht mehr ausbezahlt werden können, schmeißt Jung das Handtuch und reist illegal nach Deutschland zurück.

Unter falschem Namen arbeitet Jung nun wieder bei verschiedenen Wirtschaftsblättern als Wirtschaftskorrespondent. Trotz der Möglichkeit damit viel Geld zu verdienen, kehrt er zur Literatur zurück und landet zunächst am Theater. Nach der Aufführung seiner Stücke in Dresden, verpflichtet ihn Psicator am Theater am Nollendorfplatz. Er soll Stücke schreiben und war Aushängeschild-Mitarbeiter im dramatischen Beirat.

Seine Karriere als Regisseur und Theaterautor endet mit einem Eklat. Vor der Premiere des von ihm selbst inszenierten Stückes »Heimweh«. Auf einer der letzten Proben übernahm Piscator und sein Mitarbeiterstab die Regie. Das Stück fiel *»grauenhaft durch«. »Es war das Ende meiner Laufbahn als Theaterschriftsteller. Kein Bühnenverteib, keine Bühne hätten auch nur eine Zeile von mir angenommen.«* Neben der Theaterarbeit, der Anfang der »Grauen Jahre« seiner Autobiographie, arbeitet und schreibt Jung für die Zeitschrift »Der Gegner«, einer der vielen Versuche jener Zeit sich dem Faschismus entgegenzustemmen. Mit einer Reihe regelmäßiger Mitarbeiter – Ernst Fuhrmann, Raoul Hausmann, Schulze-Boysen u.a. – werden die sogenannten »Gegner-Abende« veranstaltet. Offene Diskussionsabende an denen Artikel kritisiert, neue Vorschläge ausgearbeitet und intensive politische Diskussionen geführt wurden. Mitglieder verschiedener Parteien und viele unorganisierte junge Leute besuchen diese Veranstaltungen.

Nach der Machtübernahme der Nazis beteiligt sich Jung an der Organisation des Widerstands. Seine Bücher werden verbrannt. Zusammen mit seiner dritten Frau Harriet taucht er unter. Er wird festgenommen, nachdem der Pressedienst (Ansätze einer Politischen Oppositionsgruppe) auffliegt und wird schließlich aus einem Sammellager entlassen.

Jung geht ins Exil, zuerst nach Prag, später in den Kriegsjahren nach Genf, nur mit knapper Not entkommt er in Ungarn einem der berüchtigten Pfeilkreuzer-Keller (Faschistische, nationalistische Gruppe). Seine Erschießung war auf den nächsten Morgen festgesetzt.

Auf der Flucht wird er in Italien von der deutschen Polizei festgenommen und in das Konzentrationslager Bozen eingeliefert, schließlich von den Amerikanern aus der Haft befreit. Zusammen mit einer Freundin bleibt er zunächst in Italien, sie betreibt ein Fremdenheim, er knüpft enge Fäden zur italienischen Partisanenbewegung. Mit Kuchenbakken und anderen kleinen Geschäften hält er sich über Wasser.

Jung kehrt zunächst nicht nach Deutschland zurück sondern geht in die USA. Erst in dieser Zeit findet er wieder Zeit und Ruhe zu schreiben. Seinen Lebensunterhalt verdient er wieder als Börsen- und Wirtschaftskorrespondent. Seine frühere Frau Cläre versucht die Unebenheiten für eine persönliche und literarische Rückkehr nach Deutschland zu glätten. Trotz seiner Bekanntheit in den 20er Jahren, seinen vielfältigen literarischen Veröffentlichungen scheitert Jung bestimmt nicht nur an individuellen Widersprüchen. *»Ich habe den Ehrgeiz überwunden als Schriftsteller anerkannt zu werden, als Geschäftsmann, als Liebhaber und, wenn man das so will in dieser verrotteten Gesellschaft, selbst als anständiger Mensch; ich bin nicht anständig. Zwar nicht gerade ein Dieb, wie alle, die dieser Zeit dienen, oder ein Erpresser, Straßenräuber und sonstwas, weil ich weiß, alles, das hat keinen Zweck; wozu die Umwege?«*

Seine letzten Jahre verbringt Jung in Stuttgart, versucht erneut literarisch zu arbeiten, findet aber kaum Resonanz. »Der Weg nach unten« wird 1961 zwar veröffentlicht, doch auch mit seiner Autobiographie tritt keine Wende ein. Jung stirbt 1963 menschlich isoliert und verarmt.



Georg Janthur »Tsss. . .selbst«, Holzschnitt 1982

Am Ende soll ein Zitat Jungs zu seiner Autobiographie stehen, das für sich selbst spricht und auf verblüffende Weise den Kern seiner Lebenschronik trifft:

»Ich habe diese Aufzeichnungen von der eigenen Persönlichkeit aus geschrieben. Sie stellen oft das Persönliche in den Mittelpunkt, ohne indessen das eigentlich Private im Persönlichen – das, was die menschliche Beziehung ausmacht – zu berühren. Ich habe im Gegenteil dies, wo es sich sonst vordrängen würde, unterdrückt. Man kann natürlich auch von dieser Seite aus den Ablauf eines Lebens sich entwikkeln lassen. Ich habe diesen Weg nicht gewählt. Wer etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der kann aus dem Ende, dem die einzelnen Vorgänge vorangegangen sein müssen, selbst seine Schlüsse ziehen. Ich beklage mich nicht. Nichts hat sich ereignet, was ich nicht selbst hervorgerufen habe.«

Der Weg nach unten
von Franz Jung
Edition Nautilus Hamburg 1985

Anmerkung: Franz Jung wurde bei seiner Rußland-»Expedition« begleitet von Jan Appel. Jan Appel besuchte in der Nachkriegszeit häufig die Thalmanns, so daß sich in Clara Thalmanns Archiv Näheres zu seiner Person findet: Jan Appel (alias Max Hempel (vgl. die Protokolle der KI), Jan Arndt und Jan Vos) wurde 1890 in Mecklenburg geboren. Von Beruf Schiffsbauer wurde er von 1911 bis 1917 Soldat, als Schiffsbauer 1917 nach Hamburg ausgemustert. 1918 nahm er beim Rüstungsarbeiterstreik auf der Werft Vulkan teil; wurde Vorsitzender der »revolutionären Obleute« und Mitglied der Spartakusgruppe Hamburg. Der gescheiterte Hamburger Aufstand ließ ihn an der Fähigkeit der Gewerkschaften zur Revolution zweifeln und er trat seitdem für »revolutionäre Betriebsorganisationen« ein, die als Grundlage für spätere Räte dienen sollten. Anschluß an die Allgemeine Arbeiter Union (AAU). Nach den Heidelberger Parteitagsbeschlüssen 1919 kam es zur Spaltung der KPD und Neubegründung der KAPD, deren Mitglied auch Appel wird. Daran schloß sich die berühmtgewordene Schiffsentführung an. Zusammen mit einem namentlich nicht genannten Matrosen gingen Appel und Jung illegal an Bord der »Senator Schröder«. Ein Matrose dieses Schiffs, Hermann Knüfken, war vorinformiert und wird nach der Meuterei »Kapitän«. Die Reise dauert vom 20.4. bis 1.5.1920, da keine Seekarten für diesen Teil der Ostsee an Bord waren, waren sie zufrieden in Alexandrowsk anzukommen. Appel taucht unter falschem Namen anschließend im Ruhrgebiet auf und gibt den »Klassenkampf« heraus. 1921 tritt er wieder als Sprecher bei der KI auf. Im November 1923 wird er im Ruhrgebiet verhaftet und bis Weihnachten 1925 sitzt er im Knast wegen der alten Geschichte der Schiffsentführung. 1926 geht er nach Holland und arbeitet mit der rätekommunistischen Gruppe um Henk Canne-Meijer zusammen. Seit dem Einmarsch deutscher Truppen im Mai 1940 im Widerstand, auch noch nach der Hinrichtung eines der bekanntesten Linken im Untergrund (Sneevliet) und dreizehn weiterer Mitglieder aus dessen Gruppe. Nach 45 Mitarbeit beim Wochenblatt »Spartacus«. Aufgrund eines Unfalls wird 48 seine wahre Identität erkannt. 20 angesehene Bürger können seine Ausweisung verhindern, er bleibt in Holland unter der offiziellen Bedingung, seine politische Tätigkeit einzustellen. Sein lakonischer Kommentar: »Jan Appel war wieder aufgetaucht!«

wh

REZENSIONEN

Bücher, die dem SF zugeschickt wurden in Kurzrezensionen:

Auf der Bücherseite des SF stellen wir Titel vor, die uns von den Verlagen zugestellt werden. Natürlich müssen sie uns inhaltlich für unsere Leser interessant erscheinen, d.h. daß wir nicht jedes zugeschickte Exemplar auch wirklich vorstellen.Auch wollen wir diesem Bereich im SF nicht unendlich viel Platz einräumen, so daß Bücher unter Umständen einige Zeit bei uns liegen bleiben, bis sie ihren Platz in einer Nummer des SF finden. Die Verlage, die ihre zugeschickten Titel deshalb vermissen, bitten wir um einen langen Atem.

* Die Kritik am Gefängnis ist alt; trotz zahlreicher Skandale, trotz Gefängnisrevolten, trotz der hohen Zahl der Selbstmorde und trotz der Eigendynamik in Sachen Sexualität etc. scheint das »System Knast« unerschüttert.

Seit Mitte der 60er Jahre gibt es wieder Stimmen, die die ersatzlose **Abschaffung der Gefängnisse** fordern. Knut Papendorf hat im Verlag der AG SPAK (München 1985; 217 S.; 22.-DM) ein Buch **Gesellschaft ohne Gitter** vorgelegt. Er versucht anhand der Praxis der skandinavischen Gefangenenbewegung *KROM* (Norsk forening for kriminalreform) Wege und Strategien der Gefängnisabschaffung aufzuzeigen. *KROM* hat die Initiativen einzelner (z.B. Jens Björneboes) organisiert fortgesetzt und es mittlerweile geschafft, Jugendgefängnisse und Zwangsarbeitshäuser abzuschaffen. Ein Buch, das für Knastgruppen (Schwarze und Bunte Hilfe) viele Anregungen geben kann, auch wenn der Klappentext naiverweise meint, es könne den GRÜNEN - bei Tolerierungsgesprächen mit der SPD - Argumentationshilfen geben.

* Moderne Soziale Bewegungen sind Ausdruck und Motor sozialen Wandels. Als Indikatoren informieren sie über zentrale gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte. Ihre politischen Akteure intervenieren auf der politischen Ebene oder erreichen Veränderungen durch Selbsthilfe.

Wie läßt sich die Geschichte sozialer Bewegungen in Deutschland seit 1789 beschreiben? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Bewegungstypen und der Gesellschaft in der vorindustriellen, industriellen und nachindustriellen Zeit? Welche Besonderheiten zeigen die neuen sozialen Bewegungen im Vergleich zu den älteren sozialen Bewegungen, wieweit signalisieren sie den Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft und eine Verschiebung von der Macht- zur Kulturorientierung? Welche Theorien stehen zur Verfügung?

Eine ausführliche Rezension dieses Buches von **Joachim Rascke: Soziale Bewegungen, Ein historisch-systematischer Grundriß,** *(Campus-Verlag Frankfurt 1985)* bereiten wir für eine der nächsten Nummern des SF vor.



* Auszug aus der Gesellschaft, herrschaftsfreies Leben in überschaubaren Gruppen, selbstbestimmte Produktion: kurz der Traum aller Kommunen, auch der heutigen, auch - zumindest - teilweise der des **Projekts A**, das von Horst Stowasser in die Diskussion der anarchistischen Bewegung hierzulande gebracht wird.

Karl-Ludwig-Schibel (u.a. Bookchin-Übersetzer) schildert in seinem Buch **Das Alte Recht auf die neue Gesellschaft - Zur Sozialgeschichte der Kommune seit dem Mittelalter** (Sendler Verlag Frankfurt 1985, 282 S., 32.-DM) die mittelalterliche Dorfgemeinde und die nordamerikanischen Community- und Kommunebewegungen. Er weist nach, daß sich schon im Mittelalter selbständige kommunitäre Projekte in herrschaftsarmen Räumen entwickelten, wo die gemeinsamen Angelegenheiten in Dorfversammlungen gemeinsambehandelt und entschieden wurden. Einen Widerstandsversuch dieser Gegenmacht sieht Schibel im Bauernkrieg, der gleichzeitig das vorläufige Ende dieser Bewegung markierte.

In der »Neuen Welt« wurden diese Traditionen zunächst wieder neu belebt. In der nordamerikanischen Community verwalteten die Bürger sich weitgehend selbst. Sie ist deshalb in den Augen Schibels (und Bookchins!) bis heute eine mögliche Basis, um den sozialrevolutionären Widerstand gegen die zentralstaatliche Macht zu organisieren.

* Sie ist endlich, 1985 noch, erschienen: die Biografie **Erich Mühsams** in der DDR. Geschrieben von einem der wenigen, die Einblick in die Tagebücher Mühsams nehmen durften: **Christlieb Hirte.** (Verlag Neues Leben, Ost-Berlin, 463 S.). Man durfte erwarten, daß es *die* Biografie Mühsams wird und ist doch sehr enttäuscht. Hirte, bekannt durch seine Herausgabe dreier Bände mit Schriften von Erich Mühsam in der DDR, bringt und darin liegt der Wert dieser Ausgabe wenigstens einige Seiten Zitate aus den Notizkalendern bzw. Tagebüchern; viel ist es jedoch nicht und man kann sich denken *warum.* Hirtes eigener Text ist zudem der übliche »Einschätzungs-Einordnungsversuch« der DDR-Literaturkritik, der den Anarchisten zwar nicht mehr leugnet, aber ihn doch als völlig Scheiternden, völlig Isolierten und daran letztlich selbst Schuldigen, weil kleinbürgerlich Gebliebenen beschreibt. Hirte sichert sich zudem *gut* ab und zitiert - ausgerechnet - den österreichischen Stalinisten Bruno Frei als Fachmann zum Anarchismus.

Es bleibt deshalb ärgerlich, daß wir keinen Zugang zum Nachlaßmaterial bekommen und daß kein unabhängiger Biograph sich in der Akademie der Künste an Mühsam versuchen kann, frei von den Ansprüchen des DDR-Staates an das Ergebnis.

Ich vergesse also dieses Buch und zitiere besser einige **Notizblätter Mühsams.** Sie geben uns einen Eindruck seiner ununterbrochenen Aktivität auch in Zeiten, in denen ihn diese Biographen als *isoliert* bezeichnen und so den Eindruck vermitteln, als sei Mühsam in allem gescheitert.

Auszug aus 1926:

5.1. Austritt aus dem Judentum

25.1. Vortrag beim Sozialistischen Studentenbund; Thema: Die Amnestie in der deutschen Republik als Ausdruck der Klassenjustiz

10.2. Besprechung zur »FANAL«-Gründung bei Sander

22.2. Rede beim Verein sozialistischer Ärzte; Thema: Strafvollzug

24.2. Referat bei der anarchistischen Jugend Tempelhof; Thema: Was bindet und was trennt das revolutionäre Proletariat?

2.3. Mit Johannes Broh nach Jena. Versammlung der AAUE.

Haussuchung.

24.5. Zwei Reden beim Pfingsttreffen des Rotfrontkämpferbunds.

29.5. Ansprache bei der Bezirkskonferenz des Arbeiter-Theaterbundes.

4.6. Gründungssitzung der Liga gegen koloniale Unterdrückung: geschäftsführendes Ausschußmitglied.

21.6. Generalversammlung Arbeiter-Schachbund. Rede für die Überlassung von Schachspielen für politische Gefangene.

28.6. Erste Besprechung zur Begründung des revolutionären Theaters.

2.7. Vortrag bei der AAUE; Thema: Bakunins Bedeutung für den Klassenkampf.

14.7. Austritt aus dem Vorstand der Liga gegen koloniale Unterdrückung.

Kundgebung im Herrenhaus.

Fall Hoelz - Justizskandal

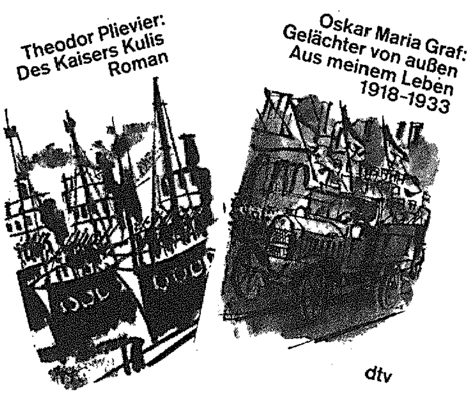
31.7. Eröffnung der Anti-Kriegsausstellung; Eröffnungsrede in Charlottenburg.

Im übrigen merkt Hirte an, daß er 1926 über 20 Vorträge Mühsams für die Rote Hilfe in den Notizblättern gefunden habe. Wir wissen also auch *nach* dieser Veröffentlichung nicht, was Hirte nicht zitieren wollte bzw. nicht zitieren durfte.

* Im Verlag Weber/Zucht erschien bereits 1984 ein Sammelband mit interessanten Diskussionsbeiträgen zu libertärer Theorie. **Wege des Ungehorsams. Jahrbuch für gewaltfreie und libertäre Aktion, Politik und Kultur** (Kassel 1984; 190 S.; 15.-DM). Der Band verstand sich als erster Versuch und soll 1986/7 seine Fortsetzung finden. Besonders dem Redaktionsbeitrag ». . . oder Barbarei« und der Übersetzung eines Artikels von Nigel Young »Transnationalismus und Kommunalismus« sowie Gerd Panzers »Soziale Bewegungen« sind viele Leser zu wünschen, beschäftigen sie sich doch alle mit der Diskussion aktueller Ansätze für libertäre Politik.

* Helmut Kohl weiß, wovon er redet. **Die Sprache der Wende** (so auch der Titel des neuen Buches von Hans Uske; Dietz Taschenbuch, Bonn 1986; 224 S.; 12,80DM) ist Sprachschutt, mit dem die restaurative Politik der Koalition verkauft wird. Wir finden in diesem Buch jedoch nicht nur Helmut, den Unvermeidlichen, sondern auch Dregger, Blüm, Zimmermann, Hausmann, Bangemann zu Fragen der Ausländerfeindlichkeit, Arbeitslosigkeit, Revanchismus und anderen geistlos-geistreichen Tatsachenverdrehungen. Das Buch beleuchtet einige der Tricks, mit denen Wahrheit nicht ausgesprochen, aber dem Fernsehzuschauer z.B. mehrmals versichert wird, was er/sie nun erfahre, sei die ganze Wahrheit, das habe man schon immer ausdrücklich festgestellt und das sei auch so im Parteiprogramm, im Wahlkampf etc. gesagt worden. *Was* wird dabei meist vergessen zu sagen . . . natürlich wird es nicht wirklich vergessen. Ein amüsantes und zugleich aufklärendes Buch; auch wenn es manchmal ruhig noch deutlicher hätte werden können.

Wolfgang Haug





Der »Free World Chronicle« - Erzkapitalisten und kalte Krieger im libertären Gewand

Mitglieder der **»Libertarian International« (LI)** erhalten den *»Free World Chronicle«* umsonst zugestellt; andere müssen für die zweimonatliche 32-seitige Ausgabe 20 US Dollar berappen. Ein stolzer Preis für – das sei vorweggenommen – ein übles Machwerk.

Jede Nummer enthält eine Liste mit dem hochtrabenden Namen »Libertarian International World Headquarters«; ein solches »Welt-Hauptquartier« existiert auch in der BRD; den Namen des Verantwortlichen will ich hier nicht nennen, weil es in meinen Augen einer Denunziation gleichkäme (und weil ich hoffe, daß er sich aus diesem Verein schnellstens wieder absetzt).

Unter dem Impressum finden sich die »Ziele« der LI, man kann »beruhigt« nachlesen, daß die LI eine ›Organisation von Individuen und Gruppen sei, die ein freie und friedliche Welt aufzubauen wünschen, in der die individuellen Rechte und Freiheiten respektiert werden. Als Basis – und bereits hier beginnen die Widersprüche – wird ein Wirtschaftssystem beschrieben, das auf freier Konkurrenz beruht. Die Mitglieder der LI werden – in libertärem Sinne – zu keiner gemeinsamen Strategie verpflichtet, gleichwohl sieht man es als Sinn der Organisation Strategien zu diskutieren, mit denen die Libertarians ihren Einfluß über die USA hinaus ausdehnen können.

Im *Editorial* der Nummer 5 (um die es inhaltlich im folgenden gehen wird) erfahren wir von diesen Fortschrittten der Organisierung. In den letzten zwei Jahren wurden 2 Unterorganisationen gegründet. Zum ersten LIFHAS (the Libertarian Foundation for Human Assistance) in den Niederlanden. Eine Wohlfahrtsvereinigung, die ›den Anklagen, daß die Libertarians sich um nichts (gemeint wohl, nichts Soziales, W.H.) kümmern‹ den Boden entziehen soll. Zum zweiten LISTS (the Libertarian Institute for Strategic Studies); ein Institut, das die Strategie zur Verbreiterung der Basis koordinieren soll, ›um den Europäern die Fehler zu ersparen, die den US-Libertarians passiert‹ seien. Eine dieser ›Strategien‹ besteht darin, daß die Mitglieder Artikel des ›Free World Chronicle‹ photokopieren und verbreiten sollen. Ausgenommen Copyright-geschützte Beiträge.(!)

Vom 24. – 30. August will die LI ihren *3. Weltkongreß* in Stockholm durchführen. Hauptthema: *»Die Wohlstandsgesellschaft contra den Wohlfahrtsstaat«*. Nebenthemen: *»ein faszinierender Blick auf den Aufschwung des Libertarianismus«, »die Hollywood-Industrie«* und TV- und Radioseminare. Für läppische 370 US-Dollar pro Teilnehmer, wer vorher bezahlt bekommt gar 25 Dollar Ermäßigung!

In Kurzberichten werden auf den folgenden drei Seiten neue Projekte vorgestellt. U.a. erfahren wir, daß die LI vom Internationalen Computer Markt profitiere, weil die Preise durch den freien Markt stark gefallen seien. Das Kernstück der Libertarians-Ideologie wird sichtbar! Und es geht gleich weiter: da die Chips in El Salvador, Japan, Südkorea etc. hergestellt werden, kommentiert die Redaktion: *»Es lebe der freie Markt! Aufgrund all dieser kommunistisch-inspirierten Unordnung, die sich in El Salvador entwickelt, fürchten wir um die Tatsache, daß die Salvadorianer weiterhin erfolgreich Chips für Apple Computer herstellen.«* Dieser Kommentar, hinter dem wir zunächst eine sarkastische Bemerkung vermuten könnten, ist – und das beweisen uns die anderen Beiträge zur Genüge, völlig ernst gemeint. Unnötig zu sagen, daß diese sogenannten Libertarians *alle* entscheidenden Fragen bewußt nicht stellen. Nicht, warum in El Salvador und warum dort für die US-Firma Apple produziert wird; nicht, was ein Salvadorianer davon hat, daß die Chips billiger werden, weil sein Lohn »billig« gehalten wird; nicht, weshalb dort Unruhen sind; nicht, wer daran beteiligt ist usw. usf.

Auf S. 9 folgen Buchrezensionen: Vorgestellt werden u.a. ein französisches Buch gegen die UNESCO (man erinnere sich an den Gelderstop für diese UNO-Unterorganisation seitens der USA und Großbritanniens); ein – ebenfalls französisches Buch, das die klassischen liberalen Theorien mit den traditionell jüdisch-christlichen Wertvorstellungen *›zur Verteidigung der westlichen Zivilisation‹ verbinden will. Ein in den USA für die SU auf russisch produziertes Buch mit Aufsätzen der neoliberalistischen Wirtschaftstheoretiker Friedman und Hayek. Ein schwedisches Buch über die Industriespionage seitens des KGB etc.*

Sicher könnten wir das ›Durchblättern‹ bereits abbrechen, aber ich wollte einmal gründlich sein, besonders da zu erwarten ist, daß die *Inhalte* auch in die deutschsprachige Anarchoszene hineingetragen werden sollen; da das nicht notwendig unter dem offiziellen Label der »Libertarians« laufen muß, sollte man mehr davon kennen.

Seite 10 gleicht einer Heiligsprechung eines Henry K.H. Woo, seines Zeichens Vorsitzender des Hong Kong Wirtschaftsinstituts, der den Libertarians beigetreten sei. – Was nicht heißt, daß er dieses Institut nicht eigens für diesen Zweck gegründet hat, denn es fällt die große Zahl von »wohlklingenden« Instituten und Vorsitzendenpöstchen auf. S. 11 stellt den schon erwähnten humanen Aspekt von LIFHAS genauer vor: Dabei stellt sich heraus, daß damit Geld sammeln gemeint ist! Etwa um einen Studenten *›hinter dem eisernen Vorhang‹* (und damit hätten wir die Sprache des Kalten Krieges!) finanziell abzusichern oder um das Von Mises-*Institut* in Belgien (Institut für Freie Marktwirtschaft) zu unterstützen.

Auf S. 12–18 finden sich »Weltneuigkeiten mit Kommentar«; das Herzstück der Zeitschrift entpuppt sich als übles rechtsradikales Machwerk, das es mit nahezu allen Publikationen der NPD aufnehmen könnte. Es bringt »Wahrheiten«, die vermutlich selbst Geissler nicht mehr passieren könnten.

Alphabetisch aufgebaut, beginnt man mit Argentinien und endet mit Yugoslavia. Einige »Highlights« seien vorgestellt:

Canada: *»Der sicherste Weg eine Stadt zu zerstören, sieht man von der Atombombe ab, ist es die Mieten zu kontrollieren.«*

China: *»China ist von einem Hochsicherheits- zu einem Gefängnis mittlerer Sicherheit ›fortgeschritten‹.«*

Hongkong: *»Wenn man herausfinden will, ob ein Land kapitalistisch oder sozialistisch ist, muß man beobachten, welchen Weg die Emigration geht.«*

Norwegen: Die norwegischen Libertarians (dort als ›Fortschrittspartei‹) haben eine Unterorganisation gegen Zensur gegründet. Nicht etwa . . . nein, nein! Sie wurde gegründet, weil die norwegische Post kurzfristig beschlossen hatte, keine Briefe mehr nach Südafrika zu befördern. Wenn es auch sinnvollere Boykottaktionen gegen Südafrika gibt, ist es doch vielsagend, daß die »Libertarians« keine anderen Zensurprobleme sehen.

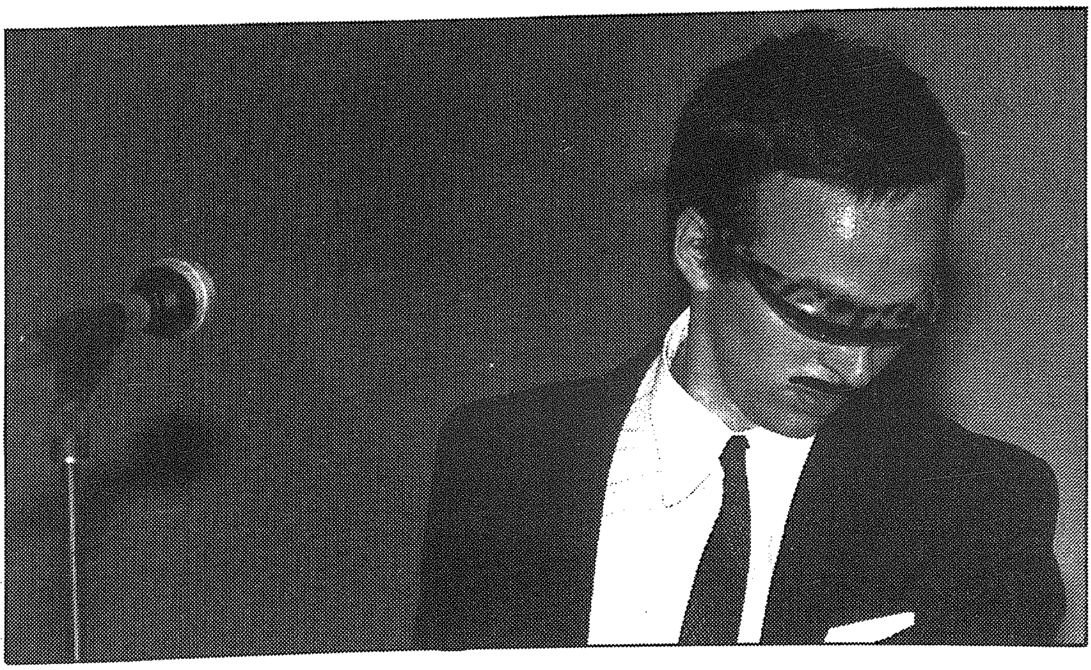
Südafrika: Buthelezi (Zulu-Führer) wird zitiert, weil er betonte, daß Investitionsstop keine effektive Politik gegen das Apartheid-System sei. Denn: *alle*, die einen Investitionsstop fordern, würden eine gewaltsame Revolution und einen marxistisch-totalitären Staat anstreben. Der Zusatz-Kommentar der »Libertarians«: *»es scheint, daß der falsche Afrikaner den Friedensnobelpreis bekommen hat.«*

Wieder wird die grobe Vereinfachung der Libertarians deutlich; es gehört schon viel antikommunistische Verbohrtheit dazu, beispielsweise der EKD zu unterstellen, sie wolle die gewaltsame Revolution und einen totalitären Staat. Unnötig dieser »Berichterstattung« weiter zu folgen, denn natürlich ist der Hauptfeind Gaddafi (und wer weiß, was bei Erscheinen dieses SF aus ihm geworden sein wird?); natürlich gibt es aus der Türkei nur die »Fortschritte« der Reprivatisierung zu berichten etc.

Inhaltlicher (und ebenfalls typisch) der Beitrag zum »Protektionismus« eines Staates für die eigene Industrie, Landwirtschaft etc. U.a. wird suggeriert, daß der Protektionismus Hoovers und Hawleys den Nazis die Wahl gewonnen habe und deshalb jeglicher Protektionismus zum Krieg führe. Man merke, je einfacher die Erklärung, desto wahrscheinlicher, daß sie von den Libertarians benutzt wird, um ihre Vorstellung des »freien Markts« anzupreisen. Von Aufklärung, von der Ausübung einer kritischen Intelligenz ist bei den vorgeblichen Verteidigern individueller Freiheit nichts Konkretes zu finden.

Anschließend werden die Schweizer aufgefordert, nicht der UNO beizutreten, (die Abstimmung vom März 86 entschied sich gegen einen Beitritt) weil die *»3. Welt-Länder und Länder des kommunistischen Blocks«* die UNO dominieren würden; weil Israel wiederholt verurteilt, die *»terroristische PLO«* als Beobachter zugelassen, Südafrika angegriffen und überhaupt das Budget zu teuer geworden sei und nahezu allein vom Westen getragen werden müsse. – Mit demagogischen Zahlenspielen, ganz die Methode deutscher Faschisten zur Frage der »Auschwitz-Lüge«, wird »argumentiert«, daß nur 4% der Weltbevölkerung 25% der Kosten tragen müßten – selbstverständlich werden keine Zahlen darüber vermittelt, wie *wenig* diese 4% vom Wirtschaftsvolumen der »Welt« auf sich vereinigen und wieviel davon, sie aus der 3.Welt ziehen. Es ist demzufolge logisch, daß es den Libertarians mißfällt, daß *»jedes Land eine Stimme«* (in der UNO) hat, viel »gerechter« wäre es, wenn ein Abstimmungsschlüssel gemäß der Finanzierung ermittelt würde. Und wenn sich dann noch das *»große Problem«* lösen ließe, daß die SU nicht ausschließlich *»KGB-Agenten«* zur UNO schickt, wären auch die Sicherheitsinteressen der USA wieder gewahrt und man könnte mit der UNO Politik machen. Selbst Reagan könnte keine größere Besorgnis für den – so die LI – *»freiheitlichsten Staat auf Erden«* (da ist die CDU/CSU wenigstens bescheidener) aufbringen. Wie überhaupt: kann irgendein/e Leser/in mir den Unterschied zwischen den Politikvorstellungen der Libertarians und der Reagan-Administration deutlich machen? Noch dazu einen, der ein wirklich libertäres Element enthält? – vielleich besteht er darin, daß die USA erst aus der UNESCO, die Libertarians auch längst schon aus der UNO ausgetreten wären?

Was folgt noch? Afghanistan natürlich. Findet man einen Artikel über den Freiheitskampf der Afghanen in solchem Zusammenhang, vergleichbar der Instrumentalisierung Todenhöfers, rückt das berechtigte Anliegen der Afghanen um internationale Aufmerksamkeit eher ferner.



Dann wieder ein »Präsident«, nämlich Viv Forbes, seines Zeichens Präsident der australischen Steuerzahlervereinigung wird als »Persönlichkeit der Libertarians und in seiner Doppelfunktion als »Direktor« einer Australian Foundation for Economic Education vorgestellt.



Schließlich »Gentechnologie-Diskussion«. Kritisch? Auch hier nein! Es geht um Samenbanken in Dänemark, die von den Libertarians gegründet (!) wurden; die »Sperm Help Foundation« klärt über künstliche Besamung auf, umgeht – und das ist das einzige »libertäre« (allerdings nur, wenn man »antistaatlich« begrifflich mit »libertär« verwechselt!) – alle staatlichen Kontrollen und Untersuchungen; hält Spenderkataloge bereit aus denen die *»Empfänger-Frauen«* nach Photos ihre Auswahl treffen; Entscheidungshilfen geben Angaben über Größe, Augenfarbe und berufliche Anstellung (!). (Ich kann's nicht durch einen Auszug aus dem Katalog beweisen, »fühle« allerdings das elitäre und rassistische, das diesen Kriterien zugrundeliegt.) Hat die »Empfänger-Frau« die Wahl getroffen, bekommt sie eine Tube mit Sperma, geht nach Hause und bekommt die Spermien *»in der Intimität ihres Hauses«* eingespritzt. Die Eltern können gegenüber dem Staat das Kind als eigenes ausgeben – ein Umstand, auf den die Libertarians besonders stolz sind.

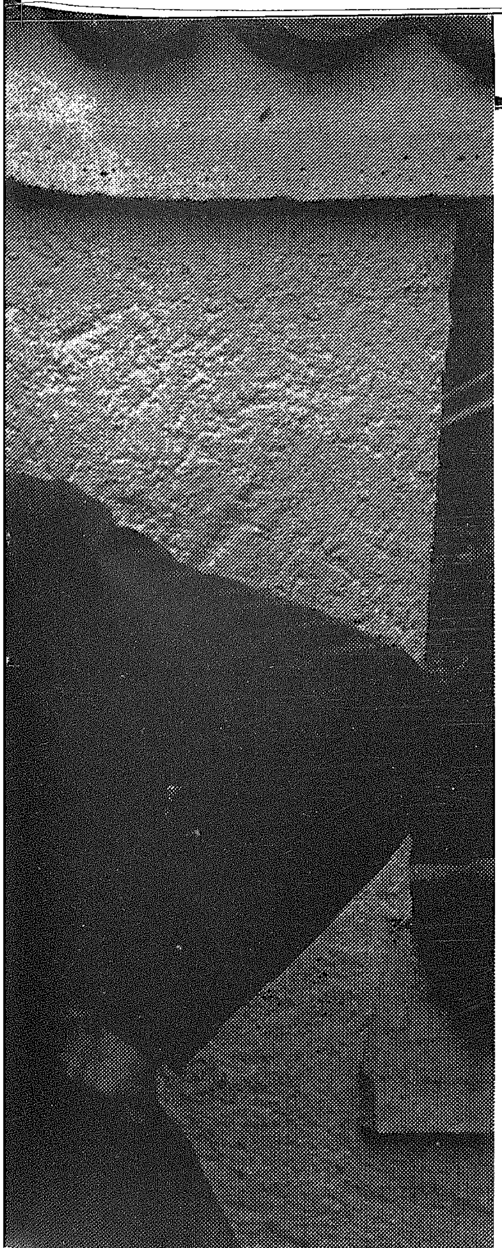
Ein die Gemüter bewegendes Thema noch? Möglichst um die Fortschrittlichkeit der LI zu belegen? – Umweltverschmutzung vielleicht?

Auf S. 28 werden staatliche Firmen in den USA vorgestellt, die zu den größten Umweltzerstörern gehören (etwa Tennessee Valley Authority – Kohleabbau; B.C. Hydro - Staudämme). Anschließend wird übergeleitet auf die Umweltpolitik der kommunistischen Staaten. Kein Wort über die US-Privatindustrie, das Übel für die LI liegt ausschließlich in der staatlichen Lenkung; beruhigend für Schwarz-Schillings »Sonnenschein«, denn immerhin ist seine Firma nicht verstaatlicht. Die fehlende Umweltpolitik der Ostblockstaaten ist sprichwörtlich und bis heute vom Mythos des technisch Machbaren stärker geprägt als hierzulande; die Libertarians knüpfen an diesem Wissen an und verstärken die antistaatlichen und antikommunistischen Vorurteile, während sie von den kapitalistisch verursachten Umweltskandalen völlig absehen. Wie würde sich auch eine allgemeine Regelung, etwa Umweltschutzbestimmungen für die gesamte Industrie, mit dem Ideal der freien, von niemanden beeinflußten und »be-auflagten« Konkurrenz in Einklang bringen lassen? Die Libertarians wissen um diesen (und andere) Widersprüche in ihrem System und versuchen darüber abzulenken, daß sie zum »Thema« Umwelt ja »etwas gesagt« hätten.

Kommen wir zu einem der Haupttheoretiker – **Murray N. Rothbard**. In unserem Buch »Werkstattbericht Pädagogik. Zur Geschichte und Perspektiven anarchistischer Erziehung« wurde uns ein Beitrag dieses »anarchistischen« Theoretikers *»Vom Recht gegen Erziehung«* untergejubelt. Die Herausgeber konnten autonom arbeiten und waren sich vermutlich selbst über die politisch verantwortungslose Tragweite von Rothbards Ansichten nicht völlig bewußt. Die Tendenz dieses Beitrags, der glücklicherweise nur 22 der 170 im übrigen lesenswerten Seiten ausmacht, läßt sich mit folgender Passage zusammenfassen, in der Rothbard sein Konzept gegen die staatliche Schule vorstellt. Auch hier gilt, gegen die staatliche Schule haben Anarchisten seit Beginn der anarchistischen Bewegung theoretisch und praktisch (vgl. auch: Hans-Ulrich Grunder: Anarchistische Erziehung in Theorie und Praxis, Trotzdem-Verlag 1986) Modelle entwickelt, die Libertarians knüpfen daran an, meinen jedoch etwas völlig anderes:

So will Rothbard den Schulmarkt in seiner Struktur beispielsweise dem kapitalistischen Zeitschriftenmarkt anpassen:

»Der Zeitschriftenmarkt, der im großen Ganzen frei ist, enthält viele verschiedene Arten von Publikationen, um die unterschiedlichen Wünsche und Geschmäcker der Konsumenten zu befriedigen: Es gibt landesweit verbreitete Magazine, die alle Themen streifen; es gibt liberale, konservative und politisch anders orientierte Zeitschriften; es gibt spezialisierte



wissenschaftliche Pubklikationen; und es gibt Tausende von Magazinen, die speziellen Interessen und Hobbies wie Bridge, Schach, Hi-Fi usw. gewidmet sind. (. . .) Schaffen wir die öffentlichen Schulen ab, wird der freie, vielfältige und differenzierte Zeitschriften- und Buchmarkt sich ergänzen durch einen ähnlichen »Schulmarkt«.

Natürlich finanziert dann jeder »seine« Schule selbst, Rothbard problematisiert nicht, wie der Zeitschriftenmarkt heute aussieht und was vergleichsweise dann für Schulen zu erwarten wären; auch nicht, wie und was diejenigen finanzieren sollen, die nicht das Geld dafür haben. Keine Ausbildung? ›Natürliche Auslese‹ über die ›natürliche‹ Eigenschaft des Geldhabens? Im Vergleich dazu ist tatsächlich die rigideste staatliche Volksbildung, ein Wunschtraum der Sozialdemokraten, noch fortschrittlicher. Rothbard stützt sich auf Friedman, auf de Mises etc. und wir sollten den Mythos schleunigst beenden, ihn als »Anarchist« gelten zu lassen, ihn in anarchistischen Publikationen als solchen vorzustellen. Seine »Spezialität« liegt in der Vereinnahmung des »Konsumenten« für seine ideologischen Zwecke. Im Free World Chronicle beschäftigt er sich mit dem (inzwischen wieder fallenden) hohen Kurs des US-Dollars. Natürlich gibt es für ihn überhaupt kein Problem, der Dollar sei nicht überbewertet, weil die Relation zum Gold sowieso nicht funktioniere und solange vom Ausland kräftig in die USA investiert würde. Die Investitionen halten den Dollar hoch, die Importpreise niedrig und Rothbard singt seinen Paradies-Song für den Konsumenten: *»Ihr könnt billiger reisen, ihr könnt billigere Import-Waren einkaufen.«*

Erscheint der bisherige theoretische Inhalt »rechts«, »prokapitalistisch«; erscheint das »libertäre« als nichts anderes als eine reaktionäre »Antistaatlichkeit«, gespeist aus amerikanischer Tradition und aus heutigen (Film-)Mythen a la John Wayne, so wird die reaktionäre Ausrichtung auf den letzten zwei Seiten *praktisch* bestätigt: *»Libertarians und Patriots vereinigt euch!»* Vom 18. bis 20. April 86 war das erste US-amerikanische Treffen zwischen Libertarians und Patriots in Los Angeles geplant. Der ›Minimalkonsens‹, den die Libertarians veröffentlichten, enthielt:

Abschaffung der Einkommensteuer, Privatisierung staatlicher Dienstleistungen

Abschaffung staatlicher Wirtschaftkontrolle, Wiederetablierung des Goldes als Standardwährung

Abschaffung des Wohlfahrtssystems und der Garantielöhne

Trennung von Schule und Staat

Beendigung aller internationalen Hilfeleistungen, einschl. Amerikas Rolle als »Weltpolizist«; warum sollte Amerika dafür gehaßt werden, daß seine Steuerzahler dazu gezwungen werden, daß sie die militärische Verteidigung anderer Nationen in Gang halten?

Unbegrenztes Recht Waffen zu besitzen und zu tragen

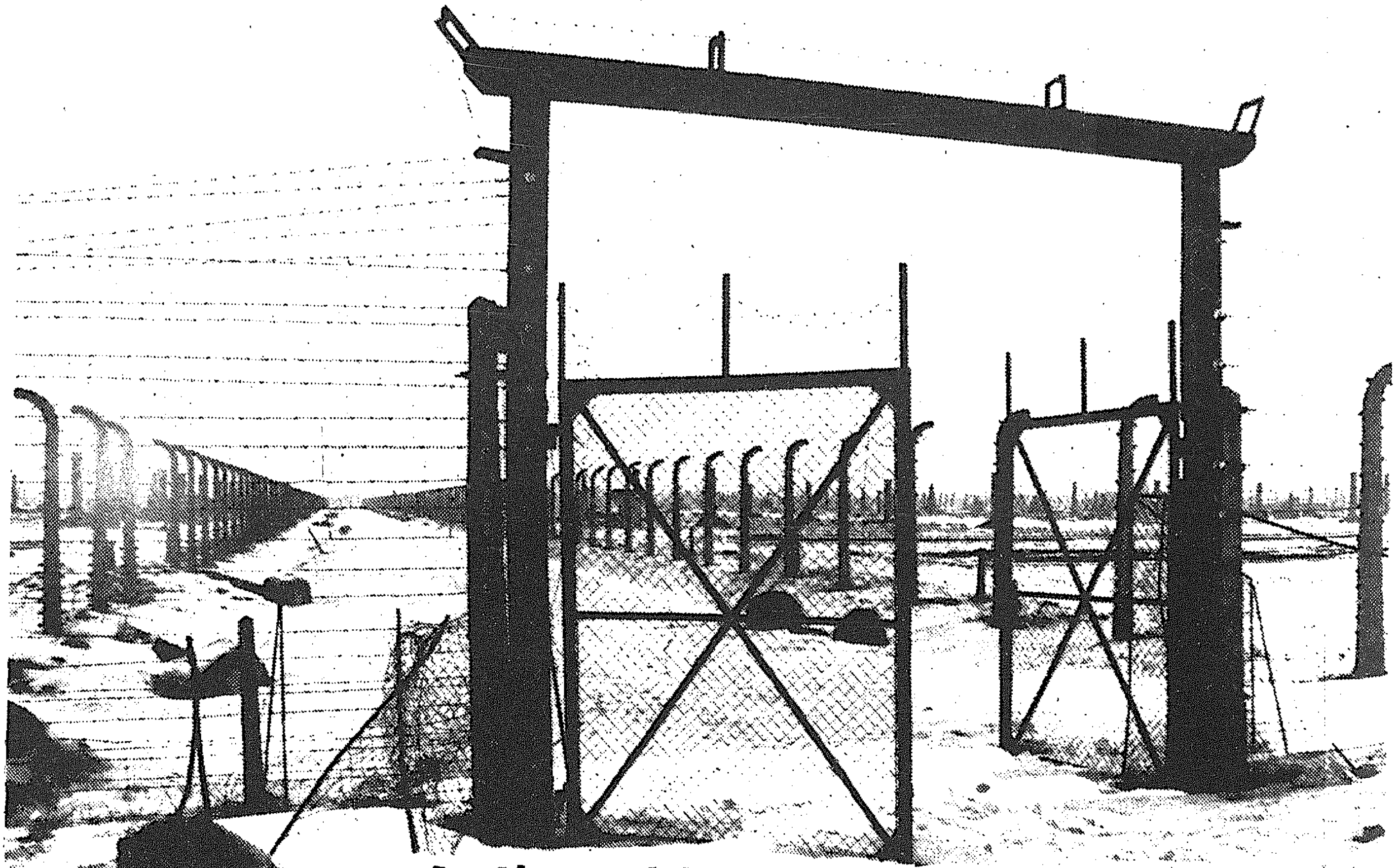
Beendigung der staatlichen Überregulierung in Bezug auf das Leben der Leute. Die USA hat neben der UdSSR und Südafrika die meisten Menschen im Knast — warum?

Auch diesem Vereinigungs-Wochenende konnte man für 149 US-Dollars beiwohnen und dem Redner Robert Anton Wilson (!) lauschen, dem Autor der berühmten »Illuminatus«-Bücher, womit geklärt wäre, weshalb dort anarchistische Floskeln auftauchen und weshalb Teile der deutschsprachigen Szene ›darauf abfahren‹ können, — sie sollten vorsichtiger damit sein.

Fazit: Die Sprache des Free World Chronicle ist elitär, selbstbeweihräuchernd und in ihren »Witzen« erstaunlich platt, meist antikommunistisch. Sie gebrauchen Begriffe demagogisch, positive wie z.B. »Freiheit« ganz wie die hiesigen Christdemokraten, nämlich um zu verwirren. Dazu paßt ihr ›Ämter-Gehabe‹ es wimmelt von Direktoren, Doktoren etc.; Selbstgründungen enthalten meist den Begriff »Institut« oder »Foundation«. Ihre eigentliche Ideologie dreht sich ausschließlich ums Geld! Dies beginnt bei solchen Kleinigkeiten wie den teuren Treffen oder den Photos von Anzug-weißes Hemd-und Krawatte-tragenden, ausschließlich männlichen Mitgliedern. Es endet bei der Vorstellung vom freien Spiel der Kräfte auf dem Wirtschaftsmarkt. Der Staat wird überflüssig, nicht weil von unten Gegenstrukturen organisiert werden, sondern weil das Geld als regulative Macht an seine Stelle tritt. Mit Anarchismus hat solch schrankenloser Kapitalismus nicht das geringste zu tun. Trotzdem kann die Theorie der Libertarians verwirren und bei denjenigen verfangen, die Anarchismus mit bloßer Antistaatlichkeit verwechseln. Daß die monetaristische Politik zutiefst unsozial ist, bedarf angesichts der Arbeitslosigkeit z.B. im fast-monetaristischen Großbritannien keiner Kommentierung. Diesen Makel können die Libertarians auch nicht mit neuen »sozialen Fonds« (Alibi-Funktion!) verwischen, zumal wenn die Nutzungszwecke so zweifelhaften humanen Zielen wie der Förderung von systemkritischen russischen *Studenten* dienen sollen. Neben der zentralen Rolle der Antistaatlichkeit fällt nur noch der ausgeprägte Antikommunismus auf. Im Kommunismus ist der Hauptfeind ausgemacht: erfüllt er doch beide wesentlichen Aspekte der Kritik, er ist zentralstaatlich organisiert und arbeitet nach staatlicher Wirtschaftslenkung. Seine Ausbreitung muß aufs Schärfste bekämpft werden und deshalb reagieren die Libertarians genauso psychotisch auf revolutionäre Veränderungen an der Peripherie wie die Reagan-Administration selbst.

War der Anarchismus immer ein Versuch, einen eigenen Weg zu gehen. Einen Sozialismus ohne Staat, ohne Bürokratie aber eben auch ohne kapitalistische Ausbeutung zu schaffen, so lehnt sich das »Konzept« der Libertarians ganz an alte kapitalistische Gesetzmäßigkeiten an und versucht gleichsam einem Superkapitalismus den Weg zu bereiten.

von Wolfgang Haug



Antisemitismus und Ausländerhaß

von Klaus Bittermann

Polemik

Michael Schneider, einer der Konkursverwalter der 68er-Bewegung schrieb in einem Artikel über den Frankfurter Theaterskandal: *»Wohl gibt es unter den ehemaligen Kriegsteilnehmern und unter den Neonazis offene Antisemiten, doch es gibt hierzulande keinen Antisemitismus als gesellschaftliche Strömung oder Tendenz.«* Mit dieser Behauptung befindet sich Schneider in voller Übereinstimmung mit dem Bundeskanzler und seinen Souffleuren.

Als die Auseinandersetzung um das Faßbinderstück auf dem Höhepunkt war und über den Bildschirm Szenen von der Besetzung der Bühne durch die jüdische Gemeinde in den bundesdeutschen Wohnzimmern flimmerten, waren Moderatoren wie Alexander Mertens in der Sendung *ASPEKTE* zutiefst betroffen und er machte aus seiner Betroffenheit kein Hehl. Daß die Juden sich das Recht herausnahmen gegen ein Stück zu protestieren, das in ihren Augen antisemitisch ist, veranlaßte Mertens, ihnen »Meinungsterror« vorzuwerfen und bestätigte dadurch böse Zungen, die in der »staatsbürgerlichen Pflicht« immer nur Unterwürfigkeit gefordert sehen, nie jedoch provozierenden Einspruch. Der von Mertens zu diesem »Skandal« befragte Liedermacher Biermann blickte mit treudoofen Hundeaugen in die Kamera, griff sich vom Weltschmerz geplagt an seine zerfurchte Stirn, nicht jedoch um Mertens zu widerlegen, sondern ihn noch zu übertrumpfen. Biermann sprach von einem »Verbot«, das die Juden über das Stück verhängt hätten und das ihn an die Praxis in der DDR erinnere; die Dummheit warf ihm dabei einen verliebten Blick zu.

Um ein geradezu klassisches Phänomen handelt es sich hier, um einen hieb- und stichfesten Beleg für einen »Antisemitismus als gesellschaftliche Strömung«, denn wie Mertens oder Biermann denken die meisten. Wenn Mertens von »Meinungsterror« spricht, der ein unterstelltes öffentliches Interesse an der Aufführung des Faßbinderstückes nicht zum Zuge kommen läßt, verwechselt er offensichtlich die Springerpresse mit der jüdischen Gemeinde in Frankfurt, nur daß diesmal die Fronten vertauscht waren, denn diesmal war es die Linke, die Meinungsterror zum Vorwurf erhob, wo sie ihn ausübte. Mertens machte sich einen wesentlichen Trick des Antisemitismus von heute zunutze: nämlich sich selbst als Verfolgten darzustellen. Unter Vertauschung der Rollen von Opfer und Täter, sind heute die Deutschen die Verfolgten; da an ihnen jedoch so ziemlich jedes Interesse an dieser kulturellen Veranstaltung abprallte, waren die Verfolgten diesmal die deutschen Kulturverwalter und Feuilletonisten, die in der Folgezeit nicht müde wurden, ihrer armen Leserschaft ihr Leid zu klagen. Der verwendete Trick war ein alter Hut und man hatte ihn schon zu verschiedenen anderen Gelegenheiten erfolgreich ausprobiert. Wenn Biermann vom »Verbot« spricht, unter dem in der DDR zu leiden er nicht versäumte anzumerken, dann läuft das, nur mit gröberen Mitteln auf das gleiche hinaus, nur daß Biermann noch einen Schritt weitergeht, indem er den wenigen Juden auf der Bühne des Schaupielhauses unterstellt, sie seien im Besitz von Staatsgewalt, mittels derer sie beliebig Verbote aussprechen könnten, ohne sich an irgendeine Rechtspraxis halten zu müssen. Was anderes konnten diese Argumente bezwecken, als auf die Mobilisierung der öffentlichen Meinung zu hoffen, indem man den Gegner zur Terror ausübenden und Verbote aussprechenden Staatsgewalt stilisierte. Adorno schrieb einmal, daß Antisemitismus das Gerücht über die Juden sei. Hier hat sich seine Vermutung ein weiteres Mal bestätigt.

Zu behaupten also, daß der Antisemitismus keine soziale oder gesellschaftliche Basis mehr habe, heißt, keinen Begriff mehr davon zu haben und vergessen zu haben, was in der Linken einmal Konsens gewesen ist, nämlich daß im Versteckten selbst ein gefährliches Potential liegt: *». . . das Tuscheln, das Gerücht, die nicht ganz offen zutage liegende Meinung war von jeher das Medium, in dem soziale Unzufriedenheiten der verschiedensten Art, die in einer gesellschaftlichen Ordnung sich nicht ans Licht trauen, sich regen«* (Adorno). In der Stunde der Wahrheit aber versteckt sich das, was heraus will, ans Licht drängt, nicht länger. Lassen sich die Juden nicht mehr alles gefallen, schon wird ihnen wieder die Rolle zugedacht, die vor nicht allzu langer Zeit als Begründung für ihre Ausrottung diente. Je machtloser die Juden in Deutschland sind, desto größer scheint die Macht zu sein, die die Deutschen in ihnen verkörpert sehen und die die Juden mit gnadenlosem »Meinungsterror« und durch willkürliche »Verbote« mißbrau-

chen. Daß die Erkenntnis Schneiders doch nicht ganz verkehrt ist, verdankt sich nicht dem Umstand, daß es keinen Antisemitismus mehr gibt – bekanntlich hat sich die Generation aus der Ära des Nationalsozialismus nie mit ihm auseinandergestzt, wie hätte sie ihn dann überwinden sollen? – sondern der Tatsache, daß ihm das Objekt fehlt. Es gibt sie nämlich nicht mehr, die Juden in der BRD, und wenn einmal eine handvoll von ihnen auftaucht und von sich reden macht, hat das nichts mehr mit dem zu tun, was einmal war. (Von ehemals ca. 500.000 Menschen jüdischen Glaubens leben heute gerade noch ungefähr 25.000 innerhalb der BRD und Westberlin, SF)

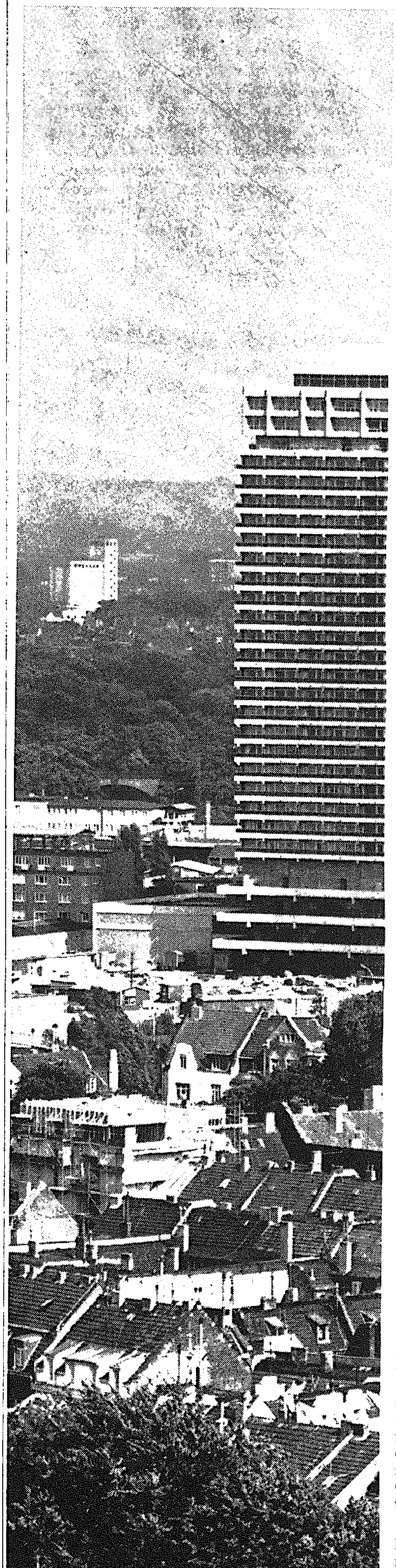
Auf die Dauer sind Ressentiments ohne Objekt unbefriedigend. Die Juden wurden vernichtet, aber es gibt ja noch die Türken. Die Juden leben nur noch in den ausländerfeindlichen Witzen fort, denen sie als Vorlage dienen. Anfang Dezember 85 veröffentlichte das Allensbacher Institut für Demoskopie eine vom Bundesinnenminsiterium in Auftrag gegebene Umfrage zur Einstellung der Bundesbürger gegenüber Ausländern. Natürlich sollte die Umfrage eine Art Indikator für die Politik der Bundesregierung sein, dafür, ob sie auch die Mehrheit ihrer Bürger hinter sich weiß, wenn sie ihre Politik gegen die Ausländer in die legislative Tat umsetzt. Sie hatte! Man staunte nicht schlecht, als das zusammenfassende Ergebnis vorgelegt wurde. Die Einstellung der Bundesbürger gegenüber den Ausländern ist »eher freundlich« und keinesfalls ausländerfeindlich. Las man dann nach, worin dieses freundliche Verhältnis eigentlich bestand, mußte man sich anschließend fragen, was denjenigen wohl blühen würde, zu denen die Bürger kein freundliches Verhältnis hätten. In den verbürokratisierten Worten des Unmenschen sprach sich eine satte Mehrheit von 75% der Befragten für eine »Begrenzung des Ausländerzuzugs« aus. Hier hat die allseits beschworene Angst vor »Überfremdung« und dem daraus folgenden »Verlust der eigenen Identität« seine Früchte getragen. Diejenigen, die sich selbst am fremdesten sind und mit ihrer Identität als Deutsche nicht mehr hinter dem Berg halten, – eine bereits wieder zur Wirklichkeit gewordene Drohung – wollen mit den Ausländern, die sie eh nicht verstehen, nichts zu tun haben. Über ein Drittel der Befragten verbindet mit der »Ausländerproblematik« nur »große Schwierigkeiten«, und das verheißt nichts Gutes.

Auch die Linke!?

Inzwischen steht auch die Linke dem gesunden Volksempfinden nichtBmehr nach. In der taz zerbrachen sich einige Leute aus der Alternativszene den Kopf von Zimmermann und diskutierten über »Ausländerstop«. Nachdem man darauf gekommen war, daß die Linke, die von Sozialhilfe, Bafög und dem Kleingewerbe lebt, eigentlich in Konkurrenz zu den Asylanten steht, fand man den Mut für Ausländerstop zu plädieren. Selten waren sich die Deutschen so einig, wie zu diesem Thema. Es war kein Streitfall mehr und der Konsens des Kollektivbewußtseins wurde von der Linken bestätigt: *»Daß ich halt weiß, wenn hier zwei Millionen Ausländer herkommen und natürlich auf die Dauer keine Arbeit finden, dann steigen die Sozialkosten . . . das Land verslumt. Mein Besitzstand wird bedroht.«* Es war zu Höhepunktszeiten der Friedensbewegung. Daß ein Großteil der Bevölkerung mit dieser Meinung zumindest sympathisierte, verdankte sich dem gleichen Argument, das ein Linker nun gegenüber den Ausländern geltend machte. Was die Linke jedoch dazu veranlaßt, über ihren bedrohten Besitzstand und darüber, daß sie die Türken nicht verstehen, zu lamentieren, hängt damit zusammen, daß sie nicht länger abseits der großen Volksgemeinschaft stehen wollen. Ihre selbstgewählte Reduzierung auf die platten Argumente von Regierung und Staat, wenn es gilt sich gegen Minderheiten zusammenzuschließen, bedeutet nicht nur das Aufgeben der oppositionellen Rolle, sondern auch die Übernahme der Verantwortung für das, was hierzulande mit den Ausländern geschieht. Wenn, wie vor zwei Jahren sechs Ausländer in der Berliner Abschiebehaft verbrennen, oder wenn, wie vor kurzem einige Skinheads in Hamburg sich die Zeit damit vertreiben, Türken totzuschlagen, dann kann man heute nicht mehr davon ausgehen, daß die Linke gegen diese um sich greifenden Praktiken auf die Barrikaden geht.

Auf dem teach-in im Hörsaal IV der Frankfurter Universität im Oktober 85 zum Tod Günther Sares, handelte es sich nicht um einen Generationenkonflikt, der die Fronten zwischen den Lederbefrackten in schwarz und den angegrauten Altlinken mit Bauch aufbrechen ließ. Natürlich hatten die GRÜNEN auf der Bühne die Eier verdient, die auf sie geworfen wurden, und nicht nur, weil sie im Landtag für die Anschaffung des Wasserwerfers gestimmt hatten, mit dem Sare überrollt wurde. Wären die GRÜNEN nämlich eine bloß reformistiosche Partei, wie ihnen voller Erbitterung vorgeworfen wurde, wären sie auf rationaler Ebene noch einer politischen Überlegung zugänglich. Indem jedoch der auf ihre Fahnen geschriebene Naturschutz eine mystische Dimension nicht ausschloß und dadurch eine gewisse Popularität verzeichnen konnte, weil durch die Reinhaltung der Natur das Volksempfinden gegenüber den Ausländern geschärft wurde, umgaben sich die ausgedienten Revolutionäre mit merkwürdigen Freunden, die sie mehr als einmal in eine unangenehme öffentliche Kontroverse verwikkelten. Insofern waren sich die in den Haaren liegenden Kontrahenten auf dem teach-in **näher** als dem äußeren Anschein nach zu schließen. Während nämlich die GRÜNEN noch verlegen herumdrucksen, wenn es um den Zusammenhang von Ausländern und Umweltschutz geht, nehmen die antiimperialistischen Eierwerfer kein Blatt vor den Mund. Ist ein Ausländer, – wie auf dem teach-in geschehen, – anderer Meinung wie die wortradikalen Helden, so wird ihm unverblümt gesagt, was sich manche GRÜNE nur im Stillen denken: »Du Ausländerschwein, hau ab, wo du herkommst!« Ging es auf dem teach-in natürlich um anderes als um die Freundschaft zu Ausländern, so zeigen doch die Hintergründe und Vorfälle am Rande, daß sich die Gegner nicht nur in den Haaren, sondern auchin den Armen lagen.

Bei dieser Einstellung nimmt es nicht wunder, wenn den Ausländern jetzt selbst das Recht verwehrt bleiben soll, durch Demonstrationen auf ihre Gefährdung aufmerksam zu machen. Die Allensbacher Studie gibt Auskunft. 56% der Befragten waren dagegen; nach Parteiwählern aufgeschlüsselt hieß das: 70% bei den CDU/CSU-Sympathisanten, 52% bei denen der SPD, 53% bei der FDP und 21% bei den GRÜNEN. Wenn ein Fünftel der GRÜNEN-Wähler, also ein nicht unwesentliches Potential, offensichtlich wünscht, daß die Ausländer hier keine Schwierigkeiten machen sollten, meinen sie auch, daß sich die ungebetenen Gäste gefälligst unterordnen und am besten gleich ganz verschwinden sollten. Nicht gerade erfreuliche Aussichten für die Ausländer, denn wenn die Deutschen als Deutsche auftreten, warten sie auf eine Gelegenheit. Und die Gelegenheit wird sich finden.



Diskussion:

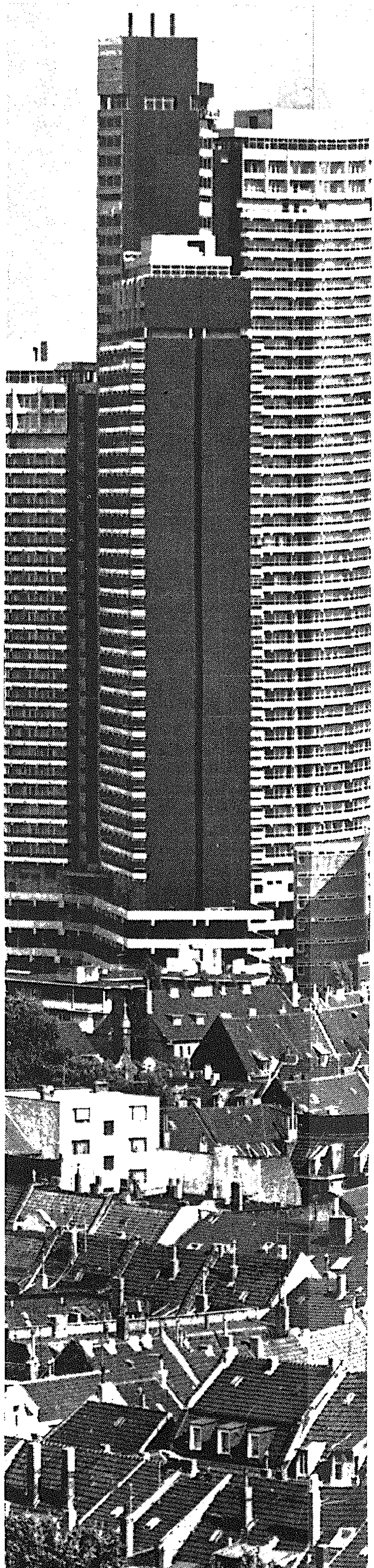
btr. SF-19: Zu Bookchins Rekommunisierung

Die im SF abgedruckten Thesen zum libertären Kommunlalismus Murray Bookchins versuchen zu beweisen, daß nicht die Fabrik, die immer Ort der Disziplin und Unfreiheit des arbeitenden Menschen war, sondern allein die Gemeinschaft Ausgangspunkt für libertäre Aktivitäten sein kann (z.B. in kleinen sozialen Netzen oder in der Nachbarschaft). Bookchin, dessen Interesse vor allem auf die Entwicklung eines nordamerikanischen Anarchismus, der sich aus der amerikanischen Tradition herleitet, ausgerichtet ist, geht es vor allem um eine Wiederbelebung des Image der Kommune, der revolutionären Kommune, der Nachbarschaft, des Gemeinwesens, in dem die Fabriken Teil der Gemeinschaft sind, anstatt sich diese zu unterwerfen.« (vgl. Bookchin-Interview; dt. abgedruckt in TRAFIK, Nr.5/82). Die Kommune als wichtigster und zentraler Ort freiheitlicher und gemeinschaftlicher Lebenszusammenhänge gilt als die Grundlage einer ökologischen Gesellschaft, die ethisch auf einem radikalen, nichthierarchischen Naturverständnis und der Gegenseitigen Hilfe beruht. Diese Rekommunalisierung auf der Basis föderativer, selbstverwalteter Kommunen, die ihrerseits aus vielen kleinen, dezentralisierten Lebenseinheiten zusammengesetzt sind, zeichnet das Bild von der Einheit in Vielfalt und Verschiedenartigkeit, von Spontaneität und komplementären Beziehungen, frei von Hierarchie und Herrschaft, in Ausgewogenheit und Harmonie. Bookchins Plädoyer für eine freiheitlich-soziale Ökologie, die die Versöhnung von Gesellschaft und Natur anstrebt, gründet sich also auf die Gemeinschaft als einen wesentlichen Orientierungspunkt aller Politik.

In seinem neusten im Beltz-Verlag 1985 deutsch vorliegendem Buch **»Ökologie der Freiheit. Wir brauchen keine Hierarchien«**, gewissermaßen die Quintessenz seiner bisherigen Kritik der politischen Ökologie, formuliert Bookchin seine gesellschaftspolitischen Vorstellungen einer libertären Bindung an Dezentralisation, alternativer und überschaubarer Technologie sowie einer freiheitlich-humanen Praxis, deren wichtigstes Merkmal die *direkte Demokratie* sein soll. Historische Beispiele einer freiheitlichen Urbansierung sicht er vor allem in der antiken Polis, »eine politische Körperschaft freier Bürger« (SF-19, 3/85), in den mittelalterlichen Gemeinden, in den Stadtversammlungen Neuenglands, in den Bezirksversammlungen und der Pariser Kommune von 1793: »Die staatsbürgerliche Arena, ob als Polis, Stadt oder Nachbarschaft ist der eigentliche Ort, menschliche Wesen – über den Sozialisationsprozeß, der von der Familie geleistet wird, hinaus – zu zivilisieren.« (SF-19, 3/85).

Nun läßt sich sicherlich an den eben aufgezählten historischen Modellen einiges kritisieren. Auch Bookchin kann nicht daran vorbeisehen, daß das klassische Griechenland (Athen im 5. und 4. Jh. v.u.Z.) hierarchisch aufgebaut war und ähnlich wie das antike Italien, der amerikanische Süden bis 1865, die Karibik und Brasilien als Sklavenhaltergesellschaft zu kennzeichnen ist. Wir wissen, daß die Sklaverei in Athen und den anderen griechischen Stadtstaaten in wirksamer Weise andere Formen abhängiger Arbeit ersetzte. Angesichts des fehlenden freien Arbeitsmarktes wurden Sklaven als Arbeitskräfte von außen herangebracht, vor allem dann, wenn der inländische Arbeitsmarkt erschöpft war – so z.B. nach den Reformen Solons im 6. Jh. Für das Zustandekommen dergriechischen Sklavenhaltergesellschaft (genaue Angaben über die Zahl der Sklaven lassen sich nicht machen; die Schätzungen gehen entsprechend auseinander und differieren für das klassische Athen zwischen 20.000 und 400.000, wobei aber beide Grenzzahlen zweifellos unseriös sind) sind im wesentlichen sechs Voraussetzungen nötig: niedriger Entwicklungsstand der Technik, privates Grundeigentum, entwickelte Warenproduktion mit gesichertem Arbeitsmarkt, angemessene Mittel- und Großbetriebe (Manufakturen), hohe Organisationsfähigkeit der Wirtschaft und gesicherter Nachschub an Arbeitskräften.

Festzuhalten bleibt weiterhin, daß gerade im klassischen Athen die Bürde der durch nichts zu rechtfertigenden Sklavenexistenz – trotz aller Einschränkungen – ihrer entwürdigendsten, beleidi-



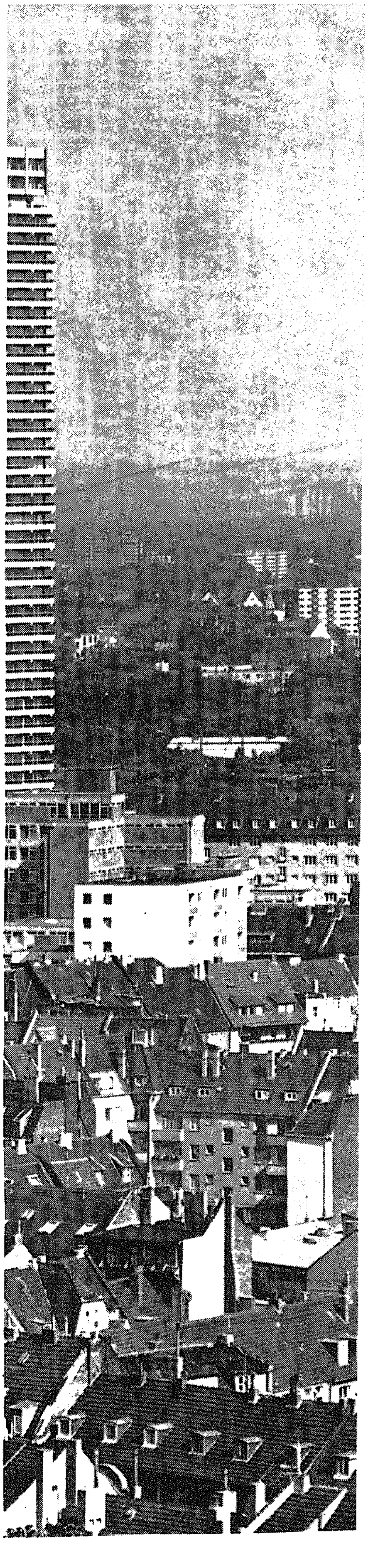
gendsten und unhumansten Wesenszüge entkleidet war: Sklaven durften Geldvorräte anlegen, trugen die gleiche Kleidung wie ihre Herren und arbeiteten auf vielen Ländereien und in zahlreichen Handwerksbetrieben Schulter an Schulter mit Freien, bei gleicher Verpflegung, Unterkunft usw.

Auch Bookchin bestreitet den Sklavenhaltercharakter des klassischen Griechenland keineswegs, relativiert jedoch das Ausmaß des Sklavenhaltens – völlig zu Recht, sieht man sich neuere historische Forschungen zu dieser Thematik an. Ihm geht es mit seinem Ansatz eines libertären Kommunalismus lediglich darum, den Aufbau der griechischen Polis und ihre innere Verfassung zu analysieren. Diese Vorgehensweise ist berechtigt, da die athenische Polis nur indirekt – allerdings nicht unwesentlich – von den Sklavenhalterstrukturen abhing; auch diejenigen griechischen Staaten, die keine Polisdemokratie kannten sondern die Tyrannis, basierten auf Sklavenarbeit: »Der bürgerliche Geist Athens hat seinen Ursprung in den Tugenden der freien Bauern, nicht in der Sklaverei oder im Patriarchat.« (M. Bookchin, Die Grenzen der Stadt, Berlin 1977). »Die Kleinheit der damaligen politischen Gemeinwesen« sowie »die relative wirtschaftliche Genügsamkeit dieser winzigen politischen Gemeinden« und nicht die Sklaverei sind, so Bookchin, Rüdiger u.a. als die eigentlichen Strukturmerkmale der antiken Demokratie zu benennen (vgl. auch Helmut Rüdiger, Föderalismus, Berlin 1979). Ausgehend von dieser Argumentationskette weist Bookchin daher die Annahme zurück, das Bild Athens entspräche einer Sklavenwirtschaft, »die ihre Zivilisation und ihre großzügige humanistische Weltanschauung auf dem Rücken menschlichen Leibeigentums aufbaute« (M. Bookchin, Die Formen der Freiheit, Telgte-Westbervern/Wetzlar 1977).

Verfassungsgeschichtlich stellte sich die Demokratisierung der griechischen Polis im klassischen Athen, auf der Grundlage eines Gemeinwesens mit einer breiten Schicht von kleinen Grundeigentümern, die sich nicht in jedem Fall Sklaven leisten konnten, durchaus als ein Ideal dar: eine direkte Demokratie, in der die Volksversammlung, zu der alle Erwachsenen männlichen Vollbürger ungeachtet ihrer sozialen Abstufung gehörten, ihre Beamten durch Los und Wahl bestimmte, über alle wesentlichen, aber auch über weniger wichtige Belange der Innen- und Außenpolitik detaillierte Entscheidungen traf und deren Einhaltungen selbst kontrollierte oder kontrollieren ließ. Jeder Bürger konnte de jure in der Versammlung zu jedem Tagesordnungspunkt das Wort ergreifen, Anträge oder Zusatzanträge stellen und in der Abstimmung mitentscheiden. Das oligarchisch-demokratische System Athnes gilt ganz allgemein als eine Form der sogenannten unmittelbaren Vollbürgerschaft, von der die Fremden, Minderjährigen und Frauen allerdings ausgeschlossen blieben. Die Volksversammlung setzte sich zusammen aus: Großeigentümern an Land und Manufakturen (zahlenmäßig nur wenige, die eigentlichen Sklavenhalter) und der großen Zahl der Bürger ohne jedes Eigentum (angewiesen auf Lohnarbeit und Diäten) bzw. mit kleinem Eigentum, wirtschaftlich zwar selbständig, doch immer in der Gefahr des sozialen Abstiegs und der Verproletarisierung.

Ohne Frage läßt sich an Bookchins Einschätzung der athenischen Polis, in der er kommunalistische Ansätze verwirklicht sieht, nur bedingt festhalten. Nur unzureichend bemüht, die damalige griechische Gesellschaftsstruktur sowie die Existenzbedingungen der attischen Volksversammlung, deren obligatorisches Demokratieverständnis nur sehr wenig mit dem unsrigen gemein hat – nicht zuletzt aufgrund des politischen Ausschlusses aller Frauen, zu analysieren, trennt er unzulässigerweise die Polis von ihren Rahmenbedingungen, nämlich einer weitreichenden Sklavenhalterökonomie.

Weiter versucht Bookchin seinen Ansatz eines libertären Kommunalismus am Beispiel der amerikanischen Neu-England-Staaten (Vermont, New Hampshire, Maine, Massachusetts, Connecticut und Rhode Island) zu verdeutlichen. Auf diesem Sechs-Staaten-Gebiet wurden während der Kolonial- und frühen Unionszeit seit dem 17. Jahrhundert die ersten amerikanischen Städte und freie, bäuerlich-handwerkliche Siedlergemeinden gegründet, »um gemeinsam den Frieden zu wahren und sich zu schützen« (Schibel, Das Alte Recht auf die neue Gesellschaft, Frankfurt 1985). Diese politisch selbstverwalteten Kommunen versorgten sich wirtschaftlich weitgehend selbst. Möglich war dies vor allem infolge der schnellen Besiedlung des Landes und einer schwachen Zentralgewalt.



Für Bookchin besteht auf diesem Territorium seit ca. 300 Jahren eine ausgewachsene Tradition kommunaler Autonomie und gegenseitiger Hilfe. Diese basiert auch auf den Erfahrungen der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts sowie der amerikanischen Revolution mehr als ein Jahrhundert später. Geprägt ist dieser offene Munizipalismus durch eine Tradition von starken Gemeindeversammlungen, öffentlicher Kontrolle und weitgehend geminderten Staatsaktivitäten. Hierzu ist allerdings zu bemerken und darauf geht Bookchin nicht ein, daß auf den sogenannten Town meetings, den Stadtversammlungen, lediglich die Mehrheit der freien, weißen Männer stimmberechtigt teilnehmen durfte – die Mehrheit der Bevölkerung, Frauen, Schwarze und Indianer blieben von diesem Gleichheitsgrundsatz ausgeschlossen. Auch der Aspekt der fragwürdigen Lynch- bzw. Volksjustiz, der unter die Selbsttätigkeit der amerikanischen Communities fiel, bleibt bei Bookchin unerwähnt.

Gleichwohl ist es ein Verdienst Bookchins auf die amerikanische Community-Bewegung hingewiesen zu haben, auf deren Tradition er seinen libertären Kommunalismus, zusammen mir einer »höchst bewußten, gut organisierten und programmatisch einheitlichen libertären Bewegung« (SF-19, 3/85) in Richtung seiner Utopie einer Konföderation freier Kommunen aufzubauen versucht. Bemüht, nicht mehr ausschließlich in den Maßstäben der spanischen, russischen oder französischen Revolution denken zu müssen, bezieht er auch die – wenngleich nicht ungebrochenen – freiheitlich-kommunalistischen Erfahrungen der amerikanischen Revolution, der antiken Polis sowie der mittelalterlichen Dorfgemeinden in sein Denken ein. Seine These, daß eine kommunalistische Tendenz im Anarchismus schon immer bestanden hat, läßt ihn den munizipalistischen Faktor, neben dem syndikalistischen und individualistischen, mindestens als gleichwertig ansehen.

Bookchin strebt also die (Re-)Kommunisierung auf basisdemokratischer, libertärer Grundlage an und will hierzu die örtlichen Befugnisse stärken: »Ich möchte dabei den Anarcho-kommunalismus zusammen mit ökologischen und feministischen Fragen, mit den bestehenden Anti-Atom-Fragen und in Verbindung mit den öffentlichen Institutionen in der Gemeinschaft verstanden wissen« (Bookchin-Interview; Trafik 5/82). Nicht nur in den USA, auch in Europa und in der BRD sieht er realistische Möglichkeiten. »eine lokalistische, auf der Ebene der Nachbarschaft, der Gemeinde, der Stadt verankerte Bewegung in ähnlichen Formen, wie sie in Neuengland existieren . . . nach Regionen konföderativ organisiert, bis hin zu einer Organisation auf der Ebene der Länder oder des Bundes« zu entwickeln (M. Bookchin: Parteipolitik oder populistische Politik, in: Kommune 1/85)

Bookchin entwirft, auf der Basis der Kommunisierung, sein Konzept einer Dualmacht, »organisiert als Föderation von Nachbarschaften, Gemeinden, regionalen Gruppen und Städten, die als Gegengewalt zu der wachsenden Macht des zentralistischen Staates und der Unternehmen auftreten könnte«. (Ebd.) Eine andere Alternative, eine andere Arena des Wirkens als diejenige der Wiederbelebung der freiheitlichen, dezentralisierten Kommune, die er in den Gemeinderäten, den regionalen städtischen Netzwerken, der Nachbarschaft und in den Gemeindeversammlungen der einzelnen Stadtteile begraben glaubt, sieht Bookchin zur Zeit nicht.

Siegbert Wolf, Frankfurt

btr.SF-19 Bookchins-Thesen

Die Diskussion um Murrays Neuansatz anarchistischer Praxis muß noch erheblich weitergehen; sie muß vor allem noch konkreter werden. Ich habe aufgrund meiner Vorbehalte gegenüber dem Klassenkampfdenken als der einzig gesellschaftsverändernden Kraft zunächst große Sympathien mit Bookchins Ansatz und Zielvorstellungen. Aber seine Beispiele sind meines Erachtens noch weniger haltbar, als dies in Siegbert Wolfs Kritik zum Ausdruck kommt. Man könnte sich fragen, ob Murray es sich nicht einfacher machen sollte und die konkrete historische Praxis besser außer acht ließe. Er könnte das *Prinzip* der Bürgerversammlung herausstellen und als *Modell* ausbauen; er könnte die Fehler theoretisch ausschließen, könnte über die Gleichberech-

tigung der Geschlechter und Rassen als genauso notwendige Voraussetzung für eine egalitäre Gesellschaft schreiben, wie es der gleiche Zugang zu den Produktionsmitteln, Reichtümern, Ressourcen, Eigentum an Land etc. wäre. Aber er tut es nicht. Warum?

Wenn man die Fehler theoretisch ausschließen will, müßte man die Bedingungen benennen, die notwendig wären, um eine wirklich libertäre Gesellschaftsform auf kommunalistischer Basis zu erreichen. Man müßte sich klar machen, wie die Gleichberechtigung der Geschlechter, die der Minderheiten etc. erreicht und institutionalisiert werden kann. Dies auszuarbeiten wäre vermutlich für Murray keine wirkliche Aufgabe. Seine **Ökologie derFreiheit** müßte allerdings weit mehr ins Detail gehen und dafür auf die philosophischen Aspekte stärker verzichten. Noch weiter von seinem Konzept weg, müßte er, wollte er die Bedingungen konkretisieren, wie die Selbstjustiz vermieden, welche gesellschaftliche Kontrolle (Kontrolle, die noch dazu wieder direkt überprüfbar, kontrollierbar sein müßte, um nicht erneut Machtinstrument zu werden!?!) zulässig wäre und eingeführt werden müßte. Es würde ihm auch schwerer, müßte er nachweisen, daß für die Freiheit zu Versammlungen gehen zu können wirklich kein anderer (Sklave, Lohnarbeiter, Gastarbeiter etc.) zu arbeiten hat. Es steht ferner zu vermuten, daß für die Ämterübernahme in einer Polis-freien Gesellschaft trotz Diäten doch nicht wirklich jeder in Frage kommen konnte, denn wer würde den Boden eines Kleinbauern (ohne Sklaven) in der Zwischenzeit bearbeiten?

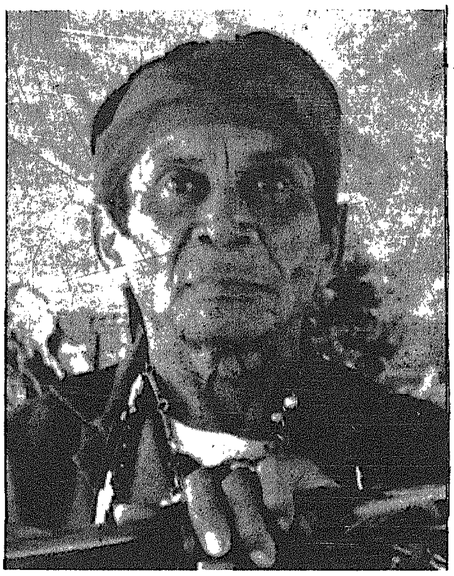
Diese Fragen sind natürlich durchaus lösbar und es wäre sinnvoller, gerade diese widersprüchlichen Fragen der historischen Beispiele herauszufiltern und an sie weitergehende Überlegungen anzuknüpfen. Wenn Bookchin bestimmte Probleme eher herunterspielt, will er vermutlich – gegenüber der zu überzeugenden Öffentlichkeit – darstellen: seht her, es hat alles schon gegeben, es hat alles schon funktioniert, es gibt Traditionen, die wir neu beleben können – und: sie liegen gar nicht so weit von eurem alltäglichen gewöhnten Lebenstil entfernt; es bedarf keiner Revolution oder sonstigem Umsturz, ihr müßt nur aktiver werden. Keine angst, es passiert euch nichts, die Anarchisten sind keine Menschenfresser. . .<

Das ist natürlich übertrieben und vielleicht zu sarkastisch, aber die einzige Erklärung, die ich dafür finde, warum er nicht gerade an den Widersprüchen weiterbohrt, um sein in den Ansätzen richtiges Konzept zu vervollständigen, um es zu einer tatsächlichen libertären Alternative zu machen, die eben noch nicht und noch nie verwirklicht war, die es aber nichtsdestotrotz zu verwirklichen gilt, will man die menschengerechte Gesellschaft ohne neue Opfer aufbauen. Daß Bookchin *nicht* in diese Richtung denkt, hat sich auch bei der FLI-Diskussion mit ihm in Frankfurt 1985 gezeigt. Die historische Praxis scheint ihm für sein Konzept unentbehrlich, also verteidigt er sie. Lassen wir uns weiterhin auf diese Diskussion ein, führt sie uns auf ein Abstellgleis, – denn letztlich ist es für unsere zukünftige Praxis unwichtig, wie demokratisch oder feudalistisch oder patriarchalisch die Griechen Athens waren. Wichtig ist, ob wir uns heute die Bedingungen für einen praktischen und theoretischen libertären Kommunalismus schaffen können, der die Gesamtgesellschaft und ihre Veränderung (über Gegenmacht?) genauso im Auge behält, wie die alltäglichen, zwischenmenschlichen Beziehungen oder die Besitzverhältnisse.?? Eine Diskussion darüber brächte uns auch näher an die allseits (Graswurzelrevolution, Projekt A, DFG) gestellte Forderung nach einer »Aktualisierung des Anarchismus«; – näher jedenfalls als dies in den Absurditäten eines Michael Leisching (»Plädoyer für eine Neue Rechte: Anarchisch aristokratische Allianz«, DFG 13/14, 1985) oder den »Genuitäten« eines Rolf Cantzen (»Der Anarchismus ist tot, es lebe der . . .«, ebd.) zu finden ist.

Wolfgang Haug, Grafenau

btr.: »Völker ohne Regierung« in SF 20

Zum besseren Verständnis des Nachfolgenden will ich vorausschicken, daß mein Interesse am Anarchismus über eine Beschäftigung mit dem Geschlechter-Konflikt entstanden ist. Folge davon war mein derzeitiges Engagement in der Männer-Bewegung, wobei ich feststellte, daß – wie zuletzt auf den Hamburger Männertagen – bei bewegten Männern



eine hohe Sensibilität vorhanden ist, was Strukturen, Apparate, Podien, Gurus, Vorbeter, Staat und auch Parteien etc. betrifft: Eine große Menge lehnt das – teilweise ganz schön emotional – ab. Das ging in Hamburg so weit, daß Männer, die in irgendeiner Form ›für andere‹ sprachen, regelmäßig darauf hingewiesen wurden, daß ›die anderen‹ für sich selbst sprechen könnten. Diese anti-autoritäre Haltung ist auch in meinem Männer-Zusammenhang ein von allen vertretenes Bedürfnis. Unsere Namensgebung plus Symbolik zeigt das anschaulich: ›Brandungen‹, der ruhige weite Ozean, ›wo Felsen ragen, soll Ozean fließen‹, ›Die Zärtlichkeit muß größer sein als ein Elefant‹, ›Die in Sehnsucht leben, wachsen zu Riesen‹. Schon der Name ›Männer*gruppe*‹ verfiel der Ablehnung – es sollte einfach heißen ›Männer aus Karlsruhe und Umgebung‹. Ein ›Vorstand‹, ein ›Programm‹, ›Mehrheitsbeschlüsse‹ wären undenkbar.

Diese Sensibilität und Ablehnung von allem, was nach HERRschaft bzw. deren Attribute riecht, kommt meines Erachtens aus einem Bedürfnis heraus, zumindest individuell aus seinem eigenen ›Patriarchat‹ aussteigen zu wollen. Ich befinde mich – ganz und gar behaftet mit patriarchalem Denken, Fühlen, Verhalten, Tun, Sprechen, Körpersprache etc. – in einem permanenten Widerspruch, der als ›innere Zerissenheit‹ bezeichnet werden kann. Ich sehe meine eigene Sehnsucht nach ›Strukturlosigkeit‹ als einen Versuch, aus dieser Zerissenheit heraus ans andere ›rettende Ufer‹ zu kommen. Insofern war es für mich logisch, Interesse für eine Theorie zu zeigen, die vorgibt, die ›Herrschaftslosigkeit‹ zum Ziel und Inhalt zu haben. Solcherart hochgespannte Erwartungen waren bald herb enttäuscht, zumal ich feststellen mußte, daß anarchistische Herrschaftslosigkeit noch längst nicht HERRschaftslosigkeit sein muß. Es liegt mir nicht daran, den SF in Bausch und Bogen zu verdammen, doch drängt sich nach Durchlesen mehrerer Nummern der Eindruck auf, daß auch hier nur die Befreiung der Männerhälfte des Himmels zur Debatte steht. Und hier wäre ich bei **Barclay, ›Völker ohne Regierung‹**, wo in geradezu klassischer Weise diese Gleichsetzung ›Befreiung = Befreiung der Männer‹ vorgeführt wird.

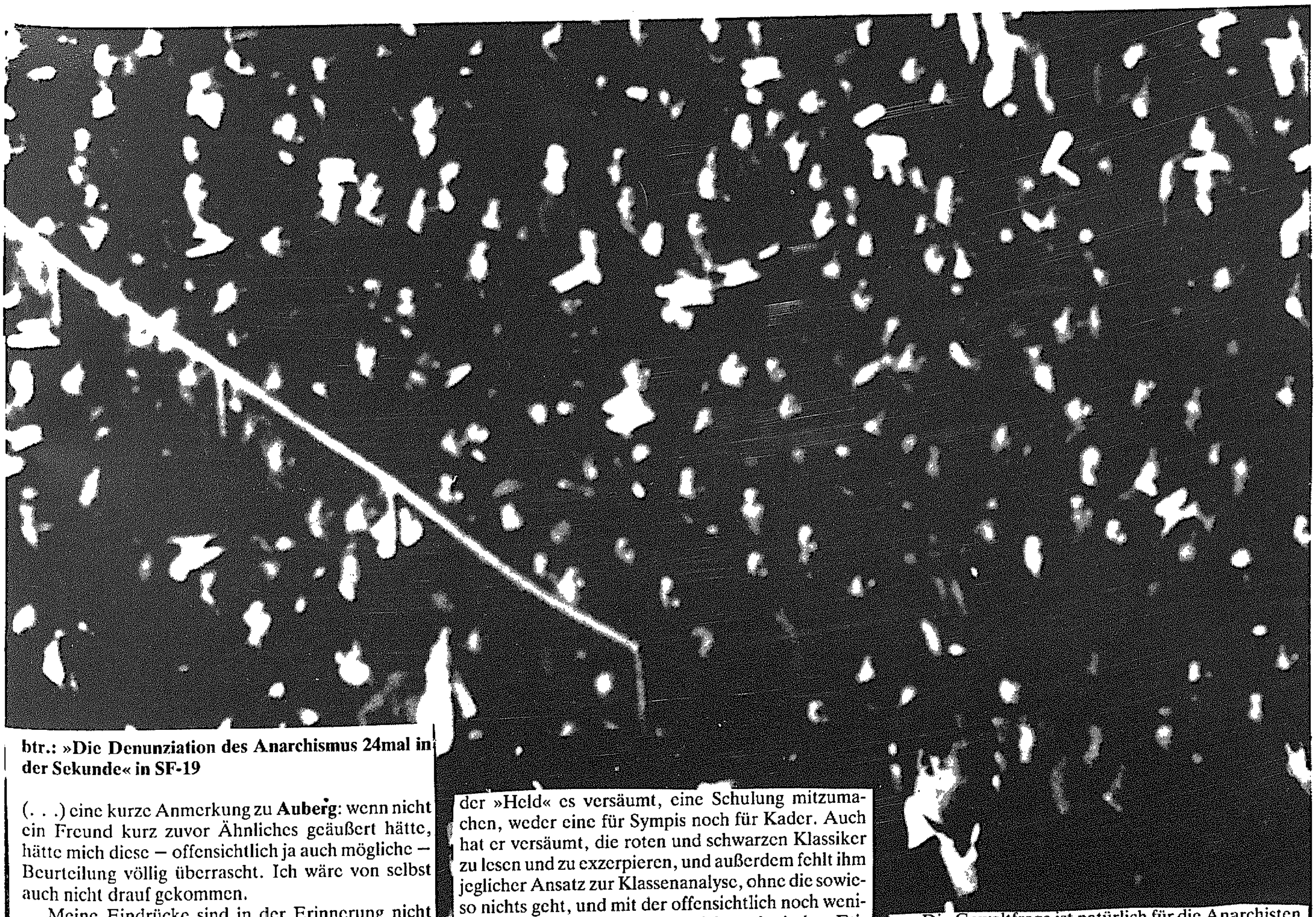
Schon bei der Definition von ›Anarchie‹ eliminiert Barclay den Geschlechterkonflikt: »Anarchie = Gemeinwesen ohne Herrschaft, d.h. ohne Regierung und Staat – Punktum – Und das, obwohl Barclay dann zweimal – wenn auch verharmlosend - davon spricht, daß in den ›wilden Stämmen‹ die »Vorherrschaft der alten Männer« angetroffen wird (S. 44), bzw. die 4 Führertypen ›Großer Mann‹, ›Heiliger Mann‹, ›Techniker‹ und ›Alter Mann‹ herausarbeitet. Barclay war also die Existenz der Geschlechterunterdrückung bekannt. In seiner Werte-Skala bzw. Bewertung war sie jedoch so niedrig eingestuft, daß er glaubte, sie vernachlässigen zu können.

Der Frankfurter Ethnologe Klaus E. Müller hat in ›Die bessere und die schlechtere Hälfte‹ (Campus-Verlag, 1984) mit einem irrsinnigen Tatsachenmaterial nachgewiesen, daß eben der Geschlechter-Konflikt ein *universales* Phänomen darstellt, dessen Grundzüge – unabhängig von ihrer Kultur- und Epochenzugehörigkeit – weltweit übereinstimmen. Er hat die männliche Suprematie sehr differenziert für die wildbeuterischen-, Pflanzer-, hirtennomadischen-, bäuerlichen- und städtischen Gesellschaften dargestellt. Hinsichtlich der Erkenntnisse über die Pflanzer- und Wildbeuter-Gesellschaften erinnert mich vieles an die Erkenntnisse Barclay's. Mit dem entscheidenden Unterschied allerdings, daß ich nach der Müller-Lektüre diese frühen Gesellschaftsformationen niemals als *›egalitär‹* oder gar ›Beispiele von Anarchien‹ bezeichnen könnte. Barclay kann das offensichtlich, verrät aber dadurch, *daß er ›egalitär‹ und ›Anarchie‹ nur auf die Gruppe der Männer bezieht* und die Gruppe der Frauen und die Beziehung der Geschlechter ausklammert. Ich will durch diesen Leserbrief erreichen, daß in den Begriff und die Praxis ›Anarchie‹ *die historisch älteste, universalste und am massenhaftesten und grausamsten auftretende Form der Unterdrückung*, nämlich das **Patriarchat** bzw. die männliche Vorherrschaft, eingebracht wird.

Mein Standpunkt hierbei ist ein männlicher: Weil ich mich nicht nur als Täter sondern auch als *Opfer* des Patriarchats erlebe, fühle und begreife. Insofern wäre Anarchie im engeren Sinne ein Gemeinwesen ohne HERRschaft, d.h. ohne Geschlechterunterdrückung, ohne Regierung und ohne Staat.

Ich habe in dieser allgemeinen Definition das Wort ›Patriarchat‹ bewußt vermieden, weil ich – sowohl auf die ferne Utopie als auch auf die lebbare Utopie bezogen – das Matriarchat als Form der Geschlechterunterdrückung ablehne. Gleichwohl tritt *HEUTE* die Geschlechterunterdrückung weltweit als Patriarchat auf, sodaß sich aktuell die anti-autoritäre Opposition gegen Patriarchat und Staat und Regierung richten sollte. An einem Meinungsaustausch mit SF-Leserinnen und Lesern wäre ich interessiert, deshalb die vollständige Adresse:

Wolfgang Ratzel
Lachnerstr. 18
7500 Karlsruhe



btr.: »Die Denunziation des Anarchismus 24mal in der Sekunde« in SF-19

(. . .) eine kurze Anmerkung zu **Auberg**: wenn nicht ein Freund kurz zuvor Ähnliches geäußert hätte, hätte mich diese – offensichtlich ja auch mögliche – Beurteilung völlig überrascht. Ich wäre von selbst auch nicht drauf gekommen.

Meine Eindrücke sind in der Erinnerung nicht immer detailgetreu, so habe ich die meisten Namen vergessen. Ich habe den Film vor einem Jahr in Berlin gesehen – aber es ist ja vielleicht auch interessant zu sehen, was eigentlich übrigbleibt. . . Ich habe seinerzeit Besprechungen gelesen, u.a. eine im *SPIEGEL*, den ich mir damals noch antat, und war sehr angetan. Vor allem auch davon, daß der »Held«, Tonino, als außerordentlich häßlich beschrieben wurde, für mich dann ein starkes Motiv, da reinzugehen. Wie groß dann meine Enttäuschung, als ich ihn außerordentlich anziehend erleben mußte! Doch das ist natürlich Geschmacks- und sowieso Nebensache. Wenn auch nicht ganz unwichtig, ob einem Schauspieler gefallen, oder ob sie selbst ihrer Rolle widersprechen. (So habe ich auch die Schauspieler von Sacco und Vanzetti vor Augen, – *sie* prägen, als Anarchisten, die zur Identifikation einladen einen Film, den ich deshalb natürlich auch anders einschätze als Jörg Auberg).

Aber Tonino war nicht das einzige, was mir an Lina Wertmüllers »Film de amore e de anarchia« gefiel, genaugenommen gefiel mir alles, den Titel eingeschlossen. – Der filmische Auftakt, ebenso wie der inhaltlich-historische, waren, wie ich meine, überzeugend: Tonino versteckt Michele, unterhält sich mit ihm, bindet sich auf einer ganz und gar persönlichen Ebene an ihn – eine Bindung, die nicht vom Tod aufgehoben wird, sondern hier erst zum Tragen kommt, wenn es Tonino übernimmt, Micheles Sache zu Ende zu führen. Damit ist auch zureichend der anarchistische Charakter des »Helden« definiert: es ist eine persönliche und emotionale Beziehung zu einem Menschen, die ihn aufrüttelt; er entscheidet sich spontan zum Handeln; und er löst auch gleich, ebenso spontan, die Gewaltfrage für sich. So einfach ist das manchmal, wenn auch leider nicht für uns. Aber deswegen handeln wir ja vielleicht auch nicht, sondern gehen ins Kino oder schreiben an die Redaktion vom SF. Tatsächlich hat der »Held« es versäumt, eine Schulung mitzumachen, weder eine für Sympis noch für Kader. Auch hat er versäumt, die roten und schwarzen Klassiker zu lesen und zu exzerpieren, und außerdem fehlt ihm jeglicher Ansatz zur Klassenanalyse, ohne die sowieso nichts geht, und mit der offensichtlich noch weniger geht. Tatsächlich kann er nicht mal mit dem Etikett des »Anarchismus« was anfangen. Eine *wunderbare Persönlichkeit* wie ich finde; keinem Programm kommensurabel. Er lebt einfach seine Entscheidungen – und ist es nicht genau das, was die Anarchisten ausmacht, was wir an den Alten bewundern, an Augustin Souchy z.B., oder ich denke an die Todesanzeige, die ich in der taz las, für Curt Moeller, den ich nicht kannte, der durch sein unbeirrtes Leben »ein Stück Bestätigung der anarchistischen Utopie« war? Eben auf dieses unbeirrte Leben setzt die Anarchie, nicht auf Mitgliedsbücher, Führer oder ZK's. Und so wird auch die Utopie weitergetragen, nicht durch Programme und trotz der offensichtlichen (und zweifellos bedauerlichen) hoffnungslosen Mängel im Bereich der Gesellschaftsanalyse, wie sie *Günter Hartmann* in der SF-Sondernummer *Arbeit* zutreffend benennt.

Auch Toninos Entscheidung zum Handeln erfolgt nicht auf einen Befehl oder zumindest ein Signal von oben, es ist die unumgängliche Konsequenz der eigenen Lebenshaltung. Gut, daß es so Leute gibt. Es gab sie auch in Deutschland, ich erinnere an Georg Elsner, der Hitler leider nicht umbrachte. Ein unwichtiger Mann mit einem lächerlichen Fehler, der zu seiner Verhaftung führte, und doch gewichtiger in der Waagschale der Geschichte als die staatlich gefeierten Scheinriesen des 20. Juli, die, nachdem sie Millionen Menschen in den Tod befohlen hatten, dennoch nicht den eigen riskieren wollten, durch den das Attentat gelungen wäre.

Die Entscheidung zur Handlung ist für Tonino zugleich eine zur Gewalt. Auf einer sehr einfachen Ebene setzt sich die Erkenntnis durch, daß man den Faschismus auch dadurch besiegen muß, daß man seine Leitfiguren umbringt. Der Faschismus hat auch deshalb gesiegt, weil das entweder nicht erkannt wurde oder die Konsequenz mißlang. Die gefeierten Offiziere des 20.Juli warteten Jahre, bis diese Erkenntnis ihnen zur Praxis werden sollte; dieser einfache Bauer entscheidet sich erheblich schneller – obwohl er sich der Geschichte ziemlich mühelos hätte entziehen können.

Die Gewaltfrage ist natürlich für die Anarchisten ein heißes Eisen, man hat das hundert Jahre währende Gezeter im Nacken. Ich denke da auch an die Naivität Augustin Souchys, der 1936 in Barcelona gestehen muß, daß er nicht weiß, wie ein Gewehr funktioniert, und der dann die Rundfunk- und Schreibtischarbeiten machen darf; ich denke auch an die vehement vorgetragenen Versuche des alten Augustin, den scharfen Trennungsstrich zwischen Gewalt und Anarchie zu ziehen, Im *SPIEGEL* 1983, im SF oder im Streit mit Clara Thalmann im Film der Medienwerkstatt (was an meinem Respekt und an meiner Zuneigung zu Augustin gerade in seiner pazifistischen Naivität nichts ändert); ich denke auch an Emma Goldman, die in Petrograd am Fenster steht und sieht, wie die geschlagenen Arbeiter von der GPU abgeführt werden, die Kronstadt hautnah erlebt und die von Machno gerufen wird und – Briefe schreibt, an Sinovev z.B., ausgerechnet an Sinovev! Wie sehr wünschte man sich, auch noch im vergeblichen Nachhinein, ein solches Bekenntnis zur Gewalt, wie es dieser italienische Bauer zeigt. Und tatsächlich gelingt der Sieg über den Faschismus nur über Mussolinis Tod; als die italienische Armee in ihrer Niederlage dies auch begreift, ist der Faschismus dort erledigt.

Das Bordell als Rahmen des Geschehens zu nehmen, finde ich außerordentlich reizvoll. Natürlich begegnet man den ersten Bildern mit einem spannerhaften Blick, aber das ist schnell erledigt. Es gibt überhaupt keine Berührungsängste; unter einem libertären Blickwinkel erhalten die hier lebenden und arbeitenden Frauen – von außen nur abstrakte Größen der Verachtung, der Neugier oder der Bewunderung – ihre eigene Individualität zurück, in einer ziemlichen Bandbreite. Es gibt plötzlich die scharfen Grenzziehungen nicht mehr, es gibt nebeneinander die Geilheit und die Zärtlichkeit. die Gewalt und die Liebe, den Faschismus und das feingesponnene Netz des Widerstands, Denunziation und Solidarität, unter einem Dach, sogar auf einem Motorrad mit Beiwagen. Und: eine so einfühlsame und zärtliche Beschreibung einer Liebe wie der zwischen Tripolina und Tonino gelingt nicht immer im Film.



Das Attentat, um das es eigentlich geht und dessen Schatten ständig über dem Film liegt, mißlingt natürlich. Aus so vielen Gründen wie überhaupt nur möglich. Außerdem hat der Held Angst – eine Stelle, die mich tief erschütterte. Die Helden in den Defa-Filmen haben keine Angst. Natürlich hängt Tonino am Leben,das ist ja auch eine elementare Aussage der Anarchie, dieses absolute »Ja« zum Leben und seinen unausgeschöpften Möglichkeiten, zu diesem einmaligen und unwiederholbaren Leben.Der Libertäre ist kein Kader. Und auch kein perfekter Techniker des Attentats – die sind selten und auch nicht immer erfolgreich, wenn ich zum wiederholten Male an die Männer vom 20. Juli erinnern darf. Und Tonino lebt nicht mehr alleine – eine fatale Veränderung, durch die er sich ausliefert und ermöglicht, daß sein Schicksal von außen besiegelt wird.Das alles kulminiert in dem merkwürdigen Akt der Verzögerung, einem handlungsbestimmenden Element, – er wacht zu spät auf. Es bleibt der immanente Widerspruch zwischen der Lust zum Leben und der Notwendigkeit des tödlichen Kampfes unaufgelöst – und das ist auf einer anderen Ebene auch legitim. Nur kann es kein privates Glück geben unter den Bedingungen des Faschismus, zumindest für die nicht, die diese Bedingungen durchschaut haben.

Tonino kommt also zu spät, das ist fast ein Motiv der klassischen Tragödie. Es folgt auch die Tragödie, wenn auch in der Form der Komödie. Das Publikum in Berlin lachte Tränen, als der letzte Schuß Toninos, der für sich selbst, keine Kugel mehr fand, und als auf der Flucht die malerischen Marktstände malerisch umstürzten. Ich sah keinen Grund zum Lachen, eher einige, ein paar Leuten im Kino auf die Fresse zu hauen. Aber das sind Ersatzhandlungen, und außerdem macht man das nicht.

Alles ist in diesen sinnlosen Sequnezen verzerrt, falsch und zugleich in der merkwürdigen Weise komisch, die das Lachen provoziert und zugleich nicht zuöäßt. Sinnlose Schüsse auf die Polizisten (obwohl sie unter den Bedingungen des Faschismus sicher auch Falschere hätten treffen können), eine sinnlose Flucht, die sinnlose Gestik und das jetzt, weil zu späte sinnlose revolutionäre Pathos. Obwohl der Ruf »Es lebe die Anarchie« ja nie und nirgends völlig sinnlos ist. . .

Das Ende war fürchterlich, deprimierend und realistisch. Der Hinweis auf die Costa-Gavras-Stimmung entwertet das nicht. So starben Menschen, die gegen den Faschismus gekämpft haben. Allein, lautlos, unbekannt. So viele, von denen wir nichts wissen. Hier, in Italien, in Spanien, in der UdSSR, in Argentinien, überall, wo Anarchisten (und nicht nur sie) kämpften. Es ist nicht falsch, ab und zu daran erinnert zu werden.

Eine Denunziation habe ich in den 2 Stunden Kino nirgends gesehen. Aber, natürlich, ich habe den Film »De amore e de anarchia« auch so gesehen, wie ich ihn sehen wollte.

Zugeben muß ich allerdings, daß mich die Reaktion der Presse irritierte. Aber ebenso irritiert mich, daß das Hessische TV einen Film über die CNT zeigt, oder das ZDF den Film der Medienwerkstatt oder einen Bericht über Arthur Lehning. Vielleicht ist es nur auf dem Hintergrund der absoluten Harmlosigkeit der – zudem antikommunistischen – libertären Bewegung zu verstehen? Aber dies beweist noch nicht den denunziatorischen Charakter solcher Beiträge. Lieber wäre mir auch gewesen, Lina Wertmüller hätte nicht am Ende Malatesta zitiert. Nun, als Schlußwort: der Film zeigt sichert nicht *die* Anarchie oder *den* Anarchismus. Weil die's ja auch zum Glück nicht gibt.

Salud y Anarquia
Andreas Ruppert, Ahden

★ALTE AUSGABEN DES SF:
Ab und zu hält sich hartnäckig das Gerücht, eine bestimmte Nummer des SF – etwa die Kulturnummer – sei vergriffen. Ursache geben linke Buchläden, die den SF nicht nachbestellen, wenn das abonnierte Kontingent ausverkauft ist. Fordert die Ladenmacher/innen deshalb auf, den SF nachzuordern; falls es aus welchen Gründen auch immer nicht gelingt, wendet euch direkt an uns; gültig ist in jedem Fall die unten wiedergegebene Liste: alle dort inhaltlich wiedergegebenen Nummern sind noch lieferbar. Um neueren Abonennten die Gelegenheit zu geben, ihre Sammlung zu vervollständigen und bei Bekannten und Interessierten zu einem günstigen Preis für den SF zu werben, machen wir folgendes Angebot: Für 4 alte Ausgaben schickt ihr uns 10 DM (Schein, Überweisung, Briefmarken). Welche Nummern ihr haben wollt, schreibt ihr dabei. Zur besseren Orientierung hier die Inhaltsangaben der noch lieferbaren Ausgaben; zusätzlich haben wir eine mit Anmerkungen, Register, Vorwort, Rezension etc. kommentierte **»Nostalgie«-Auswahlnummer«** zusammengestellt.



Nr.14: (64 Seiten)
★ Arbeit, Entropie, Apokalypse und 35-Stundenwoche ★ Geheimer NATO-Stützpunkt auf den Färörn ★ Cruise auf U-Boote - NATO-Pläne ★ Europawahlboykott ★ Antipädagogik contra Libertäre Pädagogik ★ Gesell-Diskussion ★ Das letzte Interview mit Augustin Souchy; + Filmbesprechung Die lange Hoffnung ★ Aufruf an Anarcha-Feministinnen ★ Kritik an den Ökolibertären u.v.a.m.

Nr.15: (64 Seiten)
★ Kulturnummer? ★ FLI-Treffen (Lutter) ★ Automatisierungsdebatte ★ Interview mit A. Gorz ★ Frau-Mann-Maschine ★ Hacker ★ Pädagogik-Diskussion ★ F. Ferrer ★ Anti-Kriegs-Museum, ein Interview ★ Europawahlnachschlag ★ Migros-Opposition ★ Projektemesse ★ Souchy: Mexiko ★ Reimers: Oskar Kanehl ★ Faschismus – Antifaschismus ★ S.Gesell-Diskussion ★ Omori ★ Libertäre Comics ★ Venedig Veranstaltungsplan ★ u.v.a.

Nr.16: (64 Seiten)
★ Venedig-Berichte (5 Teile) ★ Feminismus und Anarchismus (Vortrag aus Venedig) ★ 1984 = Die Ware (J. Clark-Vortrag aus Venedig) ★ Zur Wende ★ IWF-Kritik ★ Kolumbien/Selbstverwaltung ★ »Atommüllpriester« ★ Buko-Bericht ★ Oskar M. Graf ★ »Bakuninhütte« – Erinnerungen von Fritz Scherer ★ Nachruf auf Otto Reimers ★ Stowasser-Prozeß ★ u.v.a.

Nr.17: (64 Seiten)
★ A-Szene ★ Industrialismus-Kritik, Teil 1 (Ansatz von Alvin Toffler) ★ Sozialstaat oder Marktanarchie ★ Bookchins Natur- und Evolutionsverständnis ★ Menschenrechte ★ Chile-Widerstandstage ★ Puerto Rico Landbesetzungen ★ Angst des Bürgers vor dem Anarchismus (Casas Viejas) ★ »Nährbodenforschung« Neonazis ★ Spuren der Besiegten (Rez.) ★ Zeitschriftenschau ★ u.v.a.m.

Nr.18: (64 Seiten) (Kulturnummer)
★ Theater im Zeitalter totaler Medienwelt ★ Videofront ★ Kultur oder wat? ★ Wider die Vereinnahmung ★ Über Carl Einstein; mit seiner Rede über Durruti ★ Das andere Amerika (Filme) ★ Jean Vigo (Filmemacher) ★ Streit um den CNT-Nachlaß ★ Tschernyschewski: Verwertung von Politik und Kultur ★ Herrschaftskultur: Reise in irische Knäste ★ A-Szene (FLI, AFN, »Volksfront«), u.v.a.m.

Nr.19: (64 Seiten)
★ Unruhen in Griechenland ★ Entstehungsgeschichte der PASOK ★ Raus aus der NATO? ★ Thesen für einen libertären Kommunalismus ★ Kritik der Toffler-Thesen ★ BTX ★ Reise in irische Knäste, Teil 2 ★ Einstellung der Zeitschrift »Anschläge« ★ Kritik der Subkultur (Punk und Ökobank) ★ Anarchismus und Mystik ★ Uracher Kommune 1919 ★ Frauen in der FAUD 1919-1933 ★ Anarchafeminismus ★ »Liebe und Anarchie«

Nr.20: (64 Seiten)
★ Anti-NATO-Kongreß ★ Militarisierung der USA und UdSSR ★ Bruch mit den GRÜNEN ★ Sarc/tazhh ★ Unruhen in Spanien ★ Interview mit Clara Thalmann (I) ★ Deutscher Kolonialismus ★ Barclays Anthropologieansatz ★ Postmoderne ★ Diskussionsteil etc.



Für SF-Interessierte!
Für die Leser/innen hat der Regenbogen-Konkurs auch seine guten Seiten; wir bekamen überraschenderweise alte SF-Nummern zurück, die bei uns längst vergriffen waren; wer sich dafür interessiert kann auch wieder folgende Nummern als Bestandteil des Viererpäckchens (10.-DM Schein) anfordern: Nr.6 (Startbahn-West-Nummer), Nr.7 (u.a. Hambacher Fest, Filme über Spanien 36), Nr.8 (u.a. Interview mit Augustin Souchy), Nr. 9 (u.a. die umstrittene Nummer über Nationalrevolutionäre), Nr. 11 (DAS in Spanien etc.).

